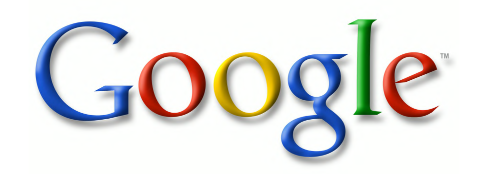
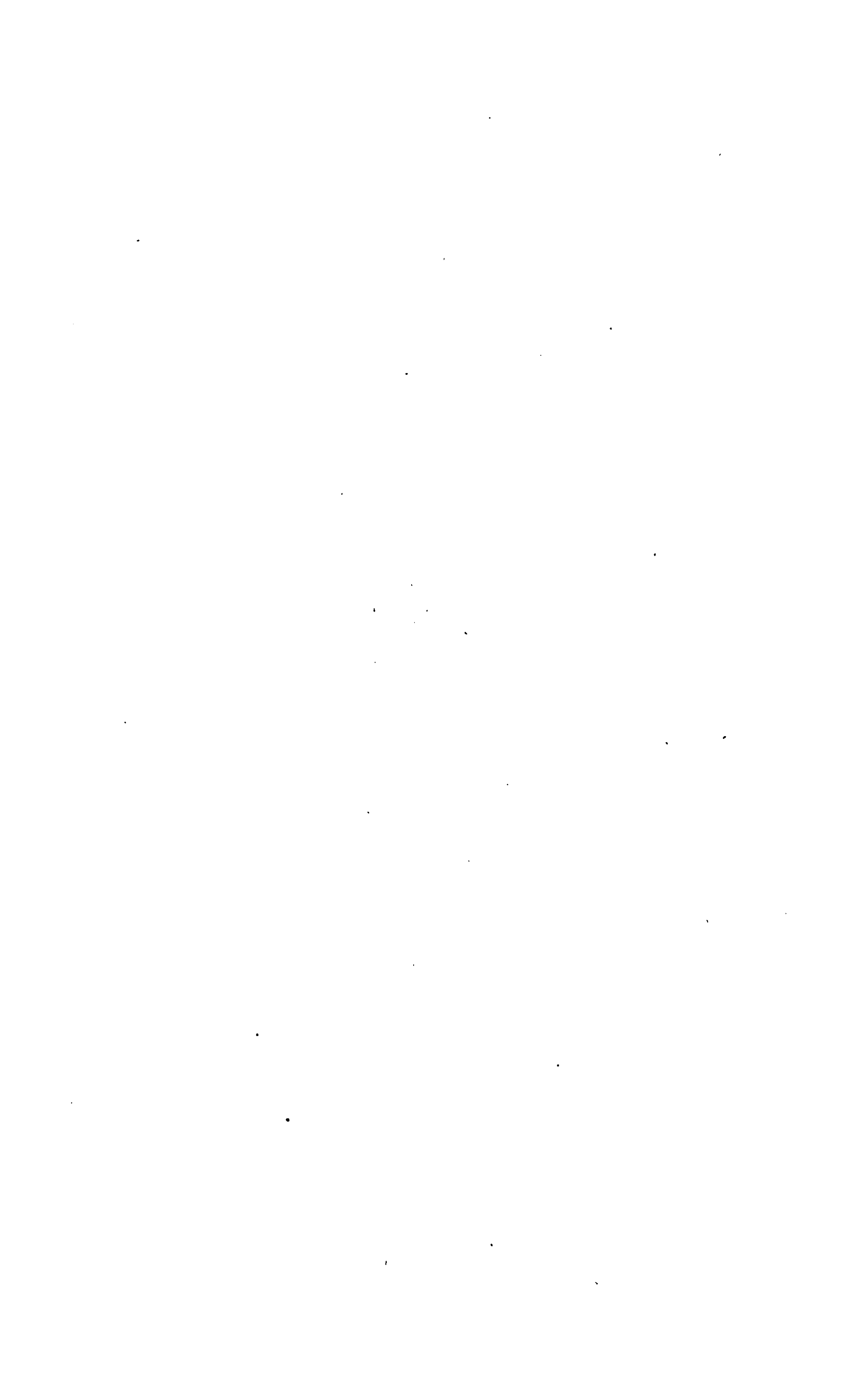





DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution

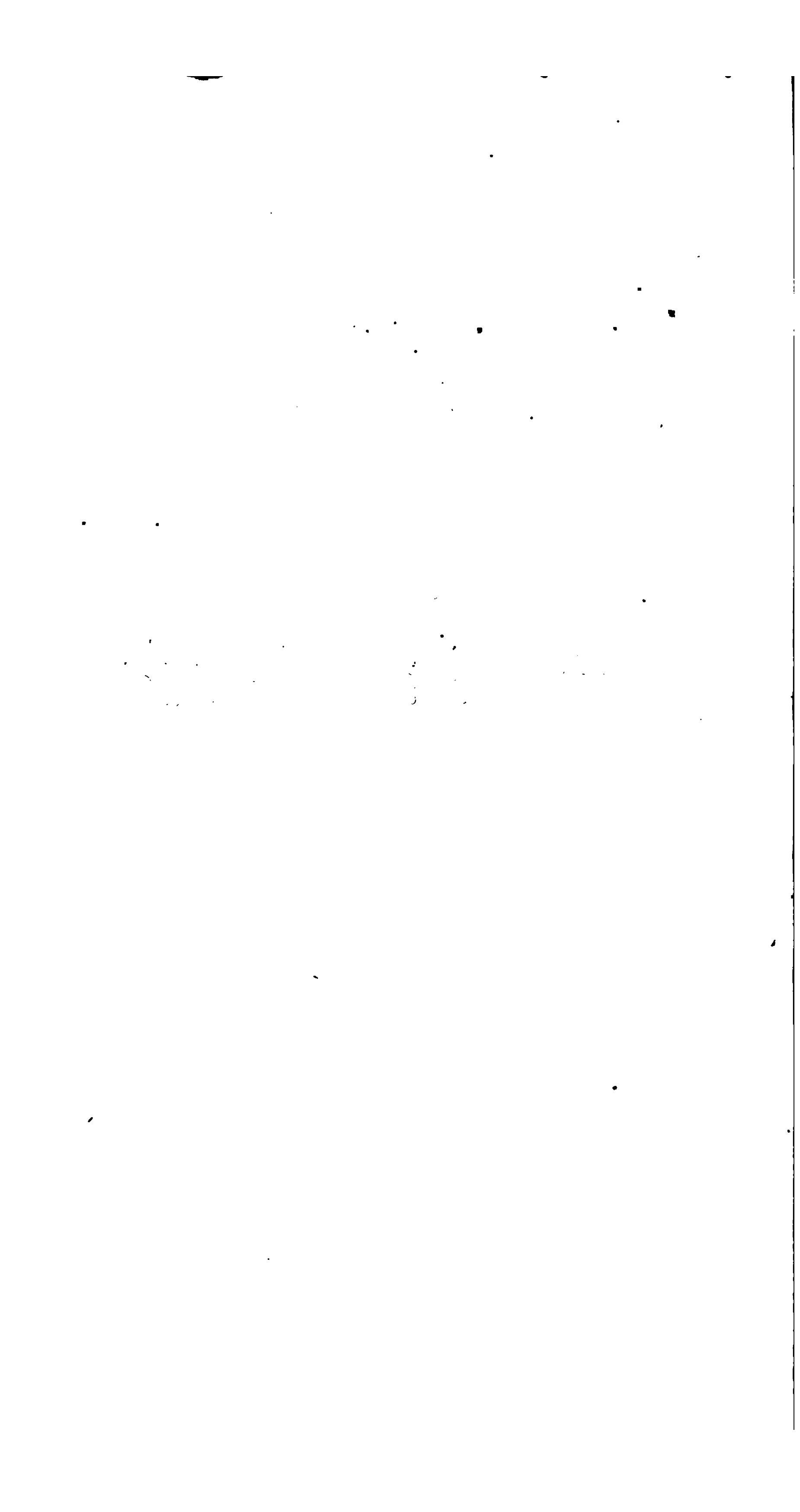








Der
Göttinger Dichterbund.



Der
Göttinger Dichterbund.

Zur

Geschichte der deutschen Literatur,

von

R. E. Prutz.

Leipzig:
Otto Wigand.
1841.



G. G. Gervinus,

dem

Manne der Wissenschaft,

der Gesinnung und der That.

G. G. Gervinus,

dem

Manne der Wissenschaft,

der Gesinnung und der That.

Inhalt.

Erstes Buch.

Einleitung.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Verbesserungen.

S. 44. Z. 2. v. u. für Redaction lies Reaction.
S. 61. Z. 9. v. o. fehlt das genauere Citat: p. 500.
S. 183. Z. 2. v. u. für 1840 lies 1839.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Der

Göttinger Dichterbund.

Erstes Buch.

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert und die Aufklärung.

Man hat sich gewöhnt, das achtzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Aufklärung zu nennen; verschieden jedoch, wie Bildung und Gesinnung derjenigen, welche diesen Gemeinspruch wiederholen, ist auch der Werth, den sie diesem Jahrhunderte selbst damit beizulegen denken. Denn während Einige, in ihrer persönlichen Ueberzeugung beunruhigt und verdrossen durch die Consequenzen der neueren Philosophie und die allerdings kritische Lage, in welche durch diese weniger die Religion, als die Tradition, weniger der Staat, als die gegenwärtigen Staatsformen gebracht worden sind, aller wissenschaftlichen Kritik, aller geistigen Bewegung und somit auch der Aufklärung sich abhold erweisen, bei deren Namen sie nur an die Encyclopädisten und ähnliche zersetzende, wenn nicht zerstörende Einwirkungen der französischen Philosophie, an Revolutionen und Nationalconvente sich zu erinnern pflegen; so haben eben in neuester Zeit, und gerade durch diese Verunglimpfungen hervorgerufen, Andere das Losungswort der Aufklärung, wie eine alte ehrenwerthe Fahne, auf's Neue hervorgeholt und dieselbe zum Wahlspruch jedes geistigen und

sittlichen Fortschrittes, zum hochflatternden Banner der Freiheit überhaupt zu machen gestrebt. Die entschiedene Mehrzahl endlich hält die Aufklärung ausschließlich in jener beschränkten und einseitigen Entwicklung fest, welche dieselbe in prägnanter Bedeutung durch Nicolai und seine Berliner Freunde gewonnen hat.

Es ist nun wohl ziemlich einleuchtend, daß die beiden anderen Auffassungen, wie man auch über ihre Berechtigung denken mag und so schnurstracks beide auch sich entgegengesetzt sind, dennoch beide darin der Wahrheit näher kommen, daß sie die Aufklärung in einem weiteren und allgemeineren Sinne verstehen wollen, während die alltägliche Meinung gar nicht die Sache selbst, sondern nur eine sehr vereinzelte Erscheinung derselben aufgegriffen hat. Dieser Mehrzahl besonders ist es zuzuschreiben, daß man auch noch heut zu Tage, wo jene niedere Stufe längst überschritten und nur noch von historischer Bedeutung ist, auf Alles, was auch in unsrer Gegenwart diesen Namen der Aufklärung bald sich beilegt, bald empfängt, mit einer Art feindseliger Vornehmheit herniederblickt und vor Allem das ganze Jahrhundert, welches nach ihr genannt wird, als ein nüchternes, hausbackenes und gemein verständiges Zeitalter geringschätzen zu dürfen meint. Dabei übersieht man indessen und vergißt, daß in eben diesem Jahrhundert, um bei dem Allernächsten stehen zu bleiben, zugleich die neue Blüthe unserer Literatur sich entfaltet hat, die ja doch ohne eine neue jugendliche Anregung unsers gesammten deutschen Lebens, ohne einen gemeinsamen Geisterfrühling unserer ganzen Nation nicht wohl denkbar ist, und die daher auf dem dürren Boden der Aufklärung wohl niemals hätte gedeihen können, wenn nämlich dieser Boden wirklich so ausschließlich

dürr und dürftig gewesen wäre, wie man uns will glauben machen. Es wird daher wohl ein Jeder, der überhaupt eine geschichtliche Entwicklung anerkennt, sogleich zugestehen müssen, daß auch jene Aufklärung, die man gewöhnlich im Sinne hat, die Berliner Aufklärung also der siebziger Jahre, so feindselig dieselbe in ihrer nüchternen und einseitigen Weise auch aller Poesie erscheint, und der dennoch gleichzeitige Aufschwung eben der Poesie nothwendig dieselben Voraussetzungen haben und nur die verschiedenen Zweige sind, in welche der Eine Baum unserer Bildung sich ausgewachsen, — oder richtiger, sogar nur die verschiedenen Jahresringe, die dieser Baum in seinem Wachsthum angesetzt hat. Ja die Kritik selber, die gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts mit so vieler Schärfe, und gewiß damals mit vollkommenster historischer Berechtigung, sich gegen diese Aufklärung wandte, wird doch auch nicht, wie ein Meteorstein, vom Himmel gefallen sein: sondern, ein historisches Moment unsrer Entwicklung, wie jede andere Erscheinung auch, ist diese Kritik der Romantiker selbst eine Tochter jener Aufklärung, gegen welche sie mit rascher Hand ihr schneidendes Messer aufhob. Denn dies überhaupt ist zu jeder Zeit das Loos jeder bedeutenden That, jedes weltgeschichtlichen Fortschrittes gewesen, daß er zunächst als ein anderer Orestes auftritt, der den Leib schlägt, welcher ihn geboren: aber immer auch hat jeder ächte und wahre Fortschritt in seinem eigenen Siege den schützenden Gott gefunden, der den Fluch der Undankbarkeit und des Muttermordes, mit welchem die Eumenide der Zeitgeschichte ihn verfolgt, von ihm abwendet und endlich ihn mit dem Schatten der Mutter selbst versöhnt. Diese Versöhnung, dünkt uns, ist auch jener verrufenen Aufklärung gegenüber

bereits eingetreten, und allerdings thäte man daher besser, statt sie von Neuem, in freundlichem oder feindlichem Sinne, zum Feldgeschrei zu machen, vielmehr eine parteilose geschichtliche Würdigung sowohl dieser, wie überhaupt jeglicher Aufklärung zu versuchen.

Freilich wird diese Würdigung, ohne welche doch, glauben wir, keine historische, keine literarische Erscheinung des achtzehnten Jahrhunderts begriffen werden kann, kein ganz leichtes Unternehmen sein, da sie eine begriffsmäßige Entwicklung der Aufklärung überhaupt nothwendig voraussetzt. Dieser aber scheinen mancherlei factische Widersprüche und Hemmnisse in den Weg zu treten. Denn ähnlich, wie auf dem Gebiete der Literatur die Prosa der Nicolaischen Kritik und der kühnste, ja gewaltsamste Aufschwung unserer Poesie neben einander gehen; so zeigt die Richtung des vorigen Jahrhunderts auch in allen andern Feldern unsrer Bildung ein zwiefaches Wesen, das sich selbst zu widersprechen und zu vernichten scheint. Die religiöse Vertiefung des Pietismus und die Aufklärung der Philosophie sind in dem Beginne des Jahrhunderts, also in dem eigenen Beginne beider, bei Weitem nicht so geschieden, als man nach der Heftigkeit des Kampfes, der später zwischen beiden sich entwickelt hat, voraussetzen möchte; vielmehr gehen sie unmittelbar neben einander und es fehlt selbst nicht an einzelnen Persönlichkeiten, die ohne, wie es wohl kommt, charakterlos zwischen beiden Richtungen zu schwanken, dennoch beiden befreundet sind, ja beide lebendig und wahrhaft in sich vereinigen [1]). Ebenso

[1]) So besonders Thomasius: siehe Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, I, 561. fg. 568. vgl. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung, IV, 29. Aehnliches noch später in Liscow: Gervinus, IV, 60.

gegen den Schluß dieses Jahrhunderts, nachdem lange Zeit hindurch, ja seit den ersten Anfängen der Reformation, die klassische Bildung und die strenge, aber ebenso tüchtige als schöne Schule des Alterthums für die wahre Sonne des Lebens und der Aufklärung gegolten hatte, wird in Basedow und seinen Anhängern die Opposition gegen die klassische Bildung laut, und auch diese Opposition nimmt den Namen der Aufklärung für sich in Anspruch. Die französische Cultur, von der einige Menschenalter hindurch die Aufklärung, — und wiederum nach beiden Seiten hin, sowohl die weltliche, frivole, als die pietistisch-religiöse [1]), — wenn nicht begründet, doch vermittelt worden, negirt endlich in Rousseau sich selbst, und wiederum suchen die Gegner dieses neuen Fortschrittes, die also selbst recht mitten in dem sitzen, was bis dahin Aufklärung war und hieß, ihn mit dem Spottnamen eines Aufklärers zu verdächtigen. — So schwankt die Aufklärung in chamäleonartigem Wechsel der Erscheinung; und daher, ehe wir sie als den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts dürfen gelten lassen, wird es durchaus nöthig sein, ihr eigentliches Wesen zu ergründen, und über den wahren Inhalt dieser wunderlich gebrauchten und mißbrauchten Kategorie vor Allem uns selbst erst aufzuklären.

Begriff und Wesen der Aufklärung.

Hiebei nun, wie überall, wo wir ein wahrhaftes Verständniß unserer neueren Zeit bezwecken, müssen wir ausgehn von der Reformation. Denn durch sie ist der menschliche Geist,

[1]) Denn daß auch hiebei das Beispiel des plötzlich bekehrten Ludwig des Vierzehnten und die hofmäßige Salbung des Fenelon, Bossuet u. A. nicht ohne Einfluß gewesen, hat Gervinus scharfsinnig angedeutet: IV, 29.

und insbesondere die Entwicklung unsers Volkes, in eine Sphäre erhoben worden, welche nach allen Seiten hin zu durchlaufen und auszumessen die Aufgabe unsrer Geschichte und als solche eine Aufgabe auch noch unsrer Zeit geworden ist. Wo daher wir das Gewebe der letzten Jahrhunderte auch anfassen mögen, immer führen die Fäden uns zurück zu jenem unschätzbaren Ereigniß, welches eine Epoche gemacht hat, ebenso entscheidend fast und ebenso gewaltig, wie Jahrtausende zuvor der erste Eintritt des Christenthums selbst. Denn gleichwie durch dieses die Erkenntniß des Absoluten, des Göttlichen, aus der Natur, dem Endlichen und Aeußerlichen, wo bis dahin die Völker es in Bild und Zeichen anzuschauen versucht hatten, in den Geist selbst war verlegt worden; so ward dieselbe jetzt durch die Reformation in die eigene Innerlichkeit jedes einzelnen Individuums gelegt. Der Gott, welchen das Christenthum aus dem schlechten und unfreien Diesseits der Natur zu dem freien Jenseits des Geistes überhaupt entbunden hatte, ward in der Reformation noch einmal ein diesseitiger, aber ein nur durch uns selbst vermittelter, stets gegenwärtiger, den jeder einzelne Mensch aufgenommen hatte in den Tempel seiner Brust. Es ist bekannt und oft besprochen, auch aus dem Umsturz des Römerreichs, aus dem Verschwinden der Sklaverei und dem Eintritt des freien germanischen Princips in die Weltgeschichte, einem Jeden leicht ersichtlich, welchen außerordentlichen und bis dahin kaum geahnten Werth und Inhalt das Christenthum dem Subject, dem Individuum verlieh, welches von diesem Moment an die typische Allgemeinheit der alten Welt, der alten Kunst nicht mehr ertragen konnte. Und so brauchen wir hier auch nur darauf hin zu deuten, wie sehr dieser Werth und Inhalt durch

die Innerlichkeit der Reformation, indem dieselbe die Consequenzen des Christenthums vollendete, erhöhet und veredelt wurde. Jeder fortan baut seinen Altar in seinem Herzen, es bedarf nicht mehr weder der Fürbitte der Heiligen, noch der priesterlichen Weihen, um mit dem Ewigen zu verkehren: sondern schon ist jedes einzelne Subject durch die Energie, mit welcher es sich selbst zusammenfaßt und selbst zu Kirche, Priester und Gefäß des Göttlichen sich läutert, so würdig wie fähig, das Absolute in sich aufzunehmen und mit Gott selbst in den innigsten und unmittelbarsten Verkehr zu treten. Von hier also ist der ganze Werth des Menschen, seine Verwerfung und seine Seligkeit, seine Hölle und sein Himmel, in sein eigenes Innere, in den unreinen oder reinen Inhalt seines eigenen Subjects gelegt, und die Herausbildung und Darstellung der lebensvollen, der tüchtigen, der schönen und endlich derjenigen Subjectivität, welche das Allgemeine, das Ewige und Absolute als ihr eigenes Bewußtsein, ihr persönliches Leben in sich trägt, ist von jetzt an als die Aufgabe der Menschheit erkannt und ausgesprochen. Hierin nun liegt das Unvergängliche und Unverwüstliche des Christenthums, daß es alle Entwicklung unsrer Philosophie, alle Blüthe unsrer Kunst, alle Freiheit unsers Daseins vorgebildet, wie der Kern die Frucht, schon im ersten Anfang in sich verschlossen trug, und so weit immer der Baum menschlicher Bildung sich ausbreiten mag, immer werden es nur Zweige und Sprossen sein jenes ersten Samens. So können daher, den Bestrebungen der Wissenschaft und den Entwicklungen der Geschichte gegenüber, von einem Angriff, von Gefahr und Untergang des Christenthums nur schlechte Einsicht oder schlechter Wille sprechen. Es ist damit aber zugleich die Gewißheit, ja die

Nothwendigkeit gegeben, daß das Subject, indem die vollkommenste Aussöhnung und Uebereinstimmung mit dem Ewigen sein Ziel ist, auch mit der geschichtlichen und praktischen Erscheinung desselben, mit dem Staat, zur vollkommensten Harmonie, zu Theilnahme und Freiheit gelangt. Der Weg ist uns gewiesen, der Begriff muß sich vollenden. Wenn daher diejenigen, welche die Stabilität und Unfreiheit unsrer politischen Zustände vertheidigen zu müssen glauben, für diese ihre Lehre gerade beim Christenthum Schutz und Beistand suchen und Kraft dieses das Begehren des Subjects nach Freiheit und Entwicklung als Eigensucht und Anmaßung zurückweisen wollen, so verräth das, damit wir uns gelind ausdrücken, ebenso wenig Verständniß der Idee, als Kenntniß der Geschichte, und ein faules Christenthum.

Und so sei es denn ausgesprochen, daß in diesem Sich-entfalten und Behaupten des Subjects, in diesem reformatorischen, ja revolutionären Verhalten der Subjectivität, gegenüber einer fest gewordenen Allgemeinheit, uns überhaupt das thätige Motiv aller geschichtlichen Entwicklung und alles Lebens zu liegen scheint. Für die persönlichen Schicksale, für die Entwicklung und Bildung jedes Einzelnen wird Niemand dies abläugnen mögen; vielmehr hat ja wohl ein Jeder an sich selbst erfahren, wie hier der energische Trieb, gegen die Ueberlieferungen seiner Kindheit, das Anerzogene und Angewöhnte, seine Eigenthümlichkeiten, seine Anlagen und seine Bestrebungen zu behaupten und durchzusetzen, in Gutem, wie in Bösem, das eigentlich Bewegende und Bestimmende des Lebens ist. Freilich, indem hier das Subject seinen vollen und gänzlichen Inhalt will geltend machen, wird es nicht ausbleiben, daß auch die gemeine und endliche Persönlichkeit,

die befangenen, unwahren und darum rechtlosen Neigungen des Subjects diesen Kampf versuchen, dessen wahrhaftiger Sieg ja doch nur demjenigen Inhalt der Subjectivität aufbewahrt ist, vermittelst dessen sie Theil hat an dem Absoluten und durch den sie daher mit dem eigenen Siege zugleich diesem den Sieg verschafft. Denn es giebt überhaupt keinen andern Sieg, als den im Geist und durch den Geist. Während daher das ungeläuterte Individuum eben an dieser schlechten Subjectivität zu Grunde geht, wird den wahren und werthvollen Inhalt seiner Persönlichkeit, durch keinen Zwang zeitlicher Verhältnisse beschränkt, keine Noth der Endlichkeit verkümmert, rein und ungehindert aus sich herausleben und seiner vollständigen Entfaltung sich erfreuen zu dürfen, mit Recht als der Inbegriff eines vollkommenen und glücklichen Daseins gepriesen. Nur übersehe Niemand, daß zu einem solchen glücklichen Leben nicht minder, als Glück, auch eigenes Geschick gehört.

So nun steht es auch in der Geschichte. Das Absolute, wie es für uns im Einzelnen, im Subject, zur Erscheinung kommt und in ihm sich bethätigen soll, gebraucht auch selbst die Subjectivität zu seiner Offenbarung, — ein Satz, der in seiner gemeinsten Fassung, daß die Vorsehung zur Verwirklichung ihrer Pläne sich des Menschen als ihres Werkzeuges bedient, sehr üblich und von Allen ohne Widerspruch zugegeben ist. Auch hat man bereits in der Geschichte der alten Welt dies Verhältniß des Subjects zum Allgemeinen sowohl, als zu den Erscheinungen desselben in der Geschichte, aufgefaßt und ausgesprochen —; zumeist zwar irrthümlich, indem man mit der Behauptung, daß die compacte Herrlichkeit der alten Welt von der Subjectivität sei ausgehöhlt und verdorben worden, dieser selbst, trotz ihres Sieges, ein Unrecht und

eine Verschuldung beimißt, ja diesen Sieg selbst ihr als eine Schuld anrechnet. Allerdings macht, wie im Leben des Einzelnen, so auch in der Geschichte, die Subjectivität ihren vollen, mithin auch ihren unwahren und schlechten Inhalt geltend; dieser aber, wie alles Unwahre und Schlechte, kann immer nur sich selbst negiren, niemals jedoch über den Geist und die Wahrheit einen Sieg erringen. Wer daher die Subjectivität schlechthin als etwas Unberechtigtes, ihre energische Entfaltung schlechthin als etwas Verderbliches verdammt, nichts desto weniger aber gerade ihr den Sieg zuschreibt über die stolze, schöne und herrliche Welt des Alterthums, wer liefe dann bei diesem Urtheile nicht Gefahr, das Unberechtigte, Gemeine und Eigensüchtige für mächtiger zu achten, als das Berechtigte, das Tüchtige und Gute, ja als den Geist selbst, der damit seines eigensten Wesens, seiner ewigen und unverlierbaren Siegsgewißheit würde entkleidet werden? Ist doch der Geist ein ewig jugendlicher, siegreicher Achilles, der keine verwundbare Ferse mehr hat! Die Subjectivität daher, die aus sich heraus irgend eine Stufe geistiger Entwicklung überwinden will, kann nur eine solche sein, in welche der Geist selbst sich eingeboren hat; so daß auch in diesem Sinne der alte Spruch zu wiederholen ist: nemo contra deum, nisi deus ipse. Richtig ausgedrückt, wird jener Satz also dahin lauten, daß das Absolute, indem es der geschlossenen Aeußerlichkeit der antiken Zustände gegenüber, in der Innerlichkeit des Subjects sich mächtiger und lebendiger offenbarte, selbst jene vorgehenden Entwicklungsstufen aufgehoben und gleichsam in sich zurückgeschlungen hat.

Und dies ist denn überhaupt der welthistorische Proceß, der treibende und bewegende Athem der Geschichte. Weit

entfernt daher, den reformatorischen Drang der Subjectivität nach eigener Geltung und Entfaltung ohne Weiteres als etwas Verderbliches zu verwerfen und in ihm nur den nagenden Wurm zu sehen, der die schönen Früchte der Wirklichkeit zerstört, erblicken wir in ihm vielmehr den Keim und Trieb des Absoluten selbst, und werden mithin auch da, wo das Subject in seiner irdischen Befangenheit diesem göttlichen Inhalte nicht vollständig entspricht, vielleicht sogar ihn verschleiert und verloren hat, dennoch diesen Trieb und diese Entfaltung anzuerkennen suchen.

So finden wir nun auch für dasjenige, was zu verschiedenen Zeiten Aufklärung ist geheißen worden, die gemeinsame Bestimmung darin, daß immer gegen die starre, conventionell und äußerlich gewordene Allgemeinheit ein lebendiger, innerlicher Trieb des Subjects geltend gemacht, und aus dem Subject heraus eine Vermittlung zwischen Aeußerlichkeit und Innerlichkeit sowohl versucht, als gewonnen ward. In der gewöhnlichen Auffassung zwar läßt man die Aufklärung nur bis zu dem Bewußtsein über den Zwiespalt und daher die Nothwendigkeit der Vermittlung kommen, diese selbst aber von ihr nicht erreichen; so daß die Aufklärung in dieser Ansicht etwas durchaus Kritisches und Negatives bleibt. Es ist aber, glauben wir, durchaus unwahr, daß Kritik und Production in der That solche Gegensätze sind, wie man uns überreden will; vielmehr betrachten wir es als eine göttliche Nothwendigkeit, daß jede wahrhafte Kritik zur Production, jedes Negative zum Positiven, jede Vermittlung zum Ziel, jede Theorie zur Praxis gelangt. Denn der Geist ward Fleisch und wird es noch jetzt in jedem Augenblick. Wir nehmen daher keinen Anstand, der gewöhnlichen Auffassung entgegen, der Aufklä-

rung auch jene andere positive, producirende, erfüllende Seite zuzutheilen, oder in ihr, wie wir es eben genannt haben, den belebenden und treibenden Athem der Geschichte überhaupt zu sehen. — Welche einzelne Seite des Subjects nun eben dieses reformatorische Amt auf sich nimmt, das ist es, was auch im Einzelnen Inhalt und Werth der jedesmaligen Aufklärungsstufe bestimmt. So unterscheidet man im achtzehnten Jahrhundert eine Aufklärung erstlich des Gemüthes: und diese in verschiedenen Sphären unsrer Bildung, in der religiösen als Pietismus, in der Sphäre der Poesie als Sentimentalität und Lyrik; sodann eine Aufklärung des Verstandes, des gemeinen Bewußtseins in der Wolfischen Philosophie, in Nicolai und all jenen Aufklärungsmännern von Profession; eine Aufklärung des Genies in der Sturm- und Drangperiode; endlich eine Aufklärung des politischen Bewußtseins, des Bürgersinnes und Patriotismus in dem Enthusiasmus für Friedrich den Großen, in dem deutschthümelnden Bardenwesen, nicht weniger in dem Interesse für die französische Revolution und Allem, was davon noch heutigen Tages durch unsre Pulse zuckt. Alle diese Bewegungen waren Demonstrationen der Subjectivität, der lebendigen Innerlichkeit, gegen die Aeußerlichkeit des religiösen Dogma, gegen die Convenienz der Poesie, gegen die Tradition der Vorurtheile und geistigen Beschränkungen, gegen die todten Formen der Moral und der Gesellschaft, gegen den unlebendigen und unwahren Staat. — Daß, so aufgefaßt, die Aufklärung keineswegs auf das achtzehnte Jahrhundert sich beschränkt, daß sie vielmehr so alt ist, wie die Geschichte überhaupt, und daß es, zum Beispiel, kaum jemals entschiednere und ausdrücklichere Aufklärer gegeben hat, als in Griechenland die Sophisten und Sokrates, das aller-

dings leuchtet ein. Aber erst nachdem mit der kirchlichen Reformation Luthers die lebendige Innerlichkeit, die werthvolle Subjectivität zum Princip erhoben und die Heranbildung des mit Gott und Welt, mit Idee und Geschichte, mit Kirche und Staat versöhnten und unmittelbar harmonischen Subjects als das Ziel der Menschheit in Aussicht gestellt worden war, und erst nachdem diese kirchliche Reformation in schweren und gewaltsamen Kämpfen den Boden sich erobert hatte, auf welchem sie nun in weitestem Umkreis all ihre Consequenzen zur Ausführung bringen wird: seit dieser Zeit erst und namentlich mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts drängen die Entwicklungsstufen der Aufklärung sich in rascher Folge, wie Knospen im Frühling, und wird der Name selbst der Aufklärung vernommen.

Wenn nun, wie wir bereits bemerkten, in unserer neuesten Zeit dieser Name wieder hervorgesucht und von den Anhängern der jüngsten philosophischen Richtung selbst angenommen worden ist, so wird dadurch unsre eben gegebene Deutung nur bestätigt. Denn das Charakteristische dieser jüngeren Richtung ist, daß sie, im Gegensatz zu den „Bramanen der Logik"[1]), das philosophische System Hegels ebenso sehr im Geist aufzunehmen, als, seiner Wahrheit nach, praktisch zur Darstellung zu bringen, das Wissen also zum Wollen, die Theorie zur Praxis, die geistige Erkenntniß und Bildung zur subjectiven Ueberzeugung und persönlichen That fortzuführen strebt. Hiemit ist die Philosophie denn aus einer bloßen Sache des Geistes und des Denkens wiederum auch Sache des Gemüthes und der That geworden, für

[1]) Köppen in seiner Jubelschrift über Friedrich den Großen, 1840.

welche wir bereit sind, unsere volle und lebendige Persönlichkeit in die Schanze zu schlagen. Es ist damit auch das Reformatorische oder, wie Andere lieber sagen, das Revolutionäre dieser Richtung allerdings nicht allein zugestanden, sondern als Ehre und Beruf in Anspruch genommen, und es möge nun denen, die an dergleichen Gefallen finden, überlassen bleiben, auch diese Worte zum Schlimmen zu deuten. Auf der andern Seite aber erklärt sich hieraus auch der dringende Ruf nach Sittlichkeit, das neue und starke Gewicht, das auf den moralischen Werth des Subjects gelegt wird: denn man kann nicht dem Reinen dienen mit dem Unreinen, nicht der Wahrheit mit der Lüge, und die eigene Läuterung des Subjects ist die nothwendige Voraussetzung jeder Läuterung und Belebung, die von ihm aus mit der Welt und der Geschichte soll vorgenommen werden.

Die deutsche Literatur vor der Reformation: Meistergesang und Volksgesang.

Wenden wir unsern Blick jetzt zu flüchtiger Uebersicht auf die Geschichte unserer deutschen Literatur, wie dieselbe von Luther bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein sich gestaltet hat, so werden wir auch hier jene Einflüsse der Reformation und die Vorbereitungen zu demjenigen wiederfinden, was nach den verschiedensten Seiten hin in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts aus ihr sich entwickeln sollte.

Schon seit der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war nach allmäligem Verfall die Poesie aus den ritterlichen Kreisen, in welchen sie als Heldendichtung und Minnegesang ihre glänzendste Blüthe gefeiert hatte, in das Volk zurückgetreten. Und zwar in doppelter Richtung und Gestalt: als

Meistergesang und als Volkslied. Jener, der Meistergesang, steht in jeder Hinsicht in engstem Anschluß an die ritterliche Dichtung, deren Platz er auf dieselbe Weise einnahm, wie allmälig mit dem Wachsthum und Gedeihen der Städte, mit dem Aufblühen der Gewerbe, mit dem Zusammentreten der Bürger und Handelsleute in ansehnliche, gewichtige und endlich machtvolle Corporationen und Genossenschaften, Bürgerstand, Städtewesen und Gewerbe an die Stelle ritterlicher Bedeutsamkeit getreten war. Wie der Meistergesang seine Formen vom Rittergesang entlehnte, indem er die künstlichen, aber lebensvollen Modulationen desselben zu einer künstelnden und todten Tabulatur verknöcherte, ist bereits an andern Orten von Andern ausführlich nachgewiesen worden, so daß wir diesen Uebergang hier als bekannt und anerkannt voraussetzen können. Die Form, die in der ritterlichen Dichtung freies und organisches Gewächs des Inhalts war, ist im Meistergesang conventionelle Satzung, todtes Dogma geworden; und wir dürfen den Meistergesang in dieser Hinsicht kurzweg den gildenmäßig, conventionell gewordenen Minnegesang nennen. Mit dieser äußerlichen Verknöcherung steht das innere Wesen des Meistergesangs in genauester Uebereinstimmung: er ist, um den üblich gewordenen Namen auch hier zu wiederholen, Reflexionspoesie. Freilich enthält dieses Wort einen Widerspruch in sich: es giebt keine andere Poesie, als die in lebendiger Fülle aus dem Gemüthe quillt; das Gemüth aber empfindet, und reflectirt nicht: es betheiligt sich, aber betrachtet nicht: es hat Pathos, aber keine Reflexion. Reflexionspoesie also, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, ist Reflexion, aber nicht Poesie — eine Bemerkung, die man nicht eindringlich genug wiederholen kann gerade in un-

serer Zeit, wo man die zum Theil löblichen, zum Theil langweiligen Reflexionen der Rückert und Scheefer uns als Poesie, und noch dazu als die wahre, anpreisen will. — Ebenso nun, wie diesem modernen, fehlt auch dem Meistergesange des Mittelalters das subjective Pathos und die Energie der Innerlichkeit: das Subject ist in ihm zurückgetreten in eine unterschiedlose Allgemeinheit, und wie die Form, so ist auch die Betrachtungsweise, die Gesinnung und der Inhalt mehr oder minder gildenhaft und conventionell geworden. Daher die Familienähnlichkeit und die nur massenhafte Bedeutung der Meistersänger, von denen nur der Eine Hans Sachs einen gewissen Werth für uns und eine lebendige Anknüpfung an unsere neue Zeit erhalten konnte — eine Gunst, die er seinem Schicksal schuldet, welches ihn unter den Jüngsten der Meistersänger geboren und, was die Hauptsache ist, bereits von der neuen Anregung der Reformation hat berührt werden lassen. Wie im Meistergesange das Subject und die Innerlichkeit zurücktritt, wie Ansichten, Urtheile und Wendungen typisch werden, wie in ihm überall die Convention, die Ueberlieferung sich an die Stelle des Lebens und der freien Entwicklung drängt, brauchen wir hier im Einzelnen nicht nachzuweisen: denn auch diese Erscheinungen sind bereits bekannt und liegen deutlich am Tage. Will man schlagende Beispiele dieser Art sehen, so werfe man einen Blick in die Satzungen des Meistergesangs, auf die schulmeisterliche und despotische Thätigkeit der Merker, die recht eigens bestellt waren, jede Abweichung vom Conventionellen, jeden eigenen Takt, jeden eigenen Ton, der nicht dem Gebäude ihrer Regeln sich unterordnete, zu rügen und zu strafen. Beachtenswerth ist auch das Schicksal der Wenigen, welche, wie Michel Behaim, von der

Ungeduld einer wanderlustigen, kräftigen Natur getrieben, den Versuch machten, die freie und persönliche Geltung des Poeten an den Höfen der Großen für sich zu erneuern, aber sehr bald erfahren mußten, daß in dieser Zeit das poetische Subject als solches seine Bedeutung verloren hatte und der Poet nichts galt, wenn er nicht auftrat als Bürger und Zunftgenosse. Daß hierin allerdings auch ein Fortschritt lag und daß dieser thätige Antheil des Bürgerstandes an der Literatur eine bedeutende Stufe in der Entwicklung der gesammten Nation war, ist eben so zweifellos, als ja auch die in einigem Betracht nicht unähnliche Einführung der Häuslichkeit, der Familie, des Handwerks und jenes gewöhnlichsten bürgerlichen Umgangs in den geselligen Liedern des achtzehnten Jahrhunderts, in den Liedern eines Voß, Claudius und A., gleichfalls ihren Werth und ihre Bedeutung hat, so trivial und poesielos diese geselligen Lieder auch meistens ausgefallen sind.

Was nun in dem Meistergesange keinen Raum fand, das Gemüth, die Innerlichkeit, das bewegte lebendige Subject in persönlichem Lieben und Hassen, in Suchen und Meiden, in Lust und Leid, dies rettete sich in's Volkslied, welches ebenso mannigfach ist, als der Meistergesang eintönig, ebenso dem Herzen angehört, als jener dem Verstand, ebenso der Poesie, als jener der Reflerion. Zwar ist auch das Volkslied nicht von allem Einflusse des Meistergesanges frei geblieben, indem, glauben wir, Vieles, was in dem Volksliede durch stereotype Wiederkehr und bänkelsängerische Eintönigkeit in Uebergängen, Wendungen und Refrains beleidigt, solchen Einflüssen zuzuschreiben ist, und ohne Frage Manches von dem, was unsere Sammlungen von Volksliedern enthalten, mit viel größerem Rechte in einer Sammlung von Meisterge-

sängen seine Stelle fände [1]). Dies indessen sind nur vereinzelte und bei der nachbarlichen Berührung unvermeidliche Auswüchse; immer im Ganzen und Großen bleibt das Gemüth der eigentliche Quell und Inhalt des Volksliedes. — Wie zwei Liebende sich trennen [2]), die schelmische Rückerinnerung genossener Liebeslust, die Sehnsucht des Entfernten, die Klage um die Todte, der fröhliche Leichtsinn des fahrenden Gesellen, der wohl lieben will, aber heirathen nicht, die fröhliche Wanderlust, wie die Welt so weit, die Jagd so muthig, die Schlacht so blutig, Lenz, Liebe und Wein so süß, die Klosterzelle so einsam, und wie Treubruch die Herzen bricht — diese ganze, reiche, frische und lebendige Welt des Gemüthes ist das unerschöpfliche Thema des Volksgesanges, das er oft mit einer Innigkeit und Reinheit darstellt, welche die vollendetsten Producte unserer späteren, bewußten Dichtung nicht wieder erreicht haben. Aber so lebendig auch das Subject in ihm sich ausspricht, so ist es doch immer nur das abstracte, das Gemüth im Allgemeinen, kein persönliches, kein individuelles Leben. Jene Situationen sind die allgemeinsten, jener Schmerz und jene Lust, so wahr sie auch beide sind, dennoch typisch; es ist

[1]) Dies gilt namentlich von den früheren und mehr dilettantisch angelegten Sammlungen, z. B. des Knaben Wunderhorn, aus welchem, wenn es nur Volkslieder enthalten sollte, wohl beinahe die Hälfte müßte ausgemerzt werden.

[2]) Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu dir sende.
Tausend täglich schick' ich aus,
Die da fliegen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

Liebe, Trennung, Wanderlust an sich, in keiner besondern, persönlichen Färbung; es sind Lieder des Volks, Gedichte, die keinen Dichter haben, fliegende Blätter, ja mehr als das, fliegende Worte, die in ihrer allgemeinen Gültigkeit Jeder auffaßt, Jeder anwendet auf sich, und, erweitert in ihrem abstracten Inhalt, aber unvermischt und rein von persönlichem Bezuge, seinem Nachbar zu neuem Genuß, zu neuer Ausbildung übergiebt. So erben diese Lieder von Geschlecht zu Geschlechte fort, ein williges Instrument, auf welchem Jeder seinen Schmerz und seine Freude spielt. Es muß uns genug sein, daß wir Landschaft und Geburtsort des Liedes, Stand und Gewerbe des Singenden in allgemeinstem Umriß und wiederum nur typisch unterscheiden können: die Frage nach dem Dichter, nach Namen, Persönlichkeit und Entwickkungsgang desselben fällt uns so wenig ein, als sie beantwortet werden könnte. Denn freilich nennt sich hin und wieder der wackre Geselle, der das Lied angestimmt hat in der Schenke; oder auch der heimkehrende Lanzknecht, wenn er von der Schlacht erzählt, den Sieger preist, den Ueberwundenen neckt und verspottet, setzt mit Stolz hinzu, daß er selbst mitgewesen ist im Gefechte und wenn der Feind sich noch einmal rühren sollte, er auch wohl wieder seinen Mann zu stehen meint . . .; aber welcher Art sind diese persönlichen Erwähnungen?

Der uns dies neue Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Lanzknecht gut,
Ist gelegen vor mancher Stadt,
In mancher Feldschlacht ist er gewesen,
In vielen Stürmen hat er genesen,
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.

Der uns dies Liedlein Neues sang,
Von neuem gesungen hat,
Er hat's geschickt einem weisen Rath
Zu Nürnberg in der Stadt,
Hans Kugler ist er genannt,
Er war ihr steter Diener
Und dient ihnen all zur Hand.

Wer ist's, der uns den Reihen sang?
Matthias Jäger ist er genannt,
Beim Trunk hat er's gesungen,
Gesungen!
Er ist sein'm Widersacher von Herzen feind,
Zu ihm kann er nicht kommen,
Ja kommen.

Bescheert mir Gott ein werthen Sohn,
Bin ich mehr erfreuet von;
Also in solcher Gestalte,
Sein Nahm christlich,
Heissen wie ich,
Mit Namen Jorg Grünenwalde [1]).

Dergleichen Schluß, sieht man, ließ sich jedem Liede anfügen, nach jeder Person und jeder Oertlichkeit sich ändern; er berührt den Inhalt des Liedes nicht und ist nicht mehr, als eine Zu-

---

[1]) Siehe Wunderhorn II, 151. 186. I, 305. III, 147. Vgl. den Schmiedegesellengruß II, 70. u. ferner: I, 103. 213. 222. 238. 351. 356. II, 106. 363. III, 26. 50. 101. u. s. w. Auch ins Neckische gewandt: I, 214. — Besonders findet diese Wendung bei historischen Liedern Statt, die auch ihres Inhalts wegen am Ersten eine Art Gewährsmann brauchten: vergleiche die historischen Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. 1840.

fälligkeit. — So glauben wir das Volkslied nicht unschicklich jenen Gemälden der altdeutschen Schule zu vergleichen, in deren Köpfen wir auch Schmerz, Wehmuth, Hingebung, Frömmigkeit mit rührender Wahrheit dargestellt sehen, die aber, ebenso wie das Volkslied, bei dieser abstracten Innerlichkeit stehen geblieben, also in einen typischen Ausdruck verfallen und nicht bis zur individuellen Darstellung vorgedrungen sind. Daher, wie schätzbar und wirksam auch das gemüthliche und subjective Leben des Volksgesanges ist, gegenüber der conventionellen Verknöcherung des Meistergesanges, so fern ist dennoch auch er von der eigentlichen Aufgabe der Kunst und des Menschengeschlechts überhaupt, zu welcher, als der Verklärung, Versöhnung und Vollendung des Individuums im Schönen der Kunst, in der Wahrheit des Ewigen, die erste Grundlage und Bedingung, das Individuum als solches, ihm ganz und völlig mangelt. —

Die Reformation und die Humanisten.

Wie dies Verhältniß mit dem Eintritt der Reformation sich durchaus anders gestaltete und welch neues Princip mit ihr als das Ziel der Entwicklung aufgestellt ward, haben wir oben ausführlicher besprochen. Zugleich brachte dies Princip schon in seinem ersten ahnungsvollen Aufdämmern Erscheinungen hervor, die dasselbe sogleich vollständig, in rüstiger That, darstellten und bewährten. Wir meinen jene Reihe großer und männlicher Individuen, jene Luther, Hutten, Reuchlin, die in der Krisis der Reformation die Gewalt ihrer Persönlichkeit in die Wagschale warfen gegen das überlieferte Ansehen des päpstlichen Stuhles, der kaiserlichen Macht, der fürstlichen Herrschaft, gegen die List und Ränke der Pfaffen,

und siegreich hervorgingen aus solchem Kampfe; deren That und Beispiel also nicht minder befreiend, ermuthigend, aufklärend wirkte, als ihr Wort und ihre Lehre. Diese ungeheure Bewegung, dieser Frühlingshauch, der ein frisches Sprossen und Treiben, ein Drängen und Keimen in alle Gründe und Schluchten des deutschen Lebens brachte, konnte, so scheint es, auch an unserer Poesie nicht wirkungslos vorüberfliegen. Denn wie in der kirchlichen Reformation das Individuum in unmittelbaren Verkehr mit Gott trat, aus eigener Kraft, durch die Energie seines Glaubens, die Lauterkeit seines Handelns, mit ihm sich versöhnte; so mußte es nun auch die Zukunft unserer Dichtung werden, daß in ihr das Individuum mit seinem persönlichen und lebendigen Inhalt aufgenommen wird in das Reich des Schönen. Dies ist in der That geschehen, es geschieht auf einer neuen Stufe der Entwicklung noch heute. Aber der Weg, welchen zu diesem Ziele der Strom unserer Literatur genommen hat, erscheint als der weiteste: er verschwindet vor unsern Augen, seine Fluth versiegt, überschüttet und erstickt von Klippen, Sumpf und wüstem Gerüll, bis er endlich unvermuthet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit goldführender Welle zu Tage bricht. Es ist dies der Weg durch die Antike, der Weg durch die neueren Literaturen, die holländische und italienische, die französische und endlich die englische, die er alle durchlaufen mußte, ehe seine köstliche Fluth unsern Durst stillen und nun auch das Auge derer, die unsere Lehrer gewesen sind, rein waschen und erquicken konnte.

Ueberall, wo der Geist in eine neue Entwicklung eintritt, bildet er sich auch eine neue Form; denn auch das Material, der Stoff, aus welchem er sein Kleid sich webt,

zerfasert und zerfällt, wie die Puppe, aus welcher der Schmetterling hervorschwebt. In dieser Nothwendigkeit finden Untergang und Umformung der Staaten und der Sprachen ihre Bedingung. Sogleich, wie die alte Welt ihr Leben vollendet hat, um ein neues, höheres aus sich zu gebären, sehen wir auch den prächtigen Bau der alten Sprache wanken, zerspalten und endlich in todtes, barbarisches Trümmerwerk zerfallen. Auch die deutsche Sprache, als mit der Reformation der deutsche Geist einen neuen Inhalt, eine neue Zukunft gewonnen hatte, bedurfte einer neuen Bildung und Umgestaltung. Die alten Weisen der Minnesänger sind verklungen, die künstlichen Reimverschlingungen der Meistersänger in Geschmacklosigkeit und Eigensinn erstarrt, das feine Ohr für den Rhythmus und jener unsichtbare, melodische Genius der Sprache geht verloren, wie er zuerst es war, was auch in den alten Sprachen den Epigonen der alten Welt unter den Händen entschwand. Die Reime werden unrein, eintönig und hart, die Sprache selbst zerbröckelt gleichsam unter dem ermüdenden Hammerschlag der kurzen achtsilbigen Reimpaare, der hauptsächlichsten Form, deren Hans Sachs und die ihm gleich stehn, sich bedienen. Ja schon fängt man an, die poetische Form gänzlich bei Seite zu werfen und den Inhalt der großen mittelalterlichen Epopöen mit gänzlicher Verzichtleistung auf die schöne Form in gemeinster Prosa als Volksbücher zu verarbeiten. — Allerdings blieb in dem Volksliede noch etwas lebendig von jenem Rhythmus, jener innern Musik, welche die Seele der Sprache ist und eben so sehr die Seele des Volksliedes, welches, nur zum Gesang in den Mund genommen, dieses musikalischen Elementes nicht entbehren kann. Aber dieses gleichsam Anonyme, musikalisch

Schwebende ist noch sehr weit verschieden von der Energie der Form. Bei aller Sangbarkeit und allem Wohllaut, der vielen von ihnen nicht abzusprechen ist, fehlt doch den Volksliedern durchgängig die strenge, geschlossene und schöne Form, welche schon unverträglich war mit der Bestimmung und dem Wesen dieser Lieder, jeden Augenblick in jedem neuen Munde neu zu werden, Zusätze, Erweiterungen und Umbildungen zu erfahren und gleichsam mit flüssigem Körper der Melodie und jeder Stimmung des Augenblicks sich anzuschmiegen. Von dem Volksliede konnte eine Regeneration der Sprache und der Form daher nicht ausgehen; sein musikalischer Einfluß konnte erst zwei Jahrhunderte später wirksam werden, nachdem überhaupt Stoff und Form der Sprache erneut und ein neuer, fester Körper gefunden war, an welchem der melodische Klang des Volksliedes in wohllautendem Nachhall wiedertönen mochte. Die Erneuerung des Sprachstoffes und seiner Form ward vielmehr von außen gewonnen, zuvörderst und hauptsächlich von den Alten.

Denn die Blüthe der alten Welt ist eben die vollendete Aeußerlichkeit, die entzückende plastische Sinnlichkeit, mit Einem Worte, die schöne Form. Für diese liegt in den Werken der alten Kunst ein ewiger Kanon, nach welchem die Künstler aller Zeiten und aller Nationen ihre Studien zu machen haben. Wie das griechische Profil Malern und Bildhauern das mustergültige und kurzweg das schöne geworden ist für alle Zeiten, so bietet die antike Welt auch für alle übrigen Kunstgattungen die ewigen Muster der Form; nur an dem griechischen Vorbild lernen wir, was lebendige Plastik heißt, nur vor dem Strahl der griechischen Sonne zerflattern die unför-

migen Nebel unsrer nordischen Phantasie. — Venus, die aus dem Schaume des Meeres steigt, ist eine Griechin.

Der kirchlichen Reformation ging, wie bekannt, die Wiedereinführung und Erweckung des klassischen Alterthums unmittelbar voran. Aeußere Umstände, wie die Eroberung Constantinopels durch die Türken, die Flucht und Zerstreuung der griechischen Gelehrten, besonders auch die etwa gleichzeitige Erfindung der Buchdruckerkunst, kamen der Ausbreitung und allgemeineren Zugänglichkeit der klassischen Studien auf's Glücklichste zu Hülfe. Aber mehr als eine Hülfe, eine Beschleunigung haben diese äußerlichen Glücksfälle nicht gewährt: die eigentliche Anregung, die Quelle, aus welcher das Studium der Alten sich in Deutschland entwickelte, haben wir tiefer, in dem Schachte des deutschen Lebens selbst zu suchen. Denn schon ein halbes Jahrhundert vor dem Eintritt der eben genannten Ereignisse erzog und bildete Thomas a Kempis in seiner Schule zu Zwoll die Männer, welche bald darauf, gleich Aposteln des klassischen Alterthums, das gesammte Deutschland durchwandern, gelehrte Gesellschaften und Schulen gründen und überall eine ebenso lebendige, als nachhaltige und fruchtbare Begeisterung für Sprache, Literatur und Gesinnung der alten Welt entzünden sollten. Es ist dies derselbe Thomas a Kempis, der das vielberufene Büchlein von der Nachfolge Christi geschrieben hat, ein Umstand, der auf's Nachdrücklichste hervorzuheben ist, indem in dieser religiösen, dieser mystischen Richtung derjenigen, welche zuerst ein lebendiges und gründliches Interesse an der alten Literatur erweckten, wir die wahre Quelle zu erkennen haben, aus welcher sowohl die klassischen Studien, als die kirchliche Reformation selbst in innigster Verwandtschaft hervorgingen. Die

Mystik überhaupt ist die unbedingte und unmittelbare Hingabe des religiösen Bedürfnisses an das Gemüth. Dieses mit seiner frischen, lebendigen Innerlichkeit macht der Mystiker und weiterhin der Pietist (der nichts anders ist, als der praktisch gewordene Mystiker, so daß das Verhältniß zwischen Beiden genau dasselbe ist, wie zwischen dem Philosophen und dem philosophischen Aufklärer:) geltend gegen die orthodoxe Ueberlieferung des Dogma, gegen das traditionelle, inhaltlose, erstorbene Formelwesen kirchlicher Zustände. Dieser erste Keim und Trieb des Mysticismus ist ein ebenso nothwendiger, als berechtigter; er wird überall hervorsprossen, und thut dies eben deswegen, als eine nöthige und fruchtbare Reaction gegen den gemeinen Rationalismus und das Formelwesen einer polizeilichen Kirche, auch in unsrer Zeit, wo das religiöse Bewußtsein der Mehrzahl gleichfalls in Formeln und Dogmen gebunden liegt und seinen gemüthlichen Inhalt verloren hat. Es ist dies also dieselbe Richtung, aus welcher das Prinzip der kirchlichen Reformation hervorgegangen ist, und wir brauchen nur den Namen eines Tauler zu nennen, um unsre Leser sogleich an den nahen Zusammenhang dieser Männer mit dem, was in Luther sich vollendet hat, zu erinnern. Die Mystik des Thomas a Kempis nun in ihrem allgemeinen Drange nach lebendiger Erregung, zugleich auch in ihrem kirchlich reformatorischen Bezuge, der ihr zu eigener Prüfung und Nachforschung die genaue Kenntniß der alten Sprachen unentbehrlich machte, führte diese klassischen Studien ebenso ein, wie nachher die Reformation Jahrhunderte lang in genauester Verwandtschaft mit denselben geblieben und durch Gründung von Schulen und Universitäten, durch Heranbildung tüchtiger Lehrer und das ganze große Gewicht, welches

sie dem Schulwesen beilegte, die wahre Mutter unserer klassischen Bildung geworden ist. Die Mystiker aber, die hierzu die erste Anregung gegeben, werden uns auch späterhin noch zu verschiedenen Malen, in Anfang und Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als diejenigen begegnen, in denen der neue Trieb der Entwicklung gleichsam das erste sprossende Auge ansetzt, — nur, daß jederzeit die wahre und wirkliche Frucht dieser Entwicklung sich hinausgerettet hat aus der warmen, aber auch schwülen und trüben Sphäre des Gemüthes, um an derjenigen Sonne zu gedeihen, die allein die Früchte der Menschheit zu reifen im Stande ist, an der ewig hellen Sonne des Geistes.

Die Einführung und Verbreitung der klassischen Studien können wir hier so wenig im Einzelnen verfolgen, als die nächste Wirkung, welche dieselben in Uebersetzung und Nachbildung der alten Muster auf unsere eigene Literatur geäußert haben.[1]) Wir wollen daher auch nur im Vorübergehn aufmerksam machen auf die eigenthümliche Stellung und die Lebensschicksale derjenigen Männer, welche es auf sich genommen hatten, unserm Vaterlande das Evangelium der antiken Bildung zu predigen, Männer also, wie Ludwig Dringeberg, Rudolph Agricola, Gerhard de Groote,

---

[1]) Der Verfasser glaubt hier auf seinen Aufsatz: „Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungsliteratur," Hallische Jahrbücher, 1840, Nr. 57. p. 449.—504. verweisen zu dürfen, in welchem einzelnes Hiehergehörige, wenn schon mehr andeutungsweise, als erschöpfend, besprochen ist. Eine wahrhafte Geschichte des Einflusses, welchen die antike Literatur auf unsere eigene gehabt hat, unserer Nachahmungen und Uebersetzungen der Alten ist ein dringendes Bedürfniß unserer Literaturgeschichte. Freilich wird man auch hier, wo erst der Grund zu legen ist, den Fleiß vorläufig auf Einzelnes richten und sich mit Anfängen begnügen müssen, welche erst eine

Conrad Celtes, Herman von dem Bussche, und, vor Vielen wichtig, Reuchlin. All diese Männer waren außerordentlich entfernt von jener bürgerlichen Zurückgezogenheit und Ruhe, jenem Stubensitzen und der ganzen politischen Unbetheiligtheit, die gegenwärtig mit dem Begriffe eines deutschen Gelehrten so verwachsen ist, daß man ihn sich ohne sie kaum denken kann. Vielmehr erblicken wir diese Männer mitten in dem bewegtesten Verkehr des Lebens, an den Hofhaltungen der Fürsten, auf Reisen und Wanderungen, gezwungenen öfters, als freiwilligen: denn sie haben einen mächtigen Feind gegen sich in der mönchischen Verdumpfung, der Scholastik und Barbarei ihres Zeitalters, welcher sie mit all den Waffen, die von jeher die Feinde des Geistes — und von jeher umsonst! — gegen die Apostel des Geistes erhoben haben, mit Verketzerung und Bann, mit Aufhetzung der Fürsten und des Pöbels, mit Verjagung aus Amt und Brod bekämpfte. Es ist eine wahrhaft bewundernswürdige Thätigkeit, welche die Humanisten in diesem Kampfe entwickeln: da wird der wandernde Hörsaal aufgeschlagen bald im Norden, bald im Süden, da werden Gesellschaften gegründet, Universitäten eingerichtet [1]), Schulen gestiftet, die Gunst der

spätere Zeit, nach vollständiger Sichtung und Bewältigung des ungeheuren Materiales, wird zum Ziele führen können. Auch ist eine solche Geschichte nicht denkbar und ausführbar ohne eine vorgängige Geschichte sowohl unsrer Universitäten, als besonders der Entwicklung, welche die Kenntniß und das Studium der Alten überhaupt, also die Philologie bei uns genommen hat. Zu Beiden aber scheint vorläufig noch wenig Aussicht zu sein. — Treffliche Anfänge zur Geschichte der deutschen Humanisten giebt H. A. Erhard's Gesch. des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Teutschland, bis zum Anfange der Reformation, 3 Bde. 1827 — 32.

[1]) In hundert und funfzig Jahren wurden mehr als achtzehn neue Universitäten gegründet: vgl. Manso in den Nachträgen zu Sulzer, I, 226.

Großen gewonnen durch Gedichte, Schmeicheleien und Widmungen, gelehrte Bücher geschrieben, literarische Fehden durchgekämpft und Witz, Spott und Hohn, wie Blitze, auf die dicken Köpfe der Widersacher und mitten hinein in das Volk geworfen, wo sie zünden, wärmen und erleuchten. Wer sich hiervon eines Genaueren unterrichten will, lese nur etwa die Geschichte des Herman von dem Bussche, der Westphalen zum Schauplatz seiner Thätigkeit ersehen hatte und schon damals erfahren mußte, daß es — Westphalen war. Oder auch man erinnere sich der Reuchlinischen Streitigkeiten gegen die Cölner Mönche, dieselben, an denen auch Herman von dem Bussche seine Gegner gefunden hatte, und an die epistolae virorum obscurorum, die uns ein so lebendiges Bild von dem heitern Muthe, dem Witz und der Gewandtheit, der Energie und Ausdauer geben, mit welcher die Humanisten die heimtückischen Angriffe ihrer Feinde zu erwiedern und abzulenken wußten. Wer nun aber, der einen Blick thut in dies Gewühle, wird durch dies propagandistische, ja revolutionäre Treiben der damaligen Humanisten, durch die Schicksale, die sie erfuhren, die Waffen, deren sie selbst sich bedienten, nicht unwillkürlich an die Aufklärer der neueren Zeit, an Bayle und die Encyclopädisten, an die politisirenden und humanisirenden Aufklärer zur Zeit der französischen Revolution, selbst an den rechten Erzfeind der klassischen Studien, an Basedow, und zugleich andrerseits an die religiöse Propaganda der Pietisten erinnert, wie sie noch heut und noch unter uns im Schwange ist? Und in der That sind diese Humanisten als Aufklärer zu betrachten, bei denen in Bezug zu der stillen, geräuschlosen, philologischen Schule des Thomas a Kempis, von welcher sie ausgehn, ganz dasselbe wiederkehrt, was wir

im Eingang von dem Verhältnisse der Philosophie zur Aufklärung ausgesprochen haben: dort die ungetrübte, ruhige Idee, hier die lebendige und persönliche Ausführung derselben, dort die Abgeschiedenheit des Philosophen, des Denkers, hier der bewegte Markt des Lebens, dort die Theorie, hier die Praxis. Und wie die Encyclopädisten den gemeinen Menschenverstand, die Mystiker das lebendige Gemüth, so haben die Humanisten das klassische Alterthum zu ihrem Inhalt, dessen sittliche Freiheit, dessen schöne und vollendete Form sie ebenso in die Wagschale werfen gegen den scholastischen Zwang, die Barbarei und Geschmacklosigkeit ihrer Zeit, wie den Inhalt ihrer Aufklärung die Encyclopädisten gegen den orthodoxen Aberglauben und die sinnlose Tradition, die Berliner gegen die Ueberschwänglichkeit der sentimentalen Stimmungen und die leere Geniesucht, die Mystiker gegen die eingetrocknete Verständigkeit und den nichtigen Schematismus einer officiellen Dogmatik. In all diesen (wenn es erlaubt ist, eine solche Mehrzahl zu bilden) Aufklärungen ist dies der gemeinsame Charakter, daß ein neues lebendiges Prinzip, gegenüber einem todten und abgelebten, von dem nur die leere Schaale noch übrig ist, als subjective Ueberzeugung und mit der vollen Kraft der Persönlichkeit in Handeln und Dulden geltend gemacht wird. All diese Bestrebungen sind siegreich zu ihrer Zeit; aber sie alle, sobald sie zur Anerkennung und Darstellung gelangt sind, erstarren augenblicklich und werden nun selbst, was sie bis dahin bekämpft haben, todte Schollen im Strom des Lebens, gegen welche nun eine neue Aufklärung ihre Wogen wälzt. So verknöchert jenes lebendige, humanistische Studium der antiken Welt zu einseitiger Ueberschätzung des Alterthums, zu kaltsinniger Verachtung der eigenen Litera-

tur, zu Pedantismus und gelehrter Barbarei, die auch um nichts besser ist, als die ungelehrte; so arten die französische Aufklärung in den gemeinsten und liederlichsten Materialismus, die Verstandesaufklärung der Berliner in Geschmacklosigkeit und Plattheit, und Mystiker und Pietisten in das aus, was wir wissen. Die Aufklärung ist daher einer Blume vergleichbar, die nur so lange gedeiht, als sie wächst; eine Aufklärung, die nicht mehr vorschreitet, nicht mehr wächst und erobert, hört auf, Aufklärung zu sein; sie wird Dogma, wird Tradition, und zwar um so einseitiger und unerträglicher, je energischer vorher ihr Wachsthum, je kräftiger ihr Angriff gewesen ist. Es ist damit, wie mit jenen Männern des Volks, jenen Politikern, die immer in der Opposition bleiben müssen, niemals aber auf die Bank der Minister kommen dürfen. Die Aufklärung ist der geborene und ewige Opponent. Wer in diesem Verlauf nur „eine Schraube ohne Ende," ein inhaltloses Ironisiren und Negiren sehen wollte, das endlich, trotz seines bunten Farbenspieles, wie eine Seifenblase zerpufft, der vergißt, daß die Aufklärung nur der Demiurg der Philosophie, nur die Welle gleichsam ist, welche sich oben kräuselt, während unten der Strom des Geistes in ewiger und ungetrübter Reinheit unaufhaltsam dem Ocean entgegenströmt, welcher wieder nur er selbst ist. Dieser Wechsel von Flüssigem, das sich befestigt, von Festem, das flüssig wird, ist vielmehr der eigentliche Proceß der Geschichte und des Lebens; wie ja auch die Physiologen uns erzählen, daß der menschliche Körper selbst während seines Lebens in einem bestimmten Cyklus sich ausscheidet und erneut, und eben dadurch als ein lebendiger fortbesteht. —

Einwirkung der Antike auf unsere Literatur: Opitz.

Die Wirkung nun, welche unsere Literatur von dieser Einführung und Verbreitung des klassischen Alterthums erfuhr, war eine doppelte: die erste, indem durch die Bekanntschaft mit den Mythen, Geschichten und Dichtungen der Alten, durch Nachahmungen und Uebersetzungen, die unverdrossen mit einem beinahe unglaublichen Eifer getrieben wurden[1]), Umfang und Stoff unserer Literatur sich außerordentlich erweiterte und vermehrte. Allein nicht diese stoffliche Erweiterung der Literatur, sondern, wie wir oben gesehen haben, die Erneuerung des sprachlichen Stoffes, die Wiederherstellung und Ausbildung der schönen Form war es, was der deutschen Poesie Noth that. Viel wichtiger und eingreifender daher, als jene Erweiterung durch Uebersetzungen und Uebertragungen, ist die andere Wirkung, die formale, die den eigentlichen Sprachschatz erweiterte, und ihn nach dem ewigen Muster der Alten in neue schönere Formen goß. Diese Wirkung ist theils eine allmälige und unmerkliche, indem von der Gedrungenheit und Kraft, den Wendungen und Verschlingungen der alten Sprachen, selbst unter den eilfertigen Händen taglöhnender Uebersetzer, doch immer wenigstens etwas überging, theils eine fast plötzliche und wunderbare: die Annahme und Einführung der alten Metrik, soweit nämlich eine solche mit dem Genius unserer Sprache überhaupt möglich und verträglich ist.

Zwar hatte es auch dieser nicht an allen Vorbereitungen gefehlt: Paulus Rebhuhn in dem „Geistlichen Spiel von der

[1]) Siehe den oben angeführten Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern, pag. 464. fgg.

gottesfürchtigen und keuschen Frau Susannen" (1536), Johannes Cringingerus in der „Historie vom reichen Mann und armen Lazaro" (1555), sowie Johannes Clajus[1]) hatten einzelne Versuche mit Anwendung der antiken Metrik gemacht, die aber viel zu unbedeutend und beinahe nur zufällig waren, als daß sie eine weitere Frucht hätten haben können. Andere formale Versuche gingen durch Paulus Melissus und Petrus Danaisius von dem südwestlichen Deutschland aus, wo die Blüthe der klassischen Studien schon durch Rudolph Agricola[2]) begründet und seitdem in mannigfacher Thätigkeit, besonders auch durch Uebersetzungen[3]) war erhalten worden; aber auch diese Versuche sind fragmentarisch und unerheblich. Ja es scheint, als hätte in diesen südwestlichen Landschaften die Erneuerung unsrer poetischen Form nicht gelingen sollen: denn auch Rudolph Weckherlin (aus Stuttgart), Opitz' unmittelbarster Vorgänger, mußte den Ruhm, eine neue deutsche Metrik, eine neue poetische Form in Anwendung gebracht zu haben, an Schlesien und Opitz überlassen. Dieser also war es, der, zuvörderst nach Anregungen,

---

[1]) Vergl. a. a. O. p. 476. Gervinus III, 84. Koberstein's Grundriß, p. 242. Note b, der dritten Ausgabe.

[2]) Er lehrte in Heidelberg und Worms 1483: s. in Kürze bei Eichhorn III, 1, 233. Die Societas Rhenana war auf Conrad Celtes' Betrieb 1490 gestiftet worden: a. a. O. 235. Auch Melissus und Danaisius lehrten in Heidelberg.

[3]) So besonders in Straßburg, wo der aus dem Mannsfeldischen dahin versetzte Wolfhart Spangenberg thätig war: s. Hallische Jahrbücher, 1840, p. 467. Gervinus III, 64. 87. Auch existirte, unterschieden von der Celtes-Dalbergschen Societas Rhenana, in Straßburg um's Jahr 1514 noch eine eigene literarische Gesellschaft: Eichhorn III, 1, 235. Auch Danaisius selbst war aus Straßburg gebürtig: Koberstein, p. 351. Note b.

die er aus Holland und Frankreich empfangen hatte,[1]) unterstützt von einem ungewöhnlichen formalen Talent und nichtweniger von einflußreichen, persönlichen Verbindungen, durch welche sein Beispiel sogleich ein gewichtiges und gültiges ward, das klassische Alterthum offen und unzweideutig als gesetzgebend für unsere deutsche Literatur aufstellte, und indem er eine strenge und sorgfältige Silbenmessung nach Art der Alten durchführte und zugleich derjenigen Formen sich bemeisterte, die damals in der italienischen, holländischen und französischen Poesie die elegantesten und üblichsten waren, des Alexandriners also und des Sonnettes, die formale Cultur der deutschen Sprache um ein Unermeßliches fortführte und bereicherte.

Bedenken wir das Ungeheure und fast Märchenhafte dieser Umwandlung, erwägen wir, was es sagen will, die unter den Händen der Meistersänger und Gratulationspoeten zerhackte, zerfahrene und verdorbene Sprache an den regelmäßigen Wechsel der Längen und Kürzen zu gewöhnen und die armselige Willkür des Knittelverses gegen die strenge Norm des Alexandriners, gegen die Reimfülle des Sonnettes zu vertauschen, so verschwindet der Widerspruch, den gegen diese wahrhaft revolutionäre Neuerung hie und da ein vereinzelter Scribent erhob, welchem die neue Gesetzmäßigkeit unbequem und pedantisch schien,[2]) vollkommen, und der rasche Sieg dieses neuen Prinzips und die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher dasselbe zu einer bald unbestrittenen und unbe-

---

[1]) Vergl. den Aufsatz des Verf. „über die Literatur der Niederländer und ihr Verhältniß zur Gegenwart," Hallische Jahrb. 1840, Nr. 180, pag. 1458.

[2]) So z. B. Schuppe bei Gervinus III, 228. 229.

zweifelten Herrschaft gelangte, würde uns als etwas Wunderbares erscheinen müssen, wenn nicht eben hierin das dringende Bedürfniß, das unbewußte, aber allgemeine Verlangen nach einer schönen Form sich offenbarte. Diese nach allen Seiten hin auszubilden, das spröde Metall der Sprache zu erweichen und zu glätten und somit den Dichtern eines spätern Jahrhunderts als unschätzbares Erbtheil ein Material zu hinterlassen, welches jeden Stempel ihres Geistes annimmt, wie ein weiches Wachs, eine Sprache, die in jede Form sich fügt, jedem Gedanken sich anschmiegt, jeden leisesten Klang der Seele wohltönend nachhallt — dies wird jetzt die unausgesprochene Aufgabe unsrer Poeten, bei welchen Allen die eigentliche poetische Begabung sehr viel geringer ist, als das sprachliche Verdienst, und die daher, wenn man nun einmal zu der historischen Betrachtungsweise sich nicht entschließen will, wenigstens mehr von philologischem, als von ästhetischem Standpunkte sollten angesehen werden. Denn selbst jene verrufene Sprachmengung, welche gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts eintritt, jenes knechtische Nachahmen der Italiener und Franzosen, wer möchte nicht auch in diesen Verirrungen nothwendige Stadien der Entwicklung anerkennen? So lernt noch heut jeder Einzelne von uns fremde Sprache und fremde Sitten, reist in fremde Länder, nimmt fremde Tracht an, lernt fremden Gewohnheiten sich fügen, — und das Alles nur, um desto deutscher heimzukehren aus der Fremde und den innersten Kern des deutschen Wesens desto reicher zu befruchten und auszubilden. —

Daraus aber, daß also von jetzt an alles Streben auf die Form gerichtet sein mußte, daß die Praxis der Poesie gleicher Weise, wie ihre Theorie an die klassische Bildung

und die Kenntniß der Alten gebunden und daher die poetische Schule zugleich gewissermaßen eine philologische war, folgte nun auch mit Nothwendigkeit, daß die Dichtkunst aus den Händen der bürgerlichen Meister und überhaupt der Ungelehrten in die der Gelehrten überging.

Das Volkslied, soweit es unmittelbar in die Literatur eingriff und als literarisches Product gelten konnte, hatte sich als evangelisches Kirchenlied des religiösen Bewußtseins bemächtigt, welches in der That das einzige lebendige Pathos des Volkes war. Wie daher die weltliche Dichtung als Frucht und Folge gelehrter, philologischer Bemühungen, so haben wir das Kirchenlied in genauester Verwandtschaft mit dem Volksliede zu denken, mit welchem es das musikalische Element und die Unbekümmertheit um die neue Metrik und all die künstlichen Formen theilt, welche man jetzt von den Alten, von Italienern und Franzosen entlehnte. Auch dies ist eine interessante Parallele zwischen dem Volkslied und dem Kirchenliede, daß auch bei diesem, wie wir es oben von dem Volksliede bemerkt und nachgewiesen haben, die Subjectivität gleichfalls nur im Typischen stehen bleibt. Wie jenes die allgemeinen Stimmungen der Liebe, des Abschieds, der Wehmuth ohne individuelle Bestimmtheit, so enthält das Kirchenlied ebenfalls die allgemeine Stimmung des Religiösen, die Erhebung des Gemüths in das Ewige und Allgemeine, in welchem alle Persönlichkeiten und Particularitäten, wie ein nichtiger Tand der Erde, von selbst verschwinden. Ja diese Aehnlichkeit geht so weit, daß ebenso, wie das Volkslied den Namen seines Verfassers nicht weiß oder in jedem Augenblick nach Ort und Zeit verändert, wir auch von einer nicht unbedeutenden Anzahl gerade der beliebtesten und herr-

lichsten Kirchenlieder den Namen des Dichters entweder gar nicht oder doch nicht mit Sicherheit angeben können, indem dasselbe Lied oft verschiedenen Zeiten und verschiedenen Verfassern zugeschrieben wird. — Wie endlich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das religiöse Pathos aus dem volksthümlichen Kirchenliede in die Kunstdichtung aufgenommen wird und hier im Klopstock'schen Messias seine ästhetische Vollendung, damit aber auch seinen literarischen Abschluß findet, werden wir später sehen.[1])

Die gelehrte Technik und der französische Geschmack.

Inzwischen hatte die weltliche Dichtung sich immer entschiedener von dem Volk entfernt, und wie ihre Ausübung einerseits ein Monopol der Gelehrten war, so gab es bald andrerseits auch keinen Gelehrten, keinen Magister, keinen Schulmann mehr, der von diesem Monopole nicht Gebrauch gemacht hätte. Wie man die Praxis der Dichtung, poetische, besonders dramatische Uebungen und Aufführungen allmälig in den Kreis der Schulen zog, so ward ihre Theorie in den Kanon der akademischen Lehrvorträge aufgenommen, und man gewöhnte sich, die Poesie als etwas rein Formales, Conventionelles, als etwas Lehrbares und Lernbares zu betrachten[2]).

---

[1]) Vgl. über dies Letztere den schon vorhin citirten Aufsatz: „Die niederländische Literatur u. s. w. A. a. O.

[2]) Allerdings hatte man dies auch schon früher und bereits vor Opitz gethan. So sagte der hessische Poet Bachmann zu Schuppe: „Wer von Natur inventiös ist, copiam verborum hat und in bonis autoribus belesen ist, und will sich nicht im Nothfall resolviren, in vierzehn Tagen ein deutscher Poet zu werden, der ist nicht werth, daß er Brot esse." Siehe Gervinus III, 229. Doch hatte jetzt, nach Einführung der alten Metrik und der ausdrücklichen Bestimmung, daß die boni

Schon August Buchner, Professor in Wittenberg, Opitz' Zeitgenosse und persönlicher Freund, hatte die praktischen Neuerungen seines dichtenden Freundes in eine Art von Theorie gebracht und diese in akademischen Vorlesungen erläutert. Es ist wohl nicht bloß Zufall, daß die ersten Vorlesungen dieser Art gerade an einer Universität dieser sächsischen Landschaften Statt fanden; vielmehr scheint diese Lust an der theoretisirenden und systematisirenden Behandlung der Poesie, dieses Unterordnen der Dichtung unter den Verstand, dieses Zurechtmachen derselben für die Wissenschaft in der eigenthümlich nüchternen, zugleich aber zierlichen und dem Aesthetisirenden zugeneigten Gesinnung dieses Volksstammes eine besondere Nahrung gefunden zu haben. Denn besonders auf den sächsischen Universitäten, in Wittenberg, Halle und Leipzig, ward diese neue Wissenschaft geübt. In Wittenberg, wie wir so eben sahen, lehrte Buchner. Halle ist die erste Universität, welche gleich bei ihrer Gründung (1694) mit einem Lehrstuhl für deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit versehen ward, wie auch in Halle G. Fr. Meier die ersten ästhetisch-kritischen Betrachtungen deutscher Dichterwerke anstellte und Baumgarten den Namen der Aesthetik selbst erfand. Welche Stellung endlich Leipzig in dieser Rücksicht einnimmt, wird durch den Einen Gottsched hinlänglich bezeichnet. Wir werden wohlthun, diesen Character der ober- und mittelsächsischen Landschaften im Gedächtniß zu behalten, um desto besser den Gegensatz und die frische productive Kraft zu verstehen, die sich hingegen von Niedersachsen aus in Brockes, Hagedorn und zum Theil noch

---

autores eben die Alten seien, die Praxis der Poesie einen noch viel unmittelbarern Zusammenhang mit den philologischen Studien und Uebungen der Schulen, der Vorlesungen u. s. w. erhalten.

den Göttinger Dichtern geltend machte. — Daß übrigens Gottsched, wiewohl er volle hundert Jahre später lebt, als Buchner, dennoch in gerader Linie abstammt von diesem, wird Niemandem zweifelhaft sein, der nur jemals einen Blick in Gottsched's Lehrbücher gethan hat und einige Kenntniß besitzt von der wunderlichen Art und Weise, mit welcher derselbe allerhand Dichter, epische und dramatische, Homere, Virgile und vor Allem Corneille's und Racine's meinte nach der Schnur groß ziehen zu können. Der Unterschied bleibt allerdings zwischen Beiden, daß, während Buchner, auf den, wie auf die ganze Zeit, neben dem Beispiele seines Opitz, besonders die Poetik des Joseph Scaliger wirkte, in den Alten das hauptsächlichste Muster sieht, der Franzosen aber nur nebenher Erwähnung thut, umgekehrt Gottsched, dem allgemeinen Zuge seines Zeitalters gemäß, die Kirche seiner Theorien auf den dürren Flugsand der französischen Dichtung baute und der Alten nur mit derjenigen Beiläufigkeit gedachte, welche seiner sehr beiläufigen Kenntniß derselben angemessen war. Dieser Uebergang nun aber von den Alten zu den Franzosen, und daß man, den ursprünglichen Antrieb der Reformation verlassend, die Franzosen in alle Rechte, alle Verehrung und Mustergültigkeit der Alten einsetzte, ist ein so überraschendes Phänomen, daß wir wohl noch einige Augenblicke dabei verweilen und eine Erklärung desselben versuchen mögen.

Die Reformatoren und die ihnen vorausgegangen waren, die Mystiker, hatten in den klassischen Studien theils im Allgemeinen eine Läuterung des Geistes, eine lebendige Erhebung über die Barbarei und den regungslosen Leichnam ihrer mönchischen Zeit, theils Waffen und Rüstzeug für ihre besonderen theologischen Zwecke gesucht und gefunden. Aus die-

sen Rücksichten stammte der große Werth, den die Reformatoren, von denen persönlich Melanchthon (Germaniae magister) ein Schüler Reuchlins und einer der ausgezeichnetsten Philologen seiner Zeit war, auf die klassischen Studien legten; daher der Eifer, mit welchem sie die Alten empfahlen, die Sorgfalt, mit welcher sie Schulen einrichteten und erweiterten, die Geschicklichkeit, mit welcher sie das Interesse der Fürsten auf die Stiftung neuer Schulen und Universitäten zu lenken wußten.

Aber nicht allzulange nach dem Tode der Reformatoren selbst, und sobald die nächste Bewegung, welche sie angeregt hatten, ihren Sieg und anerkannte Geltung erreicht hatte, erreichte dieselbe mit diesem Siege auch ihren Stillstand. (1580.) Die Reformation fuhr sich fest in Artikeln, Punktationen und Concordienformeln, die Lutherischen bekamen ihre Traditionen, ihre Dogmen, ihre Scholastik, ihren religiösen Aberglauben, so gut wie die Katholischen auch, ja in jedem Pfarrer ein Päpstchen, wenn nicht so mächtig, doch so machtbegierig und streitsüchtig, wie der Papst zu Rom. Es ist dies die Zeit der lutherischen Orthodoxie, der theologischen Zänkereien, in denen all das alte bestaubte Rüstwerk, all die verschrieenen Fechterkniffe der mittelalterlichen Scholastik wieder hervorgeholt wurden, die Zeit, in welcher auf's Neue das Wort über den Geist siegen und die Religion, vor Kurzem noch die Sphäre des lebendigsten Gemüths, auf's Neue allen gemüthlichen Inhalts sich entledigen und zu einem todten Werk der Hände und Lippen werden sollte.

Am deutlichsten zeigt sich diese Verknöcherung des religiösen Bewußtseins in den Kirchenliedern des siebzehnten Jahrhunderts, welche ihrer ungeheuren Mehrzahl nach, und soweit

dieselben nicht von Solchen ausgegangen sind, die auch praktisch Opposition machten gegen die herrschende Theologie der Zeit [1]), statt von einem lebendigen, schwunghaften Pathos, vielmehr von orthodoxen Lehrsätzen und Spitzfindigkeiten, von Polemik und Dogmatik erfüllt sind; so daß von dem Volksliede, welches ursprünglich in dem Kirchenliede fortlebte, bald nichts mehr übrig ist, als der kürzere Vers und der Bau der Strophen, im Gegensatze zu den bandwurmartigen Alexandrinern der weltlichen Poesie. Herz und Seele aber sind mit Schwung und Wohllaut zugleich aus ihm entwichen.

Ebenso und in noch viel größerem Umfange mußte die Philologie, seit ihrem ersten Erwachen in Deutschland an die Theologie gebunden, überdies praktisch, bei der üblichen Vereinigung von geistlichen und Schulstellen, fast ausschließlich in die Hände der Geistlichen gegeben, diesen Wechsel der Dinge nothwendig mit erfahren. Nicht bloß, daß die Begeisterung, der edle und schöne Trieb nach geistiger Erhebung und Befreiung, welcher die ersten Reformatoren an die köstliche Quelle des Alterthums geführt hatte, diesem nachgebornen Geschlechte fehlte, nicht bloß, daß der freie und großartige Sinn, mit welchem Jene inmitten ihrer unermeßlichen theologischen Bemühungen an der Schönheit der klassischen Ueberlieferungen sich erfreut hatten, in den Geistlichen der folgenden Zeit erstorben war; sondern an die Stelle dieser Begeisterung und dieser freien Gesinnung trat sogar das entschiedenste und gehässigste Gegentheil derselben. Die Theologen selbst lösten das Band, welches bisher Reformation und klassische Studien wie zwei

---

1) So z. B. Paul Gerhard, der Verfasser von „Befiehl du deine Wege," 1606—1667.

Schwestern Einer Mutter umschlungen hatte; aus Freunden, Lehrern und Förderern der klassischen Studien wurden sie deren Gegner, Verfolger und Verketzerer; man fing an, ein Gift zu wittern in dieser Beschäftigung mit den Alten, von welchem die Theologen sich rein erhalten sollten, und Sturm und Cochelius [1]) mußten erfahren, wie mißlich es war, noch fünfzig und achtzig Jahre nach dem Tode der Reformatoren den klassischen Studien denselben Werth beizulegen und dieselbe Liebe zuzuwenden, wie einst Luther und Melanchthon es gethan. So ist es wahrlich kein Wunder, daß allmälig das Studium des Alterthums still stand und selbst zurückging, daß die klassische Cultur auf Schulen und Universitäten verfiel, und das große Beispiel der Alten im Ansehn sank.

Dagegen nun hatten die Franzosen durch die politischen Ereignisse, in Welthändeln und Weltsitte einen beträchtlichen Einfluß und eine ansehnliche Stellung erhalten. Ihre Literatur nahm schon in Opitz' Schätzung mit der holländischen den nächsten Rang ein nach der klassischen; es war der französische Alexandriner, in welchem er zuerst und hauptsächlich die neue Metrik der deutschen Sprache in Ausübung brachte. Und je mehr in Deutschland seit Opitz' Tod bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Sonne der alten Literatur von den Nebeln des theologischen Unwesens verdunkelt ward, und je tiefer in diesem Zeitraum in Deutschland die Pflege und das Verständniß des Alterthums gesunken war; je mächtiger hatte eben in dieser Periode das Gestirn der französischen Literatur sich erhoben, bis es endlich gegen

[1]) Vgl. Eichhorn III, 322. Eine ähnliche Redaction fand zu derselben Zeit mit besonderer Heftigkeit in den Niederlanden Statt.

Ende des siebzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, eine Höhe erreicht hatte, von der aus es seinen blendenden Glanz weit über den Erdkreis fallen ließ. Auch ist dabei die Stellung nicht außer Acht zu lassen, in welche schon Opitz, der bekanntlich den Großen der Erde sich williger schmiegte, als ein strenges und männliches Urtheil gut heißen kann [1]), die Poesie zu den Höfen der Fürsten und überhaupt zu den Reichen, Angesehenen und Mächtigen gebracht hatte. Die Poeten suchten die Nähe solcher leuchtenden Gestirne, um welche sie, wie Trabanten, mit der Musik der Sphären, nämlich ihren Reimen und Festgedichten, sich drehen konnten, und die ihrerseits auf sie den Glanz ihrer Gnade in Ehrenketten, Pensionen und Titeln herniederstrahlten. Freilich hatten zwei Jahrhunderte zuvor auch die Humanisten Gunst und Nähe der Großen gesucht; aber mit wie andern Zwecken und darum auch mit wie andern Erfolgen! Nun hatten auch die Poeten nicht umsonst das Alterthum kennen gelernt, nicht umsonst vom Hofe des August, von Maecenas und Horaz gelesen: dies goldene Zeitalter sollte sich erneuen, und wir werden noch einmal und ganz besonders in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts diesem Geschrei nach Pflegern, Beschützern und Ernährern, weniger der Dichtkunst, als der Dichter begegnen, wie dasselbe ja selbst in unsern Tagen noch nicht ganz verstummt ist, sondern noch großentheils in dem Weltschmerz und der Erbitterung unserer jungen Poeten grollt. Im siebzehnten Jahrhundert, je kläglicher in der That die bürgerliche und gesellige Stellung des Poeten war, und je weniger Milch

---

1) Vgl. Gervinus III, 215. fg. Im Uebrigen ist über Opitz auch noch nach Gervinus Manso in den erwähnten Nachträgen (I, 238. fgg. und dann ausführlicher im VI. Bd.) zu vergleichen.

die gute Kuh der Gelegenheitsdichterei noch geben wollte, je nöthiger war es, sich wenigstens im kleinen Kreise einen Miniaturmäcenas zu ergattern, einen jener Edelleute etwa, jener reichen und vornehmen Studirenden, die wir unter Anderm in Günthers Lebensgeschichte finden. All diese Höfe aber, diese Fürsten, Edelleute und Angesehenen waren französisch gebildet und in Sprache, Kleidung und Geschmack französirt — Grund genug, um auch in dieser Rücksicht die Poeten den französischen Eindrücken noch willfähriger, den französischen Mustern noch ergebener zu machen. Rechnen wir dazu, daß die Franzosen selbst jederzeit meinten, aussprachen und verkündigten, daß ihre Literatur sorgfältig nach dem Muster der Antike gebildet sei, daß Alles, was die Poesie der Alten groß und schön und wirksam mache, in der ihren ein neues Dasein gefunden habe, und daß mithin ihre gegenwärtige Literatur sich der des Alterthums nicht bloß an die Seite, sondern mit gutem Gewissen wohl geradewegs an deren Platz und noch über diese hinaus stellen dürfe; so wird uns begreiflich werden, wie die Deutschen unvermerkt und willig und immer noch in dem guten Glauben, von der Spur der Alten nicht abgewichen zu sein, zu diesem Tausch der klassischen Franzosen gegen das klassische Alterthum gelangen und endlich einen Gottsched nicht bloß hervorbringen und dulden, sondern geraume Zeit sogar vergöttern konnten — ihn, der als der eigentliche Prophet und Wardein dieser französischen Cultur auftrat. —

Daß unter diesen Umständen der formale Gewinn, welchen sichtlich und nachweisbar die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts aus den Alten zog, nicht über jene metrische Umwandlung hinausging, welche Opitz für sie erwor-

den hatte, ist sehr natürlich; denn selbst in allem übrigen Formalen schloß man sich fortan vielmehr an das Beispiel der Franzosen, (zum Theil der Italiener, welche eine ähnliche Tradition des Klassischen für sich hatten, und weil auch sie schon wieder abhängig waren von den Franzosen:) deren Alexandriner, rhetorische Episteln und übrige Stelzenkünste nachzuahmen man nicht ermüdete.

Wo aber das Alterthum unmittelbar und nicht bloß metrisch und sprachbildend, sondern mit seinem Inhalt auf den Inhalt unserer Poesie einwirkte, da war die nächste Frucht dieser Wirkung keineswegs eine läuternde, befreiende, erhebende; sondern, weil der lebendige Sinn, das innerliche Organ der Auffassung in dieser Zeit formaler Bildung fehlte, umgekehrt eine lähmende, beengende, das eigenthümliche Leben erstickende, mit Einem Wort eine conventionelle. Die Deutschen befanden sich hier auf einer ähnlichen Stufe der Entwicklung, sie waren in einem ähnlichen Irrthum und Einseitigkeit befangen, wie derjenige, über welchen die französische Literatur im Ganzen erst heute hinauszukommen anfängt, ja der die gesammte französische Nation praktisch in der Revolution zu so wunderlichen politischen und socialen Fehlgriffen verleitet hat. Sie nahmen die ausgeprägten Formen und Zustände des Alterthums, hier der klassischen Poesie, wie eine currente Münze, ein fertiges Gewand, welches sie äußerlich umthun konnten. Und doch muß, wie alle leibliche Nahrung erst aufgenommen in den Leib und nur in der chemischen Zersetzung durch diesen sich als Nahrung erweist, so auch Alles, wovon der Geist wachsen und erstarken soll, von diesem selbst in Arbeit, Streit und Widerstreit innerlich bewältigt und aufgenommen werden. An dieser innerlichen Bewältigung des Alterthums

ließen bis in unsere Tage die Franzosen, an ihr ließen es zu derselben Zeit, da die philologischen Bestrebungen unter den Einflüssen der Theologie gesunken und verfallen waren, die Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts fehlen. Darum war selbst aus dem Inhalt der antiken Literatur der Gewinn für die deutsche Poesie nur ein formaler oder conventioneller. Denn auch mit den Gelehrten trat noch kein wirkliches Pathos in die Dichtung, sie blieb, was sie gewesen, Reflexionspoesie; ja, indem sich aller Fleiß auf die Form gerichtet und dadurch eine formale Technik hervorgebracht hatte, die nun Jeder, schon in der Schule dazu angelernt, mit Leichtigkeit handhabte, geschah es, daß die Poesie, wenn möglich, noch etwas Mechanischeres wurde in der Feder des Gelehrten, als sie unter den Händen der Meistersänger gewesen war. Es entstanden jene verrufenen, ewig reimfertigen Gelegenheitsdichter, und waren bis dahin die Handwerker Poeten gewesen, so wurden nun die Poeten Handwerker. So fand an dieser Gelegenheitsdichterei die bloß conventionelle Haltung der Poesie ihren rechten Herd und Schutz: das bestellte, das bezahlte Gelegenheitsgedicht, einem Andern zu Ehren gemacht, eines Andern Schmerz, Freude, Lust ausmalend, in eines Andern Namen geschrieben, erstickte im Ursprung jede eigene persönliche Betheiligung, jedes subjective Pathos, und hielt daher die ganze Poesie noch auf lange von der wahren Sphäre und dem eigentlichen Ziele der Kunst entfernt. — Um so eher aber konnte dies conventionelle Element bei den deutschen Poeten zu Geltung und Herrschaft gelangen, als diese schon von den Zeiten her, wo die deutsche gelehrte Muse noch ausschließlich mit lateinischer Zunge sprach, an dasselbe gewöhnt waren, ja wie dergleichen recht eigentlich unter diesen lateinischen Poeten seinen Ursprung

genommen und sich festgesetzt hatte [1]). Es ist bekannt, daß noch Opitz, der sogenannte Vater der deutschen Poesie, eine große Menge lateinischer Episteln, Epigramme und Festgedichte geschrieben hat, und überhaupt, wie auf allen Schulen und Akademien die lateinische Versmacherei gelehrt und getrieben ward, so war auch die Gelegenheitsdichterei des siebzehnten Jahrhunderts in beiden Sätteln gerecht, deutsch und lateinisch, wovon noch Günther, sonst, wie wir sogleich sehen werden, in seinem eigentlichen Kern ein entschiedener Gegner dieser conventionellen Poesie, selbst ein volles Jahrhundert nach Opitz uns ein Beispiel geben kann. Nun vergleiche man diese unbestritten langweiligen lateinischen Carmina der Opitze u. s. w. mit den meisten deutschen Gedichten derselben Poeten, und man wird erstaunen über die innere Verwandtschaft und Aehnlichkeit beider. Denn in beiden ist derselbe Mißbrauch der antiken Mythologie, dasselbe Allegorisiren und Dogmatisiren, dasselbe Suchen und Haschen nach gelehrten Anspielungen, dasselbe Antikisiren [2]) von Personen, Verhältnissen, Freundschaften und Liebschaften, welche letztere man nach dem vermeintlichen Muster des Horaz besonders gern

[1]) Das Verhältniß dieser lateinischen Poeten sowohl zur Philologie, als namentlich zur Entwicklung unserer deutschen Literatur nachzuweisen, ist eine bisher ebenso vernachlässigte, als, wenn sie die rechte Ausführung findet, ohne Zweifel fruchtbare Aufgabe, bis zu deren endlichen Lösung gewisse Partien unserer Literaturgeschichte, und ganz vorzüglich die Opitz'sche Entwicklungsperiode, nicht vollständig verstanden werden können. Einzelne dankenswerthe Fingerzeige finden sich bei Gervinus. Dem Vernehmen nach beabsichtigt Th. Echtermeyer eine Bearbeitung dieses Gegenstandes; möge dieselbe bald erscheinen! —

[2]) Wohin auch eine Zeitlang die Schäferpoesie und das übliche Pastorisiren aller Verhältnisse gehört, das auch, wenn schon auf Umwegen, endlich zu den Virgil'schen Eklogen zurückführt.

fingirte und die Opitz unumwunden als fingirt bekannte, derselbe Mangel an wirklichem Pathos, dieselben Glyceren und Silvien und Daphnen und Chloen, was Alles als conventionelle Poesie sich ja noch bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgeerbt und in den Anakreontikern jener Zeit und ihren gleichfalls fingirten Liebeleien sogar noch wie etwas Neues und Besonderes sich geberdet hat.

Aber noch bedenklicher und jedenfalls einflußreicher, als dieser, so zu sagen, Apparat und Zuschnitt der Dichtung, ist die conventionelle Gesinnung, die zugleich mit diesen Aeußerlichkeiten aus der antiken Dichtung in unsere moderne überging; nämlich jene Tranquillität, jene angeblich antike Ruhe, jene Abwendung von öffentlichen Zuständen, wie sie sehr bald und bis auf den heutigen Tag unter unsern Gelehrten (und mehr oder minder als Gelehrte haben wir sämmtliche Dichter jener Zeit zu betrachten) einheimisch wurde. Von Opitz an, bei welchem diese Caprice der Tranquillität schon in ihrer ganzen Stärke erscheint, klingt fast bei allen Poeten dieses Jahrhunderts das Horazische „Beatum ille, qui procul negotiis“ in allerhand Modulationen immer und immer wieder an. Wir können hier nicht nachweisen, wie es zugeht, daß das, was allein bei dem Namen römischer Poesie man im Sinne zu haben pflegt, in der That in Zeiten sich entwickelt hat, wo der eigentliche römische Geist bereits geknickt und erstorben war, in der berühmten Epoche nämlich des Augustus; nur daß dies wirklich so ist, zeigt eben die unpolitische, unrepublikanische und überhaupt unmännliche Zurückgezogenheit von der Bewegung des Lebens und der Geschichte, die fast durchgängig in diesen hochgefeierten Poeten sichtbar wird und die wir, trotz, ja sogar wegen seiner Aeneide, in Virgil

kaum weniger, als in Horaz zu erkennen meinen, welcher letztere allerdings das rechte Muster und zugleich der eigene Herold dieser Neutralität geworden ist. An diese Dichter nun, sodann auch besonders an die römischen Elegiker, welche zu ihrer Zeit die griechisch-alexandrinische Bildung ähnlich benutzten, wie jetzt sie selbst von den deutschen Poeten benutzt wurden und die daher selbst schon, neben ihrer individuellen Frische, einen gewissen Grundstock von Conventionellem und Traditionellem haben, schlossen die deutschen Dichter, lateinisch und deutsch, auch in der Gesinnung sich an. Allen daher ist, wie die antikisirende Maske, so auch innerlich ein in diesem Sinne antikisirender Character gemeinsam; und schon wird Jedem einleuchten, daß bei dieser farblosen, conventionell und gleichsam typisch gewordenen Allgemeinheit dasjenige, was wir oben als Aufgabe und Zukunft, wie des deutschen Lebens überhaupt, so auch der deutschen Poesie bezeichnet haben, die Herausbildung nämlich des erfüllten, werthvollen und schönen Subjects, nicht erlangt werden konnte, sondern der nächste Gewinn, welchen unsere Poesie von der antiken Literatur hatte, Jahrhunderte hindurch ausschließlich ein formaler blieb. Daß hiebei wiederum das Muster der französischen Poesie, die, wie die französische Sprache selbst, wesentlich eine conventionelle ist, von großer Bedeutung wurde, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Allmälige Erschütterung der conventionellen Poesie.

Dies also, um es in Kürze zu wiederholen, ist der historische Verlauf: die Reformation mit der Kraft der Innerlichkeit gab dem Subject einen neuen Werth und eine neue Zukunft; zugleich erwachten als ihr Vorbote und Geleit die phi-

lologischen Studien und der Einfluß der antiken Literatur. Dieser neue Lebensinhalt mußte nothwendig eine neue Poesie hervorbringen: die mittelalterliche Dichtung zerbröckelte und verschwand, und eine neue Sprache, eine neue Form bildeten sich unter Einwirkung der Antike. Aber wie die Reformation in der Orthodoxie und dem todten Dogma, so verknöcherte auch der Einfluß der Antike auf die Literatur in dem lediglich Formalen und Conventionellen der Poesie. Beide Leichname nun sucht in Theologie und Poesie die lebendige Flamme der Innerlichkeit, die Flamme der Aufklärung zu verzehren, während gleichzeitig die philosophische Aufklärung in Leibnitz, Thomasius, Wolf die Dogmen der Scholastik über den Haufen wirft. Diese Opposition gegen die religiöse Erstarrung machten Anfangs einzelne Separatisten, dann seit 1698 mit Bewußtsein und Energie die Pietisten; die Opposition aber gegen die conventionelle Poesie und die praktische Vernichtung derselben ist es, was die wenigen Poeten, deren Namen man aus diesem Abschnitt unserer Literatur zu nennen pflegt, eben namhaft und bedeutend gemacht hat. Dies, um uns auf die wichtigsten derselben zu beschränken, sind Hofmanswaldau und Lohenstein, Günther und Brockes.

Gern möchten wir diesen Reihen schon mit Paul Flemming eröffnen, da wir in der That, so maßlos auch er selbst Opitz bewunderte, so nahe er sich demselben anschloß und nur als dessen Schüler und Schatten sich betrachtete, in diesem eine subjective Lebendigkeit und ein wahrhaftes Pathos zu erkennen glauben, durch welches er uns sogar einen innerlichen Gegensatz zu Opitz zu bilden scheint. Denn bei diesem ist beinahe Alles conventionell: selbst in seinen lyrischen Gedichten klingt nur selten und nur wie zufällig ein fri-

scher, individueller Ton; die Mehrzahl derselben könnte ebenso gut jeder andere Poet jener Zeit geschrieben haben, als Opitz, wenn ihm nur dieselbe formale Fertigkeit zu Gebote stand. Darum hat Opitz sich auch vorzüglich der didactischen und beschreibenden Poesie zugewandt und in ihr seinen Ruhm gegründet, indem diese, wie sie eigentlich poesielos, so auch characterlos und abhängig ist von Conventionellem. Anders Flemming, dessen Zusammenhang und Bedeutung für die spätere weltliche Lyrik der Hamburger Dichter schon Gervinus [1]) scharfsinnig aufgefunden hat. Wie nun Flemming sich persönlich in ein bewegtes und selbst abenteuerndes Leben stürzt und den Wundern des Morgenlandes nachreist, so ist auch seine Muse lebendig, thatlustig und bewegt. Persönliche Erlebnisse, die Abenteuer seiner Reise, die Freuden seiner Jugend, Liebschaften, Verluste und Klagen klingen in seinen Liedern an, die überhaupt [2]) liederhafter und sangbarer sind, als diese Zeit der Alexandriner erwarten läßt, und die er, wie die ganze Dichtkunst, ausdrücklich der Huldigung edler Frauen, also dem Gefühl, der Erregung und Leidenschaft widmet, während Opitz nur lehren, erbauen und seinen Mäcenen schmeicheln will. Allein Flemming starb frühzeitig und Opitz' hochaufsprossende Lorbeeren überwucherten rasch den Namen des jungen Dichters, dem sich die Zeit ebenso ungünstig erwiesen hat, wie sie ungerecht gewesen ist gegen Weckherlin. Beide waren ächtere Dichternaturen, als Opitz, und Beide, der Eine im Aufgang, der Andere im Niedergang, hätten dieses Mannes Gestirn überglän-

[1]) III, 236. Ueberhaupt ist Flemming hier vortrefflich dargestellt: p. 233.

[2]) a. a. O. 237. — Siehe ebendaselbst: „Er macht daher auch seine Hochzeitgedichte zu Liedern mehr, als zu Gratulationen in Alexandrinern.“

zen können, wäre ihre Zeit weniger auf den ausschließlichen Gewinn des Formalen angewiesen gewesen, für welches Opitz allerdings Unermeßliches geleistet hat.

Die zweite schlesische Schule.

So kommt denn die Opposition, die unbewußte freilich und unausgesprochene, gegen Opitz zuerst durch Hofmannswaldau und Lohenstein (denn für unsere Zwecke hier dürfen wir Beide ohne Unterschied zusammenfassen, wie es ja auch meistentheils geschieht) zu einem Ansehen, welches bald so entschieden und siegreich wird, daß Opitz selbst darüber in Vergessenheit geräth. In den meisten Geschichten unserer Literatur wird dies als ein Rückschritt, ein Abfall von der Poesie, ein Hemmniß ihrer Entwicklung beurtheilt und dargestellt, und bei den hergebrachten Redensarten von Schwulst und Geschmacklosigkeit, frecher Sinnlichkeit und ausschweifender Phantasie, fehlt nicht viel, daß man diese zweite schlesische Schule für den leibhaftigen Widersacher halten möchte, der den stattlichen Opitz'schen Anwuchs am deutschen Parnaß verwüstet hat. Und doch geht die Geschichte niemals rückwärts; auch in Hofmannswaldau also und Lohenstein ist ein Fortschritt, und zwar ein nothwendiger und bedeutender. Denn indem sie nicht sowohl den Franzosen und Holländern, als vielmehr den Italienern sich anschlossen, die zwar auch, wie die Franzosen, das Erbtheil der Alten empfangen hatten, aber nicht bloß äußerlich, wie diese, sondern mit der Heftigkeit ihrer südlichen Natur, mit der lachenden Sinnlichkeit ihrer Umgebung, mit der Heiterkeit, dem Prunk und der Anmuth ihres geselligen Lebens es bewältigt und verschmolzen hatten, reclamirten Hof=

mannswaldau und Lohenstein gegen die Nüchternheit, die einseitige und langweilige Lehrhaftigkeit der älteren schlesischen Schule die heitern Rechte der Sinnlichkeit, ein Verhältniß, welches unter andern Bedingungen ein Jahrhundert später zwischen Wieland und Klopstock wiederkehrte [1]). Wir wollen damit gar nicht in Abrede stellen, vielmehr auch hier unseren jüngsten Poeten zum warnenden Beispiel wiederholen, daß Hofmannswaldau und Lohenstein bei ihrem Streben nach Effect und Wirkung, ihrem Haschen nach blendenden Farben, überraschenden Bildern, frappanten Wendungen, in der That oft beinahe den Gipfel menschlicher Geschmacklosigkeit noch überstiegen haben; noch weniger fällt es uns ein, die groben und unschönen Nacktheiten Hofmannswaldau's abzuläugnen oder zu entschuldigen. Nur verkenne Niemand, wie nothwendig diese Reaction gewesen und wie sehr unsere grau gewordene Literatur dieses Farbenschmucks bedurfte. Denn wenn nun auch der ungeschickte und übereilte Tüncher hastig den ganzen Farbentopf mit einem Mal umgoß und so statt eines erfreulichen Bildes nur ein grell schmutziges Blendwerk zu Stande brachte, so wußte man nun doch, was Farbe sei, die Farben waren da, und die Möglichkeit, daß ein Künstler sie richtig brauche, war gegeben. Es ist wahr: trotz aller Sinnlichkeit, aller Lebendigkeit und Gluth ist in Hofmannswaldau doch kein wirkliches Pathos, kein individuelles Leben; es ist nur eine andere, eine glänzendere Art descriptiver Poesie, als die Opitz'sche, und selbst jene Heroiden, in denen der

---

[1]) Und wie es schon im Mittelalter zwischen Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach voraufgegangen war: s. Gervinus im 2. und 4. Band.

wie seines Lebens, ist volles, frisches, subjectives Pathos — freilich maßlose Subjectivität! und das ist der wunde Fleck dieses reichbegabten Dichters, an welchem er untergegangen ist, wie an ihm die Romantik unserer Tage und das junge Deutschland untergeht, — oft freilich unschön! denn die Grazie fehlt ihm, die zügelnde, die „erst in der Beschränkung den Meister zeigt": aber er ist doch Leben, es ist doch in ihm ein frisches, kräftiges, bewegliches Subject, es sind doch erlebte Leidenschaften, es ist ein wahres Pathos, es ist sein Leben selbst, was aus seinen Gedichten uns anweht. Das hatte bis dahin kein Poet weder verstanden, noch gewagt, wenn wir absehn von den Flemming'schen Anfängen: es war der erste Ansatz zu dem, was das nächste und bis auf den heutigen Tag allein erreichte, wenn schon nicht mehr allein angestrebte Ziel unserer Dichtung sein sollte, zu dem poetischen, dem schönen Subject. Zum erstenmal, mit einer Kraft ohne Gleichen, mit einem Erfolg, wie er noch geraume Zeit nach ihm nicht wieder erreicht wurde, brach in Günther die Macht der Subjectivität hervor; er ist ein Vorbote gleichsam künftiger Poesie, ein Komet, der nachwallenden Gestirnen voranirrt. Und wenn nun diese vorzeitige Frucht keine völlig gereifte war, wenn gewaltsame Erscheinungen, Krankheit und Ausschweifungen sie begleiteten, haben wir darum wohl das Recht, den Stab über sie zu brechen? Auch der Eintritt der Mannbarkeit ist oft mit krankhaften Zufällen, oft mit sittlichen Ausschweifungen bezeichnet, und das individuelle Pathos, der lebendige Trieb der Subjectivität, in dem Allgemeinen und Ewigen der Kunst sich zu erfüllen und auszusöhnen, ist die wahre Zeugungskraft der Poesie, und der Dichter heißt ja eben Poet, ein Macher und Zeuger, wie der Grieche sagt

τέκνα ποιεῖσθαι. Nun wird man auch begreifen, warum Günther gerade von Göthe so bemerkt und ausgezeichnet ward: er ist ein Vorläufer von dem, was in Göthe selbst vollendet und abgeschlossen wurde, Günther das Subject, wie Göthe das schöne Subject der Poesie. Günther hatte keinen Winkelmann, keinen Lessing vor sich, er hat kein Italien gesehen, sein irrendes Auge an keinem Bilde der Kunst geübt: er ist roh! und dennoch geht ein verwandter Zug von ihm zu Göthe, ja wer nur im Stande ist, von den Auswüchsen der Günther'schen Zeit und den Schlacken seiner Persönlichkeit abzusehen, wird erstaunen über die innerliche Aehnlichkeit mancher Günther'schen und Göthe'schen Lieder. Dies ahnte und erkannte Göthe in ihm, und es ist dem alten Dichter wahrlich nicht gering anzurechnen, daß er auch zu der Zeit, wo die Schönheit ihn selbst schon nicht bloß geweiht, sondern auch für Manches gefeit hatte, (denn die Schönheit ist eine Zauberin, eine Armide, und an Göthe haben wir es erfahren!) noch den Muth besaß, die Jugendeindrücke und die alte frühe Neigung zu Günther zu bekennen. Dies Urtheil, das er in „Dichtung und Wahrheit"[1]) über Günther fällt, ist so trefflich und so bezeichnend für Günther, wie für Göthe, daß wir nicht umhin können, es unsern Lesern hier noch einmal vor die Augen zu führen.

„Hier," sagt er, „gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem,

---

[1]) II, 81. S. W. Bd. XXV. der kl. Ausgabe.

geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten[1]) alle Zustände durch's Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise, und besonders seinem Charakter, oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten."

Die in dieser Stelle von uns hervorgehobenen Worte sind so bezeichnend sowohl für Wesen und Ziel der Poesie, als im Einzelnen für Günther, daß wir zu ihnen nichts hinzuzusetzen wagen. Auch braucht man wirklich nur das Verzeichniß seiner Gedichte, nur die Ueberschriften derselben zu durchblättern, um der gewaltigen Kluft inne zu werden, welche Günther von der conventionellen Poesie seiner Zeitgenossen scheidet und ihn an Göthe selbst heranbringt. „Als er der Phillis einen Ring mit einem Todtenkopf überreichte"— „Als er Lehngen's Augen küßte" — und jene andern unzähligen „Als," aus denen sich fast eine vollständige Lebensgeschichte Günther's zusammensetzen ließe[2]) ebenso, wie man Göthe's Jugendleben aus seinen Gedichten entwickeln könnte, — erinnern sie nicht an die Motive Göthe'scher Gedichte, wie „Mit

---

[1]) Vgl. was wir oben in Betreff der Gelegenheitsdichterei erinnert haben.

[2]) Freilich kommen auch solche Ueberschriften vor, wie: „Als er einen dichten Rausch hatte" — „Als er zu einer andern Zeit dicht berauschet war," u. s. w.

einem goldnen Hals-Kettchen," „Mit einem gemalten Band" u. s. w.? Ja dieser ganze Günther, wie er von der Marianne flattert zur Rosilis und zur Phillis und zur Magdalis und zur Doris und zur Selene und der Leonore selbst die geschworene Treue nicht hält, mahnt er uns nicht an den jungen, blondlockigen Göthe, wie er das Gretchen gegen die Anna, gegen die Lucinde und Emilie, gegen die Friederike und Lilli und Lotte tauscht? Nichts desto weniger meint Gervinus sogar (im vierten Bande), Göthe habe Günther gar nicht wirklich gekannt; jenes Urtheil müßte also Andern, wir wissen nicht wem, abgelauscht und die ganze Theilnahme an Günther fingirt sein — eine auffällige Annahme, zu der nicht allein Nichts berechtigt, sondern die auch, wie wir oben angedeutet haben, dem Wesen des alten Göthe geradezu widerspricht. Denn wahrlich, hätte nicht der Jüngling sich mit Günther befreundet, der Verfasser von „Wahrheit und Dichtung," der schon die natürliche Tochter geschrieben hatte und schon zum west-östlichen Divan ansetzte, hätte es gewiß nicht mehr thun mögen noch thun können, am Wenigsten aber diese Freundschaft bloß fingirt. Dies also ist ein Paradoxon, in welchem der verehrte Mann sich nun eben gefallen hat; ebenso, als wenn er von allen Gedichten Günther's, „einige geistliche Oden und belebte Studentenlieder ausgenommen," nur der Einen vielgenannten Ode an den Frieden mit der Pforte seinen Beifall schenkt,[1]) von seinen erotischen Liedern aber nichts erwähnt,

[1]) Wie weit Gervinus' Verkennung Günther's geht, beurtheile man noch aus folgender Stelle. Das erwähnte Gedicht „auf den Frieden mit der Pforte," das auch schon im Uebrigen von plumpen und groben Schmeicheleien strotzt, bringt zum Schluß noch einige demüthige Redensarten, mit denen Günther sich selbst zum Sänger des Kaisers, seiner Siege und

als daß sie „oft höchst plump und platt" sind, da doch gerade unter ihnen sich Lieder befinden, die fast fleckenlos und von

---

Großthaten verpflichtet und bestimmt, z. B. im letzten Vers, den Kaiser anredend:

> Ich, Herr, dein tiefster Unterthan,
> Will, bleib' ich auch im Staube sitzen,
> Noch mehr auf deiner Ehrenbahn,
> Als vor dem Elends Ofen schwitzen.
> Verstoß mich an den kalten Bär,
> Ich gehe gern und find' ein Meer,
> Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;
> Denn weil mir Augen offen stehn,
> Soll Carl und Tugend und Eugen
> Die Vorschrift meiner Musen bleiben.

Wer wollte hierin etwas mehr sehen, als eine Redensart? als eine Hyperbel des, geradezu gesagt, hungrigen Poeten? Denn kurz vorher schildert er selbst sich also:

> Ich, den nur Wind und Hoffnung speist,
> Besitze weder Kunst noch Güter,
> Ich leir' im Winkel, Noth und Staub,
> Und bin ein ungetheilter Raub
> Von so viel ungeneigten Fällen......
> Den welken Lorbeer hab' ich schon,
> Nun mangeln noch Verdienst und Leben;
> Dies muß ein Mäcenatensohn
> Und jenes Carl's (d. i. des Kaisers) Regierung geben, u. s. f.

Günther hatte (seine Gedichte liefern den Beweis!) wohl noch unwürdigern Personen, noch ungewissern Hoffnungen, als hier dem Kaiser, dem Prinzen Eugen, und der Aussicht auf eine kaiserliche Belohnung, einen Jahrgehalt etwa, wie er ihn in Dresden vergebens suchte, noch ergebenere Huldigungen, noch ausdrücklichere Versprechungen dargebracht, ohne daß sicher auch nur die Betheiligten selbst hierin eine Wahrheit, einen wirklichen Entschluß und Vorsatz gesehen hätten. Und nun, welch ein allgemeines Urtheil über Günther folgert Gervinus vermuthlich aus dieser und vielleicht einigen ähnlichen Stellen? p. 524. „So ist auch sein Gesichtskreis im Ganzen sehr klein. Das Höchste, wozu er sich bei lachendem Glücke aufzuschwingen vorhatte, war, die Thaten des Hauses von Oestreich zu besingen." Aber wahrlich, wer von Günther's Gedichten und Charakter (dem doch Gervinus selbst nachrühmt: „er war wohl von Natur nicht zum Schmeicheln gemacht") nur einige Kenntniß besitzt, der wird wissen, daß Günther zu Nichts weniger geboren war, als zum Hofpoeten, obschon wiederum Gervinus meint, er wäre, auch bei minder unglücklichem Stern, „doch kein großer Dichter" geworden, und würde

unvergänglicher Schönheit sind,[1]) — oder endlich, wenn er das Interesse, welches noch jetzt das lebendige Pathos eines

---

auch im besten Fall und bei ungestörter Entwicklung „sich nicht weiter versucht haben, als die Hof= und Naturdichter seiner Zeit, ein Pietsch und Brockes." (S. 524. 525.)

[1]) Da unter unsern Lesern nicht wenige sein möchten, welche dieser Widerspruch gegen Gervinus, dem wir in andern Stellen auch dieses Buches so willig und dankbar beistimmen, befremden wird und die doch Günther's Gedichte nicht aus eigener Lesung kennen, so fügen wir hier einige Stellen aus einem jener „höchst plumpen und platten" Liebesgedichte bei, dessen leicht verwischbare Flecken uns ebenso kenntlich, als die Wahrheit, Tiefe und Schönheit seiner Empfindung unläugbar däucht. Noch bemerken wir für diese Art von Lesern, daß eine Auswahl seiner Gedichte in der W. Müllerschen Bibl. Bd. 10. steht und von Hofmann eine Monographie über ihn existirt, Breslau 1832. — Das Gedicht steht p. 275. der Ausgabe v. 1742, und lautet auszugsweise:

Als ihm seine Liebste ein Andrer entführte.

Will ich dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich sonst das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die starken Triebe
Und des Herzens bange Qual!
Also bitter schmeckt der Liebe
So ein schönes Henkermahl. — —

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.
Diese zährenvollen Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Flehn:
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.

Dieses rührt die todten Bäume,
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht!
Aber daß ich mich noch säume,
Da dein Scheiden gar nichts spricht:
Gönnt mir doch, Ihr holden Lippen,
Eine kurze gute Nacht!
Eh' der Sturm an solchen Klippen
Mein Gemüthe scheitern macht.

Gute Nacht, Ihr liebsten Arme!
Meiner Glieder Müdigkeit

als daß sie „oft höchst plump und platt“ sind, da doch gerade unter ihnen sich Lieder befinden, die fast fleckenlos und von

Großthaten verpflichtet und bestimmt, z. B. im letzten Vers, den Kaiser anredend:

> Ich, Herr, dein tiefster Unterthan,
> Will, bleib' ich auch im Staube sitzen,
> Noch mehr auf deiner Ehrenbahn,
> Als vor dem Elends Ofen schwitzen.
> Verstoß mich an den kalten Bär,
> Ich gehe gern und find' ein Meer,
> Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;
> Denn weil mir Augen offen stehn,
> Soll Carl und Tugend und Eugen
> Die Vorschrift meiner Musen bleiben.

Wer wollte hierin etwas mehr sehen, als eine Redensart? als eine Hyperbel des, geradezu gesagt, hungrigen Poeten? Denn kurz vorher schildert er selbst sich also:

> Ich, den nur Wind und Hoffnung speist,
> Besitze weder Kunst noch Güter,
> Ich leir' im Winkel, Noth und Staub,
> Und bin ein ungetheilter Raub
> Von so viel ungeneigten Fällen ......
> Den welken Lorbeer hab' ich schon,
> Nun mangeln noch Verdienst und Leben;
> Dies muß ein Mäcenatensohn
> Und jenes Carl's (d. i. des Kaisers) Regierung geben, u. s. f.

Günther hatte (seine Gedichte liefern den Beweis!) wohl noch unwürdigern Personen, noch ungewissern Hoffnungen, als hier dem Kaiser, dem Prinzen Eugen, und der Aussicht auf eine kaiserliche Belohnung, einen Jahrgehalt etwa, wie er ihn in Dresden vergebens suchte, noch ergebenere Huldigungen, noch ausdrücklichere Versprechungen dargebracht, ohne daß sicher auch nur die Betheiligten selbst hierin eine Wahrheit, einen wirklichen Entschluß und Vorsatz gesehen hätten. Und nun, welch ein allgemeines Urtheil über Günther folgert Gervinus vermuthlich aus dieser und vielleicht einigen ähnlichen Stellen? p. 524. „So ist auch sein Gesichtskreis im Ganzen sehr klein. Das Höchste, wozu er sich bei lachendem Glücke aufzuschwingen vorhatte, war, die Thaten des Hauses von Oestreich zu besingen.“ Aber wahrlich, wer von Günther's Gedichten und Charakter (dem doch Gervinus selbst nachrühmt: „er war wohl von Natur nicht zum Schmeicheln gemacht“) nur einige Kenntniß besitzt, der wird wissen, daß Günther zu Nichts weniger geboren war, als zum Hofpoeten, obschon wiederum Gervinus meint, er wäre, auch bei minder unglücklichem Stern, „doch kein großer Dichter“ geworden, und würde

unvergänglicher Schönheit sind,[1]) — oder endlich, wenn er das Interesse, welches noch jetzt das lebendige Pathos eines

auch im besten Fall und bei ungestörter Entwicklung „sich nicht weiter versucht haben, als die Hof- und Naturdichter seiner Zeit, ein Pietsch und Brockes.“ (S. 524. 525.)

[1]) Da unter unsern Lesern nicht wenige sein möchten, welche dieser Widerspruch gegen Gervinus, dem wir in andern Stellen auch dieses Buches so willig und dankbar beistimmen, befremden wird und die doch Günther's Gedichte nicht aus eigener Lesung kennen, so fügen wir hier einige Stellen aus einem jener „höchst plumpen und platten“ Liebesgedichte bei, dessen leicht verwischbare Flecken uns ebenso kenntlich, als die Wahrheit, Tiefe und Schönheit seiner Empfindung unläugbar däucht. Noch bemerken wir für diese Art von Lesern, daß eine Auswahl seiner Gedichte in der W. Müllerschen Bibl. Bd. 10. steht und von Hofmann eine Monographie über ihn existirt, Breslau 1832. — Das Gedicht steht p. 275. der Ausgabe v. 1742, und lautet auszugsweise:

Als ihm seine Liebste ein Andrer entführte.

Will ich dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich sonst das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die starken Triebe
Und des Herzens bange Qual!
Also bitter schmeckt der Liebe
So ein schönes Henkermahl. — —

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.
Diese zährenvollen Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Flehn:
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.

Dieses rührt die todten Bäume,
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht!
Aber daß ich mich noch säume,
Da dein Scheiden gar nichts spricht:
Gönnt mir doch, Ihr holden Lippen,
Eine kurze gute Nacht!
Eh' der Sturm an solchen Klippen
Mein Gemüthe scheitern macht.

Gute Nacht, Ihr liebsten Arme!
Meiner Glieder Müdigkeit

Dichters, wie Günther, sich erzwingt, kurzhin ein pathologisches, d. i. ein Krankheitsinteresse, nennt. Vielmehr zeigt dies Interesse des Publikums auch für die Persönlichkeit Günther's einen sehr richtigen Tact und Instinkt:[1]) denn Günther ist die erste Persönlichkeit unserer Literatur, er ist (da wir von Flemming schon gesprochen haben) der erste Poet, der durch seine Lieder uns das Interesse einflößt, ja die Frage aufdrängt nach seinen Schicksalen, seinem Lebens- und Bildungsgange. Hat doch Gervinus selbst sehr richtig an einer andern Stelle bemerkt, daß, je näher wir der Blüthe und Vollendung unserer Literatur, also der Göthe-Schillerschen Periode, und überhaupt in die neuere Zeit gelangen, um so einflußreicher und im specifischen Unterschiede der deutschen von den meisten übrigen Literaturen auch der Einfluß der Persönlichkeit unserer

Wird nicht mehr in Euch erwarmen;
Ach! wie quält die alte Zeit! — — —
In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn;
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder, als dein Herze, sein. — —
Wirst du einmal durch die Sträuche,
Halb verirrt, spazieren gehn,
O so bleib bei meiner Leiche
Nur mit andern Augen stehn!
Zeige sie dem neuen Schatze,
Der dir das Geleite giebt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
Dieser hat mich auch geliebt.

[1]) Wie groß das Interesse des Publikums an Günther's Dichtungen noch lange nach seinem Tode (1723) war, beweist der Umstand, daß die Leipzig-Breslauer Gesammtausgabe, welche 1735 zuerst erschienen war, noch 1764, also zu einer Zeit, wo Klopstock's Messias schon lange bekannt und eine ganz andere Aera unserer Literatur eröffnet war, in der sechsten Auflage erscheinen konnte.

Poeten und um so dringender die Nothwendigkeit wird, daß der Historiker von ihr Notiz nimmt; so daß endlich Göthe und Schiller uns fast mehr als Individuen, denn als Dichter interessiren. Dies Alles ist sehr richtig und zielt, wenn wir nicht irren, ganz auf dieselbe Ansicht von der Entwicklung der Poesie, die wir oben als die unsrige begründet und mit der nothwendigen Entwicklung der Geschichte überhaupt in Verbindung zu setzen gesucht haben. Aber nur desto auffälliger wird die idiosynkratische Ungunst, welche Günther von Gervinus ist erwiesen worden und die wir hier, bei dem großen und wohl verdienten Ansehn, in welchem Gervinus' literarische Urtheile stehn, nicht überflüssig hielten zu besprechen. — Endlich, um daran hier wenigstens zu erinnern, giebt es noch einen anderen Dichter, der Günther allerdings noch viel verwandter ist, als Göthe, weil er, trotz aller Energie seines Pathos, aller Leichtigkeit seines Talents, allem Glück seiner Erfolge, ebenso, wie Günther, auf dem Wege zum schönen Subject unausgebildet und verkrüppelt stehen geblieben ist, und daher, und auch durch das Traurig-Erschütternde seiner äußern Schicksale, einen ähnlichen Eindruck auf uns macht, wie Günther: dies ist Bürger. Allein da er zu denjenigen gehört, welche die eigentliche Aufgabe unsers Buches bilden, so werden wir diese Aehnlichkeit erst später gründlicher verfolgen.

Brockes.

Für jetzt eilen wir, noch einige Worte über Brockes, den dritten der oben Genannten, hinzuzufügen. Brockes steht der zweiten schlesischen Schule ungleich näher, als Günther, der dieselbe nach den ersten unreifen Versuchen verließ und

verspottete,[1]) ohne doch in die Plattheiten der Neukirch, der Amthor und Wetzel, die steife Trockenheit der Abschatz und Canitz[2]) zu verfallen, welche wieder die Reaction gegen das

[1]) Wir setzen aus Günther's Epistel an den Herrn von Nickisch (p. 374. der obigen Ausgabe) eine Stelle her, die das leidige conventionelle Wesen, welches aus der Hofmanswaldau-Lohenstein'schen Opposition gegen das durch Opitz conventionell Gewordene selbst hervorging, und Günther's eigene früheste Theilnahme daran mit sehr lebhaften Farben schildert:

Erinnre dich, ... so schlecht ich auch gelehrt,
Was eigentlich vor Schmuck in unsre Kunst gehört;
Nicht rauschend Flittergold, noch schwülstige Gedanken,
Nicht Schlüsse, die mit Gott und guten Sitten zanken,
Noch andres Puppenwerk, das schlechte Seelen fängt.
Vor diesem hab' ich zwar mich auch damit gekränkt: — — —
Da drechselt' ich mit Fleiß auf einer hohen Spur
Wort, Silben und Verstand auch wider die Natur.
Denn wollt' ich dazumal ein schönes Kind beschreiben,
So ließ ich ihren Mund mit Scharlachbeeren reiben;
Erhob ich einen Kerl zuweilen um das Geld,
So fing ich prächtig an: Orakel unsrer Welt!
Ich flocht, wie jetzt noch Viel', die Namen vor die Lieder
Und ging oft um ein A drei Stunden auf und nieder.
Auch schifft' ich öftermal auf Dielen über Meer
Und holt' ein Gleichnißwort vom Mississippi her,
Bestahl den Lohenstein, wie andre Schulmonarchen,
Und war kein Reim darauf, so flickt' ich ihn von Parchen,
So schlimm das Wort auch klang: Marokko, Bengala,
Fetz, Bantam, Mexiko, Quinsay, Florida,
Die alle mußten mir Baum, Steine, Thiere, Linsen,
Und was nur kostbar hieß, in Dichter-Kasten zinsen;
Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Stelzen ging,
Und wenn ich ungefähr ein Maul voll Götter fing,
So rast' ich voller Lust. — —
Dies thät ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und wie ein siedend Fett den Schaum voran verstieß;
Jetzt lern' ich nach und nach mich und die Worte kennen.

Dies ist im Jahre 1721 geschrieben, also zwei Jahre vor seinem Tode, in dem sechsundzwanzigsten Jahre seines Alters, und zeigt gewiß von keiner Ueberschätzung seiner selbst.

[2]) Z. B. in derselben Epistel, p. 375.

O bleib den Musen hold und lies, was Canitz singt,
Und was noch aus der Gruft von unserm Abschatz klingt.

Uebrigens thut Gervinus auch daran Unrecht, daß er Günther diese theoretische Geschmacklosigkeit, diese Lobeserhebungen der dürren Neu-

Unberechtigte und Maßlose der genannten Schule bildeten und wieder ebenso nach der einen Seite ausschweiften, wie diese nach der andern. Brockes tritt auf und bekennt sich selbst als ein enthusiastischer Verehrer und Anhänger des Marino'schen Geschmackes [1]), den bekanntlich auch die zweite schlesische Schule propagirte. Von dieser Seite her erschütterte also auch er, was von dem Conventionellen der Opitz'schen Poesie noch etwa übrig oder wohl gar in der Reaction gegen Hofmanswaldau und Lohenstein neu erstanden war. Aber auf der andern Seite steht er auch mit dieser Opitz'schen Richtung wieder in einer innerlichen Verbindung und giebt gleichsam den Schmelzpunkt, das Mittelglied zwischen der ersten und zweiten schlesischen Schule. Denn nicht bloß, daß er wesentlich descriptiver Dichter ist, (darüber, wie wir gesehen haben, war auch Hofmanswaldau nicht hinausgekommen) er ist auch Reflexions- und Lehrdichter, ganz wie Opitz, er hält

kirch'schen Schule zum Vorwurf macht und aus ihnen schließt, daß Günther unter keinen Umständen ein großer Dichter geworden wäre. (III, 524.) Gerade denen, die praktisch glückliche und geschmackvolle Dichter sind, pflegt noch heut zu Tage theoretisches Verständniß, Sicherheit und Geschmack in Beurtheilung fremder, wohl gar ihrer eigenen Gedichte abzugehn. Wir sagen nicht, daß dies so sein soll; im Gegentheil, seit Göthe und Schiller mit der praktischen Meisterschaft zugleich die gründlichste Einsicht in die Theorie des Schönen und der Kunst verbunden haben, fordern wir von jedem späteren Dichter, daß er sich um eine gleiche Einsicht bemühe und daß man das alberne Gerede, als ob die Cultur in Kritik und Aesthetik der Frische und Fruchtbarkeit des naturwüchsigen Talentes hinderlich sei, endlich fallen lasse. Nur sind wir nicht so ungerecht, diese Ansprüche schon an Günther in seiner Zeit und seinen Umgebungen zu machen.

[1]) Brockes „übersetzte Marino's bethlehemitischen Kindermord (1734), ausdrücklich um diesen angefochtenen Dichter zu vertheidigen." Vgl. Gervinus, III, 548. auf dessen sehr gelungene Charakteristik Brockes' wir überhaupt verweisen. (S. 547 — 556.)

sich in derselben neutralen, sinnigen Betrachtungsweise fern von den Bewegungen der Welt und ist „den Quellen der epischen Dichtung, menschlichen Handlungen, Kriegen u. a. ebenso feind, wie dieser Dichtung selbst."[1]) Aber hier tritt sogleich ein neuer Unterschied ein: Brockes will mit seinen Reflexionen, seinen Betrachtungen und Schilderungen nicht bloß lehren, er richtet sich nicht an den Verstand, wie Opitz und die übrigen Lehrdichter; sondern er will rühren, an das Herz, an die Empfindung wendet er sich, und nicht Zuwachs an Kenntnissen, nicht Bildung des Verstandes beabsichtigt er, sondern die Verehrung Gottes in der Natur, die lebendige Erhebung und Bewegung des Herzens, die Entfaltung des Gemüthes in religiöser Sphäre ist sein Ziel. Dieser Schlag des Herzens unterscheidet ihn denn auch von Hofmanswaldau, indem zugleich die Frömmigkeit und Keuschheit, welche Brockes athmet, und der Umstand, daß es die religiöse Sphäre ist, in welcher jetzt er jene alten verschrieenen Künste Hofmanswaldau's oder, wenn man will, Marino's übt, ihn von allen Vorwürfen und jeder Mißgunst befreit, welche dieselben bisher zu ertragen gehabt hatten. Sowohl also die Opitz'sche Reflexion mit ihrer Nüchternheit, als die Hofmanswaldau'sche Description mit ihrem Bombast belebte, zügelte und veredelte Brockes durch den Funken des Gemüthes, durch die Flamme der Religion, von denen seine Dichtung erwärmt wird. Und wenn nun Gervinus[2]) von ihm rühmt, daß er zuerst „die Sinne emancipirt" habe, so ist dies nach dem eben Dargelegten nur bedingungsweise richtig: denn

---

[1]) Gervinus, a. a. O. S. 549.
[2]) S. 551.

die Macht der Sinne hatte schon die zweite schlesische Schule, wenn nicht von innen heraus als lebendiges Pathos, so doch äußerlich in der Pracht und dem Sinnenkitzel ihrer Beschreibungen, selbst in ihren Obscönitäten geltend gemacht, und in Günther sodann hatte, wie wir ausführlich gezeigt haben, eine lebendige sinnliche Natur auf's Allerkräftigste in persönlicher Wahrheit sich ausgelebt, ja bis zum eigenen Untergange ausgetobt: — sondern dies ist Brockes' hauptsächlichstes Verdienst, daß er das Gemüth ergriff (Opposition gegen das Conventionelle, Fortschritt des poetischen Subjects) und es zu religiöser Erhebung in die Sinnlichkeit der umgebenden Natur einführte.[1]) (Berichtigung der Hofmanswaldau'schen Tendenzen.) Mit diesem Verdienst hängen noch andere zusammen, die wir hier nur flüchtig erwähnen können: seine Empfehlung und Einführung der englischen Poesie, zu welcher ihn seine Naturschildereien führte, wie denn er selbst Thomson's Jahreszeiten, diesen Katechismus für dergleichen Poesien, übersetzte; die Heiterkeit und Milde, die auch seiner religiösen Richtung eigen blieb und durch welche er sich von der üblichen, von ihm förmlich abgelehnten Ascetik anderer religiöser Dichter und der todten Convenienz der Orthodoxie glücklich entfernt hielt; sein musikalischer Sinn, der die steifen

[1]) Diese Einführung der Naturschilderei in die Poesie war von ungeheuerstem Erfolg: durch sie wurde vor Allem Kleist möglich, welcher, wie wir später sehen werden, wiederum namentlich für die Göttinger von größter Bedeutung ist und überhaupt mit Klopstock zusammen lange Zeit die Herrschaft in den Gemüthern der deutschen Jugend einnahm. — Auch achte man wohl auf den trefflichen Fingerzeig, welchen Gervinus giebt: „Brockes bereitete die ungemeine Weichheit der Gemüthsstimmungen in Deutschland vor, die nach Klopstock so allgemein herrschend war." S. 552.

Opitz'schen Formen zerbrach, dem Alexandriner sein kanonisches Ansehn nahm und ihn selbst freiere Rhythmen, melodiöseren Strophenbau lehrte, wodurch er nicht ohne Einfluß weder auf das weltliche, besonders das bald (durch Hagedorn) entstehende gesellige, noch auf das Kirchenlied geblieben ist, und Anderes, was man bei Gervinus nachlesen wolle.

Die Pietisten und Thomasius.

Mit dieser eben erwähnten religiösen Erhebung nun, welche der innerliche lebendige Pulsschlag der Brockes'schen Dichtung ist, und dieser Aussicht ins Göttliche und Ewige, zu welcher er in jedem Moment aus der Fülle seiner „Sinnenlust," von jeder Blume, jedem Halm den Blick emporkehrt, steht derselbe in genauestem Zusammenhange mit der religiösen Richtung seiner Zeit im Allgemeinen. Denn schon sind wir in das achtzehnte Jahrhundert getreten, das Jahrhundert also der Aufklärung, die wir im Eingang unsers Buches als das reformatorische Element charakterisirt haben, welches, indem es den Contrast und das Unvermittelte zwischen Subject und Object, zwischen individueller, lebendiger Ueberzeugung und überliefertem, conventionellem Dogma zum Bewußtsein bringt, durch die lebensvolle Entwicklung der Innerlichkeit diesen Contrast zugleich zu vernichten, diesen Zwiespalt zu versöhnen sucht. An solchen reformatorischen Acten, solchen Processen der Wiedererweckung und Belebung ist nun das achtzehnte Jahrhundert außerordentlich reich. Ja es erbt schon von dem scheidenden siebzehnten Jahrhundert die Wiederbelebung des Gemüthes in der religiösen, also der eigentlich gemüthlichen Sphäre, welche, wie wir oben angedeutet haben, nicht allzulange nach der Luther'schen Reformation auf's Neue mit

Dogmen und Traditionen und unfruchtbaren Lehrsätzen war überschüttet worden. Diese Erstorbenheit der Religion war um so fühlbarer geworden, je entschiedener die Theologie das Principat unter den Wissenschaften führte, je unbestrittener also ihre Herrschaft in Universitäten, Schulen und überhaupt allen wissenschaftlichen Anstalten und Bemühungen war, und je weniger mithin das lechzende Gemüth sich an andern Quellen erlaben konnte. Wir haben schon erinnert, wie die eitle, silbenstechende Polemik, in welche die Theologie des siebzehnten Jahrhunderts entartete, das ganze staubige Rüstzeug, jene Formeln und Schlüsse und Finten der mittelalterlichen Scholastik noch einmal hervorholte; nicht minder, wie ihr Einfluß auch den philologischen Wissenschaften und der lebendigen Aneignung des antiken Geistes hinderlich und verderblich ward. So ist es denn wohl nicht übertrieben, wenn man uns den Zustand der Wissenschaften, die Verfassung der Universitäten, die Thätigkeit der Schulen im ausgehenden siebzehnten Jahrhundert geradewegs als barbarisch zu bezeichnen pflegt; und daß auch der Zustand der Gesellschaft überhaupt kein anderer gewesen, lehrt die Geschichte der damaligen Höfe und ein Blick in die Sittenschilderungen jener Zeit uns zur Genüge.[1])

Gegen diese Erstorbenheit nun des Gemüthes, gegen diese Barbarei der Wissenschaften, wie der Sitten, reagirte der Pietismus. Der Name der Pietisten wurde bekanntlich zuerst im Jahre 1698 gehört und zwar auf der Universität Leipzig, welche damals ein rechtes Nest und Centrum dog-

[1]) Wir verweisen hier in Kürze auf die vortreffliche Gesch. des achtzehnten Jahrh. von Schlosser, I, 219. fgg., sowie für das folgende auf die Uebersicht I, 557. fgg.

matisch barbarischer Gelehrsamkeit war und mit demselben gehässigen Eifer, den sie anderthalb Jahrhunderte zuvor der Einführung der humanistischen Studien entgegengesetzt hatte, jetzt auch gegen den Pietismus sich unduldsam und feindselig erwies. Zum Theil zwar haben wir diesen hartnäckigen und bornirten Kampf für das, was man, verfestigt, wie es war, durch Dogmen und Clauseln und Ueberzeugungseide, für die reine alte evangelische Lehre hielt, als eine gemeinschaftliche Bestrebung des damaligen Chursachsens zu betrachten, die sich eines Theils aus der alten Reminiscenz ableitete, daß Sachsen die Wiege und Schutzmauer des Lutherthums gewesen, anderntheils aus den Zeitverhältnissen und der Gefahr, welche gerade damals in Sachsen von oben her dem lutherischen Bekenntniß zu drohen schien. Denn wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß Churfürst August 1697 zu Wien katholisch geworden und dadurch der alte Stamm der sächsischen Churfürsten, bis dahin, und besonders in den ersten Zeiten des Drangsals, Verfechter und Schutzherr des evangelischen Bekenntnisses, jetzt zu den Widersachern desselben übergetreten war. Welche ängstliche Sorge für die Sicherheit der lutherischen Kirche dieser Schritt erweckte, kann man aus den Punctationen schließen, mit denen die sächsischen Stände die Mittheilung dieses Religionswechsels aufnahmen und durch welche sie den alten Grundstock sächsischen Lutherthums unversehrt und sicher zu erhalten suchten.[1]) Diese gereizte Wachsamkeit muß man, wie uns dünkt, im Auge behalten, um die altsächsische Zionswächterei jener Zeit und ihr feindliches Verfahren gegen die Belebung des religiösen Elementes im

[1]) Ausführlich findet man diese Verhandlungen und Documente in Fr. Förster's Geschichte August des Starken.

Pietismus richtig zu würdigen. Und allerdings hatte sie in diesem einen unendlich gefährlicheren Gegner, als in dem Katholicismus, mit dem sie eigentlich innerlich verwandt und in anderer Form denselben Inhalt hatte. Denn, wie wir es schon anderswo ausgedrückt haben: Dogma ist Dogma, Wort ist Wort und der heilige Luther nicht besser, als der heilige Nepomuck. Aber die barbarisch dogmatische Theologie Chursachsens, wenn sie auch ihren Freund verkannte, erkannte doch ihren Feind, und erkannte ihn in jeder Gestalt: sie vertrieb Spener aus Dresden und vertrieb Thomasius aus Leipzig.

Man gestatte uns, Thomasius hier unmittelbar mit den Pietisten zu nennen, wiewohl die eigentlichen Wurzeln seines Wesens allerdings aus einem ganz andern Gebiet, aus dem des Geistes nämlich und der Wissenschaft, hervorgehen. Denselben Kampf nämlich, den die Pietisten gegen die Barbarei der Theologie eingingen, wagte Thomasius gegen die Barbarei der philosophischen Scholastik und überhaupt den Universitätsschlendrian, das Perrückenwesen und die todte Dressur der damaligen Gelehrten. Gemeinsam also war Beiden das reformatorisch lebendige Verhalten gegen das Conventionelle oder, in unserem Sinne, die Aufklärung. Dieser grundsätzlichen Gemeinschaft wurden auch beide Theile, zum wenigsten Thomasius, sich selbst bewußt: denn er stand in gutem Vernehmen, ja in wechselseitiger lebendiger Theilnahme mit den Pietisten, ohne daß wir doch bei diesem Bündniß zwischen Philosophie und Pietismus auch nur von fern an jene Mißgeburten denken dürfen, welche in unsern Tagen aus der Vereinigung etwa der Schelling'schen Philosophie mit Mysticismus und Geisterseherei oder gar der Althegelei mit rigoroser

Rechtgläubigkeit hervorgegangen sind. Denn von diesen ebengenannten Richtungen gilt ganz dasselbe, was wir eben von dem Verhältniß des Lutherthums und des Katholicismus im damaligen Chursachsen erinnert haben. Auch die Art und Weise, in der Beide, Thomasius und die Pietisten, zu wirken suchten, die Pforte gleichsam, an welche sie pochten, um mitten durch den Schutt und Wust der Tradition dem lebendigen Wort Eingang zu verschaffen, war bei Beiden dieselbe, ja sie mußte dieselbe sein, da es hier in der That keine Wahl weiter gab. Beide nämlich, Theologie und Philosophie, die Pietisten und Thomasius, wandten sich von den Männern des Fachs und den eigentlichen Gelehrten, die freilich selbst nichts von ihnen wissen wollten, also von den Knechten der Tradition und des Conventionellen, hinweg an das Volk. Die Pietisten schrieben deutsch, ebenso Thomasius, der bekanntlich auch die ersten akademischen Vorträge in deutscher Sprache hielt und das erste deutsche Journal herausgab. So ward von Beiden das eigentliche Volk, die Masse der Laien und Ungelehrten, in die Angelegenheiten der Wissenschaft hineingezogen; zugleich wurden Beide praktisch und erwiesen sich mit eifriger Thätigkeit nutzbar für das Volk —, die Pietisten z. B. in Werken der Wohlthätigkeit, wie die Franke'schen Stiftungen, Thomasius besonders auf juristischem Gebiet in Verfolgung der Hexenprocesse, der Tortur und Aehnlichem. Ueberhaupt welchen wunderbaren Zusammenhang das religiöse und das national deutsche Element haben, werden wir später sehen, wenn wir Klopstock und mit ihm unsere Poesie auf dem Uebergange vom Religiösen ins Deutschthum, von der Leier Assaph's zum Quelle Mimer's, von der Sionitin zum Bardenwesen begleiten. Hier wollen wir nur wiederholen,

was schon von Schlosser[1]) bemerkt worden ist, nämlich daß der Widerspruch zwischen Thomasius' innerlichst deutscher Richtung und seiner lebhaften, ja dringenden Empfehlung der Franzosen nur ein scheinbarer ist. Er bediente sich nämlich der französischen Cultur nur ebenso, wie der Pietisten, zur Civilisation[2]), zur Waffe gegen die Barbarei und den Ungeschmack seiner Zeit; die französische Cultur, die Eleganz, das Bewegliche und Praktische ihrer wissenschaftlichen Literatur war ihm ein Ferment, die eigene deutsche Bildung von der schwerfälligen Scholastik der damaligen Universitätsmenschen zu befreien und abzuklären. Denn daß deutsche Bildung, nicht blinde Nachbeterei der Franzosen, sein Zweck und letztes, ihm wohl bewußtes Ziel gewesen, zeigt der außerordentliche Eifer, mit welchem er die deutsche Sprache zu cultiviren suchte, wie er denn sogar eigene Vorträge über die deutsche Sprache hielt und auch in diesem Bezug, sogar schulmeisternd, auf Civilisation und Bildung der Studirenden redlich hinarbeitete. —

Endlich wurden Thomasius und die Pietisten auch durch ein starkes und werthvolles äußerliches Band zusammengehalten: wir meinen die Universität Halle[3]), die 1694 in Folge der Vertreibung, mit welcher die Leipziger Kathedermänner ihre Angriffe gegen Thomasius siegreich gekrönt hatten, gegründet

[1]) Gesch. des achtz. Jahrh. I, 568. Ueberhaupt sind wir hier Schlosser's Darstellung auch im Einzelnen gefolgt; vgl. besonders 559. 560. 562. 568. 570.

[2]) Schlosser a. a. O. „Der Pietismus war für Thomasius ein Mittel der Civilisation, da er es mit rohen Studenten und ebenso rohen Collegen zu thun hatte." p. 571. Vergl. p. 568. über die endliche Trennung Thomasius' von den Pietisten.

[3]) Vortreffliche Ausführungen hierüber findet man in Th. Echtermeyer's Aufsatz über die Universität Halle, in den ersten Nummern der Hallischen Jahrbücher, 1838, S. 1.—5.

und sogleich ein lebendig organischer Ausdruck der neuen Richtung geworden war, die in Philosophie und Theologie begann und Augenblicks, schon durch Thomasius' eigene, fast universale Thätigkeit, auch in allen übrigen Fächern des Wissens wie des Lebens sich geltend machte.

Diese Gründung der Universität Halle und das Princip sowohl, aus welchem sie hervorgegangen, als im Einzelnen die Consequenzen und Analogien derselben, sind der eigentliche Lebenspunkt, in welchem Brandenburg oder, wie wir nun bald sagen dürfen, der frisch aufblühende preußische Staat das nachbarliche Sachsen überholte; in dieser geistigen Schlacht und dadurch, daß Preußen in ihr die Partei des Geistes und der Wissenschaft, die Partei der Bewegung und Aufklärung ergriff, ward Sachsen überwunden und hatte es die Hegemonie des protestantischen, also des eigentlichen Deutschlands an Preußen abtreten müssen, siebzig Jahre, bevor der erste preußische Soldat feindlich auf sächsisches Gebiet einrückte. Denn immer ist die That des Geistes älter, als die That des Schwertes und auch der Soldat kann immer nur da siegen, wo der Philosoph ihm den Weg gebahnt hat. Ebenso nun, wie der große Kurfürst aus Frankreich die Vertriebenen bei sich aufgenommen und durch ihre industrielle Thätigkeit Reichthum und Blüthe seines Landes gefördert hatte, so nahm Preußen jetzt die neue Bildung auf, welche Sachsen von sich stieß: Spener, den man in Dresden nicht hatte dulden mögen, fand in Berlin ein weites Feld achtbarster Wirksamkeit; derselbe Thomasius, den man aus Leipzig verjagt, ward Veranlassung, sodann Lehrer und Director der neuen Universität zu Halle, wo auch Arnold lehrte, der Verfasser der Kirchen- und Ketzergeschichte, und wo Franke sein Waisenhaus erbauen konnte. Womit nun für Preußen mehr

gewonnen wurde, ob mit jenen industriellen Refugies des großen Churfürsten, ihren Gewerben und Fabriken, ihrem Handelsbetrieb und ihrer äußerlichen Tournüre, oder ob mit der Universität Halle und dieser Handvoll Professoren und Prediger, — das, meinen wir, kann in Ernst erst heute wieder gefragt werden, wo man die „materiellen Interessen" zu einem selbständigen Schiboleth erhebt und wo selbst Männer der Wissenschaft diesem Wahn eine behaglich-gelehrte Basis zu geben nicht verschmähen. Allein was in der That Sachsen in dem verlor, was es von sich stieß, zu unermeßlichem Gewinn Preußens, das hat die Geschichte dargethan; was insbesondere Leipzig verlor, indem es den edelsten und fruchtbarsten Lebenssaft, mit pedantisch-vornehmem Ekel, wie einen Krankheitsstoff, absonderte, das wird am Sichtbarsten in der secundären Stellung, welche, verglichen mit Halle, wie späterhin mit Göttingen, Leipzig als Universität trotz einer gewandten und glänzenden Cultur, trotz der berühmtesten Namen, der tüchtigsten Bemühungen dennoch dergestalt einnahm, daß es die Frucht seines eigenen Ackers Andern, insbesondere der jungen Göttinger Hochschule, zu weiterer Entwicklung abtreten mußte.

Wiederaufleben der Philologie; die Kunst der Alten und die historischen Wissenschaften.

Denn der Geist, aus welchem zuerst die Universität Halle hervorgegangen, der Geist also einer freien und lebendigen Wissenschaft, welche dem, der sie trieb, nicht bloß Dogmen und Traditionen oder, wenn es hoch kam, eine formale Bildung gab, sondern von ihm selbst im Innersten aufgefaßt und zu eigener Erfüllung und Bereicherung verarbeitet wurde, fing allmälig an, auch andere Universitäten heimzusuchen und das

gesammte Gebiet gelehrten Vorraths zu durchdringen und zu beleben. Wie dies im Einzelnen in der Theologie, wie es besonders auch in der Jurisprudenz vor sich gegangen, können wir hier nicht verfolgen; es genügt für unsern Zweck das Wiederaufblühen derjenigen Wissenschaften in Kürze zu erwähnen, deren nahen Einfluß auf die Entwicklung und Bildung unserer Literatur wir bereits kennen gelernt haben, also der philologischen Wissenschaften. Wie mit dem Stillstand und Verfall der Theologie auch die humanistischen Studien still standen und verfielen, und wie die rasche Hand frommer Eiferer absichtlich den frisch sprudelnden Quell der antiken Bildung verstopfte, haben wir oben gesehen. Jetzt, da durch den Pietismus ein neuer Lebenshauch in die erstarrte Theologie gekommen war, erwachten auch die philologischen Wissenschaften aus ihrem trüben Schlummer. Es hat dies etwas Ueberraschendes, um so mehr, als diese Anregung keineswegs eine unmittelbare oder gar eine solche war, die in dem Wesen, dem Plane und den eigenen Interessen des Pietismus gelegen hätte, der vielmehr in der starren Einseitigkeit, in welcher schon nach den ersten zwanzig Jahren er selbst wieder fix wurde, diesen Studien eher ungünstig, als günstig war und sie, wenn überhaupt, so nur unbewußt und auf einem weiten Umwege förderte, nämlich durch die tüchtige Schulbildung, die theils in den Franke'schen Stiftungen selbst, theils durch die in ihr erzogenen Lehrer und Prediger, einer zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Jugend gegeben ward. Allein es ist mit der Geschichte des Geistes wie mit dem Frühling des Jahres: wo nur erst Ein warmes Lüftchen weht, Eine Quelle rieselt, Eine Knospe schwillt, da zuckt der Frühling bald auch durch die ganze Natur und von nah und fern brausen Ströme

und rauschen belaubte Wälder. So brach derselbe Lebenstrieb, der in Theologie und Philosophie die uns bekannten Erscheinungen hervorgerufen, nun auch in den humanistischen Wissenschaften zu Tage. Die erste Frucht und Aufgabe derselben sollte, wie wir wissen, die formale Bildung sein; zu diesem Zweck waren sie ausgebeutet worden, — wir mögen wohl sagen, bis zum Extrem, und diesem angemessen war ihr Einfluß auf unsere Literatur gewesen, die unter ihm conventionell und verknöchert geblieben war. Auch haben wir gesehen, wie hiegegen einzelne Richtungen und Individuen sich opponirten und mit einer freien, lebendigen, wenn gleich nicht immer geregelten Innerlichkeit diesen Damm der Convention und hohlen Form durchbrachen. Nun aber hatte auch innerhalb der philologischen Disciplinen selbst das Princip der abstracten Form sich überlebt [1]). Schon mit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts war den Philologen der wenig ehrenvolle und doch für ihr damaliges Trachten sehr bezeichnende Name der **Verbales** zu Theil geworden. Im Gegensatz zu ihnen genossen die **Reales**, die eigentlichen Fachgelehrten, die doch zum mindesten das derbe Hausbrod einer soliden und nutzbaren Wissenschaft überlieferten, die Gunst und den auszeichnenden Fleiß der Menge. Denn man hatte sich gesättigt an dem Schematismus, den abstracten Formen, der inhaltlosen Theorie der damaligen Humanisten; man war es überdrüssig, immer nur den Becher zu erhalten, nie den erquickenden Trank, immer nur die Scheide, nie das Schwert. Ueberhaupt wie das Subject, die Innerlichkeit, in der Reformation sich selbst wiedergefunden und ergriffen hatte, so

---

[1]) Vgl. Eichhorn, III, 323.

wollte es nun auch sofort, um nicht inhaltlos und nichtig zu bleiben, mit dem Objectiven sich sättigen und erfüllen. Daher dieser Drang nach Realem, daher der Werth, den man den Reales, der geringschätzende Spottname, den man den Verbales beilegte, daher der Verrath, den diese allmälig an ihrer eigenen Sache begingen, indem sie die formalen und theoretischen Studien, Grammatik, Stylistik, Rhetorik, gegen die realeren Disciplinen der Philologie, gegen Alterthümer und Geschichte austauschen lernten. Hiebei war freilich auch das Beispiel der Holländer von entschiedenstem Gewicht, welche gerade damals diesen Realien der Philologie einen ebenso umfassenden als ausdauernden Fleiß zugewendet und jene ungeheuren Rüstkammern antiquarischer Kenntniß zusammengetragen hatten, die noch heut die Bewunderung, aber auch den Verdruß unserer Philologen rege machen, da bis jetzt die so nöthige Sichtung dieses wüsten Stoffes noch mangelt und der rechte, dem Bedürfniß unserer Zeit genügende Abschluß, das Facit gleichsam dieser holländischen Thätigkeit, zumeist noch zu erwarten steht.

So ward denn mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts auch im Gebiete der philologischen Wissenschaften den rein formalen Bestrebungen ein Ziel gesetzt, um auch aus der Kenntniß des Alterthums einen Inhalt, einen realen, historischen, zu gewinnen. Hiemit, da die Philologie nun ihren Inhalt und Zweck in sich hatte, war auch die Emancipation derselben von der Theologie bedingt. Nun möchte man zwar erwarten, daß die Theologie, je mehr neues Leben ihr durch den Pietismus war zugeführt worden und um so größere Kraft daher sie gewonnen hatte, um so schwieriger in diese Emancipation wird gewilligt haben. Allein gerade das

Gegentheil fand Statt: sie gab selbst die bisherige Suprematie auf und dadurch einen neuen Beweis davon, daß an dem Baum des Geistes nie ein Zweig, ein ächter nämlich, durch sein Wachsthum den anderen erdrückt und auch hier keine Freiheit zu denken ist, die auf Unterdrückung sich gründete. — So fing also auch im Gebiete der philologischen Wissenschaft das Subject an, an dem Objectiven, dem Inhalt zu betheiligen und die Vermittlung mit ihm zu suchen. Der Inhalt des Alterthums aber ist kein anderer, als die Schönheit und die Kunst; diese nun also mit dem Gemüthe zu erfassen, diesen Kern der hesperischen Frucht, in dessen blanker, goldener Schale man sich bisher müßig gespiegelt hatte, zu genießen und in sich aufzunehmen, ward von jetzt an das Ziel, auf welches die philologischen Bemühungen gerichtet wurden. Welch ein Gewinn hieraus unserer Literatur erwachsen mußte und wie durch diesen Hebammendienst, den jetzt zum zweitenmal die Antike an unsrer modernen Bildung verrichtete, ja wie in dieser esoterischen Schule des Alterthums allein endlich das schöne Subject für unsere Poesie geboren und erzogen werden konnte, wird ein Jeder sogleich voraussehen. Christ, Ernesti, Winkelmann bezeichnen die Stadien, in denen diese Entwicklung vorrückte, durch welche die alte Kunst nicht bloß in den Kreis der philologischen Disciplinen eingeführt, sondern mit überraschender Schnelle, um deren willen man das Flüchtige, mitunter Oberflächliche und Schiefe der Auffassung einstweilen schon verzeihen mochte, zu einer Lieblingsbeschäftigung zahlloser Dilettanten, einer Herzenssache des deutschen Volkes ward. Aus ihr ging dann die ideale Auffassung der Antike im Allgemeinen, die ästhetische Empfängniß der alten Literatur, oder um es mit Einem Worte zu sagen, aus ihr ging Heyne hervor.

Und wie man nun hier in der Philologie das Formale mit dem Realen vertauscht hatte, so erfuhren aus jenem Triebe nach Inhalt und Erfüllung, den wir so eben charakterisirt haben, die historischen Wissenschaften überhaupt mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung, Erweiterung und wetteifernde Pflege. Jene Vermittlung mit der alten Kunst, zunächst hauptsächlich in eleganter und geschmackvoller Behandlung der Alterthümer, hatte vornehmlich Leipzig übernommen, während die eigentliche Geschichte in Halle gepflegt wurde [1]. Hier ward durch J. P. von Ludewig und N. H. von Gundling die Geschichte, die bis dahin nur einen geringen Platz in dem Cyklus akademischer Vorlesungen eingenommen hatte, zum Modestudium gemacht, wobei merkwürdig ist, erstlich, daß die beiden genannten Männer ihres Fachs ursprünglich Juristen waren, gerade, wie Christ in Leipzig auch, der Aehnliches für das Studium der Alterthümer einleitete; sodann aber besonders, daß die Geschichte, welche Beide lehrten, ausschließlich deutsche Geschichte war, wobei man sich an Thomasius und die Pietisten erinnern wolle. Indessen auch späterhin (1744), als, hauptsächlich nach dem Vorgange englischer Muster, die geschichtlichen Studien sich auf „Allgemeine Welthistorie" ausdehnten, blieb in Halle Eifer und Fleiß für die Verbreitung historischer Kenntnisse, wie ja eben jene große englische Weltgeschichte in der durch Baumgarten veranstalteten Uebersetzung als „Hallesche Weltgeschichte" bekannt ist. Dennoch über diese Anfänge, Anregungen und Bearbeitungen hinaus, ein selbständiges, thätiges und fruchtbares Verhältniß zur Behandlung der Geschichte zu gewin-

[1]) Eichhorn, III, 520. fgg.

nen, war Halle so wenig gegönnt, als zur Philologie Leipzig dies in jener Zeit erreichen konnte. Beide vielmehr mußten den Preis dieser Bemühungen einer dritten, neuen Universität überlassen, welche mit Einsicht und Bewußtsein in der neuen historischen Richtung der Zeit und für sie gegründet wurde. Diese Universität war Göttingen.

Die Stiftung Göttingens.

Es ist bereits von Andern ausgesprochen und könnte, unsers Bedünkens, noch viel deutlicher, als bisher geschehen ist, dargestellt werden, wie die Gründung unserer Universitäten, wenigstens von der Zeit ab, wo dieselbe nicht mehr, wie in dem Zeitalter der ersten Wiederbelebung der Wissenschaften, fabrikmäßig getrieben wurde, immer mit einem neuen Aufschwung, einer neuen Entwicklung des deutschen Geistes verbunden ist, aus welcher diese Anstalten selbst hervorgehen; so daß die Universitäten ebenso viele Stadien unserer geistigen Geschichte darstellen. Denn es tritt hier in einer andern Sphäre wieder ein, was wir bereits an einer früheren Stelle unsers Buches, wo von der Einführung der antiken Metrik in unsere Sprache die Rede war, erinnert haben: der neue Geist bedarf einer neuen Form, eines neuen Organes, eines neuen Tummelplatzes, auf welchem er sich zu Kampf und Sieg bewege. Daher löst eine Universität gleichsam die andere ab in der Hegemonie des deutschen Geistes, und wo eine neue Phase unserer Entwicklung betreten wird, wird auch eine neue Universität (denn die Universitäten sind oder sollen doch die eigentlichen Hochzeitbetten des Geistes sein, nicht bloße Kinderwiegen, zu welchen in unserer Zeit einige sich selbst erniedrigen, andere durch Ungunst der Verhältnisse erniedrigt

werden, — zu geschweigen von jenen Stimmen schlecht verhehlten, eigensüchtigen Unmuths, welche die Universitäten grundsätzlich und aus ihrem Begriff heraus nur noch für Handwerksstätten wollen gelten lassen:) gegründet oder doch eine alte erneuert. So haben in den letzten anderthalb Jahrhunderten Halle, Göttingen, Jena, Berlin, eine der andern, das Scepter überliefert, und wenn es jetzt verlauten will, als wäre der Thron unbesetzt, so wird doch dies Interregnum gewiß nicht lange währen, da ja nicht Wahl, noch Gnade Gottes, sondern eigenes Verdienst und rüstige That diesen Stuhl besetzen. Dieses Verhältniß im Einzelnen darzustellen und mit den nöthigen Documenten zu belegen, wäre die ebenso schwierige, als ergiebige Aufgabe einer Geschichte der deutschen Universitäten, zu welcher freilich, in dieser Auffassung, kaum einige Vorarbeiten vorhanden sind, da die Meiners'schen Register in keiner Weise auch nur diesen Namen verdienen.

Hier haben wir es nur mit Göttingen zu thun. Daß die Stellung dieser Universität zu ihren älteren Mitschwestern in der That die von uns angegebene war und daß Göttingen also vorzugsweise im Sinne und zum Nutzen der historischen Wissenschaften gegründet wurde, wird Niemand in Abrede zu stellen suchen, da ihn sogleich der allgemeine Ruf und die glänzenden Resultate, welche Göttingen in dieser Sphäre erlangt hat, widerlegen würden. Bis auf die neuere Zeit hinab ist wohl kaum ein ansehnlicher deutscher Historiker zu nennen, der nicht in Göttingen seine Bildung erhalten hätte oder selbst als Lehrer in Göttingen thätig gewesen wäre. Auch die übrigen positiven Wissenschaften, namentlich die physikalischen, haben in Göttingen eine außerordentliche Pflege erhalten. Aber fast ebenso alt, als dieser Ruhm, ist auch die Wahrnehmung, daß

die speculativen, das heißt die wahrhaften Wissenschaften (denn alle Wissenschaft ist es nur dadurch, daß sie speculativ ist, und von historischen und positiven Wissenschaften kann daher im Grunde nur insofern die Rede sein, als man dabei die speculative, die philosophische Behandlung des historischen Stoffes ohne Weiteres voraussetzt, — zwar, wie die Dinge stehen, häufig eine kühne Voraussetzung!) keine Vertretung, noch weniger von oben her eine Auszeichnung und Pflege gefunden haben, welche Wahrnehmung, je nach dem verschiedenen Sinn der Menschen, bald Klagen erregt, bald aber auch eine behagliche und triumphirende Beistimmung gefunden hat. Doch ist, wie uns dünkt, dieser Streit durch die Geschichte und das, was Göttingen in diesem Augenblicke noch ist, bereits mit einer bejammernswerthen Sicherheit entschieden worden: die Historie und das „historische Recht" haben an Göttingen sich gerächt. — So viel ist wenigstens gewiß, daß die ersten Stifter und Pfleger der Georgia Augusta das von uns bezeichnete Verhältniß klar eingesehen und selbst beabsichtigt haben: man wünschte und wollte in Göttingen keine Philosophie, man wollte nur Historie, Physik, Philologie, und wenn etwa jene frühesten Begründer hierin recht gesehen und den Geist ihrer Zeit hierin richtig aufgefaßt haben, so möchte es doch mehr als bedenklich sein, ob man wohl gethan, aller Entwicklung unseres Geistes zum Trotz, an jenem ererbten Principe festzuhalten. Wozu indessen Worte, wo Thaten bereits gerichtet haben und — gerichtet sind?

Jene Stifter aber und die ihnen zunächst folgten, handelten so nicht aus Zufall oder Instinkt, sondern nach Prüfung und Absicht. So berichtet Heyne Folgendes, was allerdings nicht von der Universität, sondern von der Gründung der Akademie, oder, wie es in Göttingen heißt, Societät der

Wissenschaften, gesagt ist.[1]) Indessen da Münchhausen, der die Statuten der Akademie theils entworfen, theils bestätigt hat, zugleich der eigentliche Gründer und langjährige Gubernator der Universität ist, da ferner sie selbst aus dem geistigen Fonds der letzteren bestritten wurde, und da nirgend anders, als gerade in Göttingen, Universität und Akademie so treulich zusammengehalten und stets dieselben Wege gewandelt haben, so mag, wenn schon Einiges hievon unter die allgemeinen Gebrechen aller Akademien gehört, diese Heyne'sche Mittheilung hier als erläuterndes Document wohl eingeschaltet werden. Er schreibt: „Ausgeschlossen (nämlich von den Verhandlungen der Göttinger Akademie) war alles bloß Speculative und auf metaphysische Begriffe sich Gründende, folglich auch Alles, was auf diese gegründet werden soll, und dadurch war gleich die wahre Richtung der Beschäftigungen der Societät gefunden: das Anwendbare, wirklich für das Leben Nützliche, durch angestellte Versuche, Erfahrung, Prüfung Erprobte, also was in die Fächer der mathematischen und physischen Wissenschaften gehört. Und hiedurch bekam die Societät, und in ihr eine Anzahl guter Köpfe, eine Tendenz zum Wahren, Gründlichen, Ersprießlichen, das seit der Zeit Göttingen bewahrt hat gegen alle die metaphysische Sectirerei und die Stunde noch verwahrt gegen die Naturphilosophie, das Verderbniß alles gründlichen Wissens." . . . Dann, nachdem die physischen, besonders die chemischen Wissenschaften, mit Nachdruck die „Königin aller Wissenschaften" genannt worden

[1]) Das Nähere über diese bei Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-Universität in Göttingen, I, 250. fgg., wo auch weitere Citate.

sind, heißt es weiter: „Ohne Geschichtskunde dessen, was im Studium jeder Wissenschaft vorausgegangen ist, also ohne Literatur, ist keine vollkommene Kenntniß einer Wissenschaft möglich; diese führt dagegen desto weiter, je mehr man die vorhergegangenen Unvollkommenheiten und Fehler eingesehen hat. Man kam also auf die Alten zurück, und natürlicher Weise auf das gelehrte Studium der Geschichte überhaupt. Diese, nicht die neuere Geschichte, nicht Compendiengeschichte, ward die Aufgabe der historischen Klasse der Societät. In dieser erhielt nach und nach das ganze gelehrte Alterthum, also auch die alte Kunst, ihre Stelle."[1])

Noch naiver und energischer, als Heyne hier die Unbeflecktheit Göttingens von „all der metaphysischen Sectirerei" hervorhebt, thut dies Münchhausen selbst, der unermüdliche, und nach seiner Einsicht stets das Beste wollende Patron der Universität, in einem Briefe vom 10. April 1768 an Heyne: „Es wäre freilich gut, geschickte Leute in Vorrath zu haben, aber in der philosophischen Facultät vielleicht weniger nöthig"[2]). Und noch unumwundener der jüngere Brandes: „Gott behüte uns, daß die Philosophie der Zeit Modestudium in Göttingen wird! aber es liegt daran, daß wir einen sehr denkenden Kopf haben"[3]). — Hiebei ist nun eigentlich nichts mehr zu bewundern, als die Consequenz, mit welcher man in Göttingen bis auf den gegenwärtigen Augenblick diesen Brandes'schen Stoßseufzer mit seiner sinnreichen Unterscheidung zwischen Philosoph und „sehr denkendem Kopf" festgehalten und zum Grundsatz erhoben

---

[1]) Siehe Heyne's Leben von Heeren, p. 119. fgg.

[2]) Bei Heeren, a. a. O. S. 108.

[3]) Siehe Facsimile Nr. IV. bei der genannten Schrift. Ueber den jüngeren (Ernst) Brandes vgl. Rehberg's sämmtliche Schr. IV, 405—426.

hat. Auch sehen wir ja, wie weit und wohin man kommt mit diesen Philosophen auf eigne Hand, die von „der Philosophie der Zeit“ sich entfernt halten: wie sie ihre Zeit, so verläugnet ihre Zeit auch sie, und es bleibt nichts übrig, als der höchst achtbare und höchst abstracte „sehr denkende Kopf.“ — Doch kehren wir von dieser Abschweifung zurück in die ersten Jahre der neuen Göttinger Universität!

Damals, wie schon erwähnt, konnten diese Mißstände, die ja selbst erst der Entwicklung der Geschichte gegenüber dazu geworden sind, nicht bemerkt werden; vielmehr ward durch die Gründung Göttingens, als einer Universität für das historische und positive Studium, im weitesten Umfange einem dringenden Bedürfniß, einer lebendigen Richtung jener Zeit entsprochen, und das Gleichgewicht, welches der Wolfische speculirende Schematismus auf Unkosten jener historischen Wissenschaften zu zerstören drohte, auf's Glücklichste hergestellt und gesichert. Auch zeigt dies Zeitgemäße in Gründung und Einrichtung der Universität sich unwiderlegbar in ihrem raschen und glänzenden Aufblühen und der außerordentlichen Theilnahme, ja der Sehnsucht und Liebe, mit welcher damals fast Alles, was von der studirenden Jugend Deutschlands auf der Akademie noch mehr wollte, als nur seinen Cursus absolviren, sich eben nach Göttingen wendete. Sehr viel that hiebei allerdings die Liberalität der Behörden und die unermüdliche, begeistrungsvolle Thätigkeit Münchhausens, der, selbst kinderlos, die Georgia Augusta gern seine Tochter nannte[1]) und, was mehr sagen will, nennen durfte: ihm vornehmlich und dem Reichthum der Mittel, welche ihm

[1]) a. a. O. S. 99.

zu Gebote standen, dankte Göttingen außer der Bibliothek, von deren Einfluß und Bedeutung wir bei einer andern Gelegenheit sprechen werden, jene glänzende Reihe berühmter Namen, durch die es damals unbestritten die erste Universität Deutschlands war. Wir finden also unter den frühesten Lehrern Göttingens die glänzenden und anlockenden Namen eines Mosheim (seit 1747), Walch (seit 1754), Joh. David Michaelis (seit 1745[1]), Mascov (seit 1735), Gebauer (seit 1734), Böhmer (seit 1740), Pütter (seit 1747), Albrecht von Haller (seit 1736), J. M. Geßner (der ebenso, wie sein Nachfolger Heyne, aus Sachsen hieher verpflanzt worden war, seit 1747), Gatterer (seit 1759), Tobias Mayer (seit 1751), Kästner (seit 1756).

C. G. Heyne.

Bei einer Vereinigung solcher Männer darf uns allerdings die Theilnahme, welche Göttingen schon damals in der deutschen Jugend erweckte, nicht Wunder nehmen.[2]) Außerordentlich gesteigert aber ward dieselbe, als im Jahre

---

[1]) Ueber die Art, wie diesen die heranwachsende akademische Jugend in Deutschland betrachtete, vgl. Göthe in Wahrh. und Dichtung, II, (S. W. 25.) S. 42. 97. Auch finden sich charakteristische Schilderungen von Michaelis und anderen damaligen Göttinger Professoren, aus den Papieren ihrer Zeitgenossen mitgetheilt, in Ebert's Ueberlieferungen, I, 1, 49. 2, 65. fgg.

[2]) Interessant dagegen sind einige Stellen in Lessing's Briefen aus den Jahren 1749—51, einer Zeit also, da dieser unvergleichliche Mann (in dessen eindringlicher und liebevoller Charakteristik Gervinus ebensosehr ihm, als sich selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat: IV, 318—356.) als junger und noch namenloser Gelehrter, von der Alltagsnoth des Lebens bedrängt, aber nie gebeugt, mit banger Hast nach einem Netze suchte, an das er den Faden seiner Existenz, seiner Thätigkeit anspinnen könnte. (Vgl. den Brief an seine Mutter v. J. 1749: „Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg, oder Hannover." Lachm. Ausg. XII. 7. Vgl. auch den ganzen folgenden Brief.) Sein Vater, unzufrieden mit dem Aufenthalt des Sohnes in Berlin, seinem Umgang mit Mylius, (a. a. O. S. 7. 23).

1763 Heyne nach Göttingen berufen wurde. Die Bedeutung dieses Mannes nicht bloß für die philologischen Wissenschaften,

seiner „Comödienschreiberei" (S. 5. 12.) und „der Frohn, in welcher er bei Herrn Rüdiger als Zeitungsschreiber arbeiten und dabei Hunger und Kummer ausstehen müsse" (S. 8.), scheint sich Mühe gegeben zu haben, den jungen Lessing im philologischen Seminar zu Göttingen unterzubringen. Lessing, der doch mit großem Bewußtsein über die Wahl dieses neuen Aufenthaltes nach Berlin gegangen war, ist diesem Plane zwar nicht ganz abgeneigt; doch mochte er wohl eine Ahnung davon haben, daß schon das damalige Göttingen für ihn nur wenig geeignet sei, weniger jedenfalls, als Berlin, wo gerade damals die Woge der Zeit hoch schäumte, und so blickt aus der Art, wie er dies väterliche Project aufnimmt, ein eigenthümliches Gemisch von Lust und Unlust, indem man wohl nicht irrt, wenn man die willfährigen Redensarten zum nicht geringen Theil der großen Pietät zurechnet, mit welcher (S. 23. 27.) Lessing die oft unbilligen Launen seines Vaters zu ertragen wußte. Er schreibt am 11. April 1749 an seinen Vater: „Was die Stelle im Seminario philologico in Göttingen anbelangt, so bitte ich Ihnen inständigst sich alle ersinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verspreche es Ihnen, bei Gott, daß ich, sobald es gewiß ist, alsobald nach Hause kommen oder gleich von hier aus dahin gehn will. Wißen Sie aber gar nichts gewißes vor mich, so ist es ja beßer, daß ich hier bleibe" u. s. w. (S. 10.) Dann am 28. d. M.: „Ich werde mit ebenso großen Vergnügen nach Göttingen reisen, als ich nimmermehr nach Berlin gereiset bin. Die Briefe an den Herrn von Münikhausen, und an den Herrn Professor Geßner sollen unfehlbar über acht Tage in Camenz seyn." (S. 11.) Und noch im November 1750: „Sie thuen mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen Göttingen schon wieder geändert hätte. Ich versichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreisen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil es mir jezo eben schlecht in Berlin gänge, sondern weil ich es Ihnen versprochen habe ..... Ich will mich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke." (S. 15. 16.) Endlich noch am 8. Februar 1751: „Es ist wahr; in Berlin sind Gelehrten die Menge, und unter diesen erhalten allezeit die Franzosen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Mensch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervor zu bringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube also, daß es von mir nicht allzu klug gehandelt seyn würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauschte, wo ich als ein Unbekannter

sondern auch für die Entwicklung unserer deutschen Literatur und des deutschen Geistes überhaupt, ist eine wahrhaft unermeßliche, so daß, wiewohl derselbe im Verlaufe unsers Buchs mit den Göttinger Verbündeten selbst und namentlich später mit Voß in Berührung treten wird, doch auch hier schon einige andeutende Bemerkungen über ihn nicht am unrechten Orte sein werden.[1])

Heyne ist der erste, in dem zu Geltung und Vollendung kam, was Ernesti und Morus in Leipzig vorbereiteten: er ist in Deutschland der erste Humanist, der wieder ausschließlich als solcher auftritt und keiner anderen Wissenschaft, wenn auch nur dem Namen nach, dienstbar ist. Von der Theologie, für die man ihn anfänglich bestimmt, hatte er selbst sich sogleich und vollständig emancipirt, ein Vorbild dessen, was hauptsächlich durch ihn auch die Philologie vollständig und für immer erlangt hat. Aber auch von der Jurisprudenz, der er sich dann einige Zeit hindurch zugewendet, hatte er nur die Kenntniß der

eine Menge von Hindernißen von neuem übersteigen müßte." u. s. w. (S. 19.) Auch geschieht weder in Lessing's Briefen an J. D. Michaelis v. J. 1754, in deren zweitem er einen kurzen Abriß seiner Lebens- und Studiengeschichte giebt (S. 25. bis 28.), noch in den späteren zahlreichen Briefen an Heyne dieses Göttinger Projects irgend einige Erwähnung, was, wie uns dünkt, Beweis genug ist, daß es Lessing niemals sehr am Herzen gelegen hat. — Auch Mylius war für eine Göttinger Professur designirt: a. a. O. S. 23.; allein derselbe starb bekanntlich im Anfang seiner Reise nach Amerika in London.

[1]) Wir folgen hiebei vorzüglich dem schon oben citirten Buche Heeren's über Heyne, welches, obschon nicht ohne einige, bei den verwandtschaftlichen Verhältnissen des Verf. sehr natürliche und sogar achtbare Einseitigkeit geschrieben, sich doch durch die Genauigkeit der Mittheilungen, die Wärme der Darstellung, sowie besonders durch die darin enthaltenen umfassenden Selbstschilderungen Heyne's fortdauernd empfiehlt. Nicht unwichtig für Heyne selbst ist die Anzeige und Ergänzung dieses Buches von Rehberg, in dessen Schr. IV, 427 — 438. Auch Heyne's Briefe an Langer in Wolffenbüttel (seit 1799) verdienen nachgesehen zu werden: Ebert's Ueberl. I, 1, 18. 2, 6. fgg.

Rechtsalterthümer aus den eleganten Bach'schen Vorlesungen davongetragen, um dann gänzlich den philologischen Studien anzugehören und durch seine eigene siegreiche Thätigkeit jede Unterordnung der Philologie unter die Jurisprudenz, wie namentlich Christ sie übte und wie die deutsche Geschichte sie schon durch Ludewig und Gundling auf lange Zeit erfahren hatte, zu verhindern. In einer unbeschreiblich drückenden Lage, da die äußersten Nothwendigkeiten des Lebens, Wohnung, Bett und Nahrung, ihm mangelten, war es der Geist des Alterthums, an welchem er sich aufrichtete und tröstete, der Interesse, Hoffnung und Begeisterung in ihm wach erhielt.[1]) Es war gewiß mehr, als Laune des Schicksals, daß eben die Männer, durch welche die Schönheit des Alterthums zu einem unverlierbaren, innigen Eigenthum und Bewußtsein unsers Volkes werden sollte, daß Heyne und Winkelmann fast gleichzeitig mit einer solchen Ungunst des Glückes zu ringen hatten, so daß ihnen, den Allverwaisten und Allverlassenen, die Antike zur Mutter, Braut und Freundin ward. Denn an diesem harten Schicksal entzündete sich jener Funke des Gemüthes, mit dem sie Beide das Alterthum ergriffen, der ihnen Beiden als treues Gestirn durch die Irrgänge der Gelehrsamkeit leuchtete, der in ihnen Beiden mit lebendiger Gluth die hölzernen Schranken conventioneller Auffassung niederbrannte, und der nun uns zur Fackel geworden ist, welcher wir folgen. Denn nicht die crude Gelehrsamkeit, nicht der holländische Hamsterfleiß im Aufspeichern gelehrter Vorrathshäuser, nicht die glatte, nüchterne Eleganz der Form, sondern der lebendige Puls des Alterthums, der erquickende

[1]) Vgl. die erste Ausgabe des Epiktet von 1756.

Genuß seiner Schönheit, die gemüthliche Läuterung und Erhebung an den Kunstwerken der Antike, diesen „Werken von Menschen, die höher und männlicher dachten als wir"[1]), — das ist es, was Winkelmann mit rascher, behender That gesucht und ergriffen, was Heyne, seiner zarteren, duldsamen, fast weiblichen Natur gemäß, ausdauernd, liebend sich angeeignet und freundlich wiedergegeben hat. Es ist bekannt, was Heyne durch seine Vorträge, durch seine Ausgaben, vor Allem durch seinen Virgil für die Erläuterung des Alterthums geleistet hat, die durch ihn durchaus eine ästhetische wurde, womit denn zugleich die Schwäche und Einseitigkeit seiner unvergeßlichen Leistungen ausgesprochen ist. Um diese ästhetische Richtung vollständig und in ihrer Heyne'schen Besonderheit zu würdigen, darf man nicht übersehen, daß er von Sachsen ausgeht, dem eleganten, zierlichen, ästhetisirenden. Er studirte in Leipzig, über dessen derartigen Einfluß unsere Leser sich nur an Göthe's Schilderung erinnern wollen,[2]) und wenn auch den dürftigen Studenten, der mit zwei Gulden auf die Universität gegangen war, nur wenig von dieser wohlriechenden Luft wird angeweht haben, so athmete er doch in ihr und mußte bald, als Informator in adelige Häuser, dann als Bibliothekar in Brühl's Nähe gekommen, vertrauter mit werden. Auch die Theilnahme von Männern, wie Christ, dann Rabener, der Umgang mit dem Poeten Rost[3]) und Aehnliches konnte nicht ohne Wirkung bleiben; in späterer

[1]) Worte von Winkelmann, in denen auch das Wolf'sche Princip seiner Hauptsache nach schon vorgezeichnet ist.

[2]) Wahrh. und Dichtung, II, (S. W. 25.) 58. 160. 178.

[3]) Heeren, a. a. O. S. 43.

Zeit erhielt ihn besonders der Briefwechsel mit Brandes[1]) im Interesse für die schöne Literatur, mehr jedoch die ausländische, als die deutsche. Ja ihn selbst trieb nicht nur die Noth, als Autor in die Belletristik zu pfuschen,[2]) sondern auch seine Jugend, sowie sein spätestes Alter sind durch eigene poetische Versuche bezeichnet,[3]) deren Werth hier freilich nicht in Betracht zu ziehen ist. Diese elegante, belletristische, ästhetische Cultur übertrug er nun auch in die Philologie und nach Göttingen überhaupt, wo bisher Kästner dergleichen mehr vermißt, als bewirkt, Klotz dagegen, der bis 1765 außerordentlicher Professor in Göttingen war, schon speciell in der Philologie vorbereitet hatte, und wo man dieser ganzen Bildung schon aus aristokratischen Rücksichten sehr geneigt war. So wird begreiflich, daß, was sonst auffallend genug erscheint für einen Professor der Alterthumswissenschaften, unter den ersten Vorlesungen, welche Heyne in Göttingen ankündigte (gehalten hat er sie nicht), sich auch eine über den Batteux befand[4]), der damals in Gottsched-Ramlerscher Verarbeitung den Katechismus der Aesthetik und das Noth- und Hilfsbüchlein angehender Poeten bildete. — Auch bei der Beurtheilung von Heyne's sittlichem Charakter, namentlich aber von seinem Conflict mit Voß, diesem Zusammenstoß zweier durchaus ungleicher Naturen, darf man die eben berührte Seite der Heyne'schen Bildung und Wirksamkeit nicht

---

[1]) Heeren a. a. O. S. 159.

[2]) Er übersetzte in Dresden für zwanzig Thaler einen französischen Roman und dann (1753) Chariton's Liebesgeschichte des Chäreas und der Kallirrhoe, diese jedoch so frei, daß er sogar in der Fabel des Buchs einiges nicht Unwesentliche aus ästhetischen Rücksichten änderte.

[3]) Proben findet man in dem Heeren'schen Buche.

[4]) a. a. O. S. 90.

aus dem Auge lassen; mit ihr hängt auch die gesuchte Vornehmheit, die diplomatische Glätte und jene Schwäche für Gunst und Annäherung der Großen zusammen, von welcher er keineswegs frei zu sprechen ist.

Allein von solchen menschlichen Gebrechen abgesehen, die in Heyne's Bildungsgang und Zeit ihre Erklärung und also ihre persönliche Rechtfertigung finden, war der Einfluß dieses Mannes durch eine lange und glückliche Reihe von Jahren nur segensreich und weithin wirkend. Er fiel gerade in die Zeit, wo auch die deutsche Poesie ebenso, wie sie früher ihre Form, ihr Werkzeug an der Antike gebildet hatte, nun auch ihren Inhalt an dem Inhalt des Alterthums läuterte und wo das schöne Subject ihre Aufgabe geworden war. Dieser Einfluß Heyne's ist kein unmittelbarer gewesen, er hat keinen Dichter in persönlicher Nähe erweckt und aufgemuntert, sogar vernachlässigt, die in seiner Nähe waren; aber nah und fern hat er gewirkt durch die Art seiner Auffassung und Verbreitung des Alterthums. Man denke nur an das, was Göthe von ihm sagt und wie eben Heyne's Beispiel es war, das auch ihn für die Beschäftigung mit dem Alterthum begeisterte und einige Zeit lang ihm nichts wünschenswerther machte, als, gleich Heyne, den philologischen, den humanistischen Studien sich zu widmen und in diesem Göttingen, wo zu studiren sein heißer, von dem pedantischen Vater nicht gebilligter Wunsch war, als akademischer Lehrer eine aufmerksame Jugend zu seinen Füßen zu versammeln.[1]) Und

[1]) Vgl. Dichtung und Wahrh. I, (S. W. 24.) 47. II, (S. W. 25.) 41. 42. Auch der junge gelehrte Geck, der im Werther vorkommt, (S. W. 16, 13.) der mit Batteux und Wood und Sulzer renommirt, rühmt sich unter Anderm, daß er „ein Manuscript von Heyne über

Göthe, wie wir schon oben ausgesprochen, gerade ist es, in dem jene eben genannte Aufgabe unserer Literatur sich vollendet hat.

Rückblick auf die Literatur.

Möge dies nun einstweilen über Göttingen und Heyne genügen: das eine ist die Bühne, auf welcher zunächst die eigentlichen Helden unsers Buches sich bewegen werden, der andere hat zu Einzelnen von ihnen ein für die Geschichte überhaupt bedeutendes, wenn schon feindseliges Verhältniß gewonnen, so daß wir also in der Folge noch vielfach auf Göttingen und Heyne werden zurückgeleitet werden. Auch, hoffen wir, wird der Leser durch unsre Andeutung über die Richtung, aus welcher Göttingen hervorging, und den Umfang, in welchem es diese nun selbst darstellte, bereits auf den Standpunkt geführt sein, von welchem aus nunmehr Göttingens eigene und selbstthätige Theilnahme an unserer Poesie zu betrachten ist. Denn wie wir oben bemerkt haben, daß unsere Universitäten auf's Engste mit der Geschichte des deutschen Geistes überhaupt verbunden und als ebenso viel Marksteine unsers gesammten Entwicklungsganges zu betrachten sind; so hat nun auch jede dieser Epoche machenden Universitäten ihr specielles Verhältniß zur Poesie und ihre Repräsentation in ihr. So hat Leipzig seinen Gottsched, Halle seinen Lange und Pyra, seinen Uz, Gleim und Götz, die in Halle Studiengenossen waren; so wird selbst Königsberg, dessen Einfluß als Universität doch viel entfernter ist,

das Studium der Antike besitze." Dies hätte also damals modisches Ansehn gegeben und war etwas, womit, wer sonst wollte, renommiren konnte.

durch Herder, mehr noch und charakteristischer durch Hamann und Hippel vertreten; so ist an Jena zu unvergänglicher Zier der Name Schillers, später der Name der Romantiker geknüpft, und nur Berlin hat es bisher nicht gelingen wollen, eine eigene poetische Generation hervorzubringen.

Jetzt, etwa dreißig Jahre nach seiner Gründung, sollte auch Göttingen in ein unmittelbares producirendes Verhältniß zur Poesie treten; es sollte dies geschehen nicht etwa, wie in Leipzig durch Gottsched, durch das Gewicht einer akademischen Autorität, das Ansehn eines beliebten Lehrers, den Glanz eines berühmten Namens: — denn der dies zu seiner Zeit etwa vermocht hätte, Albrecht von Haller, der siebzehn Jahre hindurch der Stolz der Göttinger Universität gewesen war, hatte damals bereits, als er nach Göttingen kam, die Poesie wie ein Spielwerk seiner Jugend bei Seite gelegt; Kästner aber, späterhin der einzige Poet Göttingens, hatte nach seiner schalkhaft schadenfrohen Natur wohl mehr Lust, Autoritäten zu stürzen, als Autorität zu werden, und literarische Richtungen zu persifliren, als selbst zu gründen und zu vertreten, wenn er dies nämlich überhaupt im Stande gewesen wäre: — sondern eine Anzahl von Jünglingen war es, aus dem Süden und Norden zusammengeweht in Göttingen und von ihm bis auf einen gewissen Grad erzogen und gebildet, welche Göttingens Namen zuerst an die Poesie knüpften.

Und um dies zur vorläufigen Bezeichnung des Standpunktes sogleich vorauszunehmen: das Verhältniß der Göttinger Dichter zur Universität Göttingen selbst ist ein gemischtes, so daß sie theils Göttinger Einflüsse und Richtungen in unserer Poesie anwandten und propagirten, theils, wo dieselben schon einseitig und mithin unrichtig geworden waren, negirten

und berichtigten. Die freundschaftlichen oder, besser gesagt, verwandtschaftlichen Beziehungen offenbaren sich in diesen Poeten in der Cultur und Nachbildung des Alterthums, in der Aufnahme des historischen Elements in der Romanze, in dem Anschluß an die englische Literatur u. s. w. Aber ebenso deutlich ist der Gegensatz zu diesem Göttinger Boden: durchgängig leben die Glieder des Göttinger Bundes selbst in Opposition und Abneigung von Heyne, von Michaelis, von dem ganzen Tone der Göttinger Gesellschaft, die wiederum ihrerseits auch sie vernachlässigt: und nur mit Mühe vermitteln Boie von der einen, Kästner von der andern Seite einen nothdürftigen Uebergang und Zusammenhalt. Auch hat keiner der Verbündeten feste Wurzeln in Göttingen gefaßt: der Eine, der ängstlich, Hilfe flehend sich anklammerte, Bürger, ist verdorrt in dem öden Sande; die Andern alle haben es verlassen, und Göttingen erinnert hiedurch einigermaßen an Jena, wo für die Poeten der Fichte-Schellingschen Richtung, für die Schlegel und Tiek, auch keines Bleibens war. Hauptsächlich aber muß man dies ganze Hervorsprossen der Poesie in Göttingen als die nothwendige Reaction des Idealismus gegen den derben Realismus der Göttinger Historie betrachten.

Ehe wir nun aber diese Andeutungen in der speciellen Geschichte des Göttinger Dichterbundes ausführen, ist es unerläßlich, auf den Gang zurückzublicken, den inzwischen die deutsche Literatur mit Riesenschritten vollendet hatte, wobei wir uns freilich auf die äußersten Umrisse beschränken müssen. Wir kehren also zunächst dahin zurück, wo wir die Geschichte unserer Literatur verlassen haben, zu Brockes.

Haller und Hagedorn.

Wir haben gesehen, wie Brockes die Emancipation der Sinne und jenes blendende Colorit der Marinisten, das schon vor ihm durch die zweite schlesische Schule auf dem weltlichen Gebiete war angewendet worden, im Zusammenhang mit der neu erwachten geistlichen Richtung seiner Zeit in die Sphäre religiöser Stimmungen eingeführt und in dieser, dem Pietismus jener Tage so nahe verwandten, gemüthlichen Erhebung den Herzschlag und Lebensathem seiner Naturschilderungen gefunden hatte. Beide Seiten, sowohl die religiöse, als die beschreibende, wurden von nachfolgenden Dichtern aufgenommen und erweitert; die religiöse zunächst in dem neuen Aufschwung, welchen damals das Kirchenlied durch Pietisten und Herrnhuter nahm. Denn dieses, so gering meistentheils der poetische Werth dieser Erzeugnisse sein mag, ist doch dadurch von großer Wichtigkeit, daß gerade das Kirchenlied in der allgemeinen Verbreitung, welche sein praktisch kirchlicher Zweck mit sich bringt, jene religiös poetische Stimmung ausbreitete und erhielt, aus welcher endlich, als ihr Abschluß und ihre ästhetische Vollendung, Klopstock mit seinem Messias hervorging. Auf dem Wege zu diesem Abschluß ist besonders Drollinger zu beachten, dessen Gedichte zwar erst später (1745 durch Spreng) bekannt und wirksam wurden, aber schon um 1720 und in unverkennbarer Abhängigkeit von Brockes geschrieben sind.[1] Wie diese ganze religiöse Richtung es war, in welcher, mit Umstürzung der gelehrten Convenienz, das Gemüthsleben, das erregte und bewegte Herz der Poesie vindicirt wurde, so ist diese Tendenz

[1]) Gervinus, IV, 26. fgg.

auch besonders in Drollinger sichtbar, und es ist interessant, daß gerade der Herausgeber der Drollinger'schen Gedichte „des Dichters Zeughaus sein Herz nennt, ihm zu schreiben räth, wenn ihn der Wecker des Herzens mahne, in dieser Bewegung keinen Zwang zu achten, nur sich des Einfalls zu versichern, selbst auf die Gefahr der Dunkelheit hin: genug, daß er sich selbst verstehe" [1]), so daß man schon hier jenes ausschließliche und unbedingte Geltenlassen der Subjectivität hervorbrechen sieht, welches späterhin als Genialität und Originalität eine so revolutionäre Haltung annahm und in mancherlei Sturm und Drang aufbrauste, ehe es in Göthe zur Schönheit geläutert wurde.

Die andere Seite, die naturbeschreibende, und was nahe mit ihr zusammenhing, das didactische Element, nahm besonders Albrecht von Haller auf. Allein dadurch, daß er mit seinen Schilderungen aus der engen und oft kleinlichen Brok-

[1]) a. a. O. S. 27. Zu der letzteren Wendung vgl. man Klopstock bei Gervinus, p. 120. Daß dieser exclusive Hochmuth sogar in noch viel unbedeutendern Kreisen von unbefähigtern Subjecten geübt wurde, lernen wir aus dem Lange'schen Briefwechsel, wo z. B. Bodmer selbst im Jahre 1746 über eine ihm etwas dunkel und unverständlich scheinende Ode der Doris (Lange's Frau) Folgendes schreibt: „Doch in weiterm Nachsinnen dürfte es besser seyn, daß wir nicht so viel Consideration für die Kurzsehenden hätten, man muß sie vielmehr mit Dunkelheiten, welche nur für sie Dunkelheiten sind, verwirren. Das sind cruces desipientium." (S. M. Sam. Gotthold Lange's Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe 1769. I, 145.) — Uebrigens glaubte der Verf. in dieser Uebersicht kurz sein theils zu müssen, da eine vollständige und erschöpfende Geschichte unserer Literatur in den Grenzen dieses Buches nicht lag, theils zu dürfen, weil gerade diese Periode von Gervinus vortrefflich und in den meisten Rücksichten erschöpfend behandelt ist. Man entschuldige also hier und im Folgenden das Aphoristische unsrer Bemerkungen und wolle sich in der Hauptsache ein für allemal auf Gervinus verweisen lassen.

kes'schen Sphäre heraustrat, daß er die niederländische Miniaturmalerei des Hamburger Dichters mit einem freiern und männlichern Pinsel vertauschte, und statt, wie Jener, an Blättchen und Gräschen und Gewürm, vielmehr an der großartigen Natur der Alpenwelt sich aufrichtete, ward dieser Richtung ein neues Element beigefügt, welches zugleich Haller's Didaktik ihren energischen, oft pikanten und zur Satire sich hinneigenden Charakter gab. Dieses männliche, kraftvolle Element weist uns auf die englische Literatur hin, welche, als die Literatur eines politisch freien, tüchtigen und thatkräftigen Volkes, selbst zu der Zeit, da sie von französischen Einflüssen beherrscht ward, diese kernhafte Gesinnung niemals so gänzlich verloren hatte, daß dieselbe nicht noch in den deutschen Schülern der englischen Muse wäre sichtbar geworden. Und ein solcher war Haller in einem ungleich höheren Grade, als man das, etwa in Rücksicht auf die Thomson-Uebersetzung und Aehnliches, auch von Brockes sagen könnte. Auch zog das republikanische Bewußtsein des Schweizer Bürgers, sowie die praktische Richtung der Haller'schen Gelehrsamkeit, deren außerordentlichem Umfang und gründlicher Tiefe die Beschäftigung mit der Dichtkunst bald als ein dilettantischer Zeitvertreib weichen mußte, und nicht weniger die eigene ernste Persönlichkeit gerade ihn mit einer Art sympathetischer Uebereinstimmung zur englischen Literatur. Daher ebenso sehr, wie Brockes den italienischen Geschmack zu heben und zu vertheidigen suchte, ließ Haller, nachdem er seine ersten Jugendversuche in Lohenstein'scher Weise selbst verläugnet hatte, denselben bei Seite liegen, und warf somit auch hier gegen die in weichlicher Farbenpracht zerfließende, gefühlsselige, kleinliche Manier des Brockes das Gewicht einer ernsten, männlichen, großartigen Gesinnung in die

Wagschale, sowie einer knappen, gedrungenen Form, wodurch er sich einerseits den Reactionen der Canitz rc. ebenso sehr näherte, als er andrerseits durch seinen werthvollern Inhalt über diese nur negative Nüchternheit hinaus führte, so daß hieraus auch seine persönliche Abneigung gegen die Canitz'schen Gedichte erklärlich wird. — Uebrigens braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß man sich die beiden Seiten, die religiöse und die naturbeschreibende, keineswegs in Drollinger und Haller so durchaus getrennt zu denken hat, wie es nach dieser Darstellung scheinen möchte; vielmehr, wie in Drollinger viel Beschreibendes, namentlich in Brockes'schem Geschmack, so in Haller viel Religiöses, was schon in der bekannten Theodicee sichtbar, und noch deutlicher im Alter wird, wo er in seinen politischen Romanen selbst einem pietistischen oder mystischen Element einige Ausbreitung gewährt.

Dieses Element nun, wie es sich in Brockes zuerst geregt hatte, fand in Brockes' eigner Nähe, in Hamburg selbst, einen ähnlichen Gegensatz an Hagedorn, wie späterhin Klopstock an Wieland. Hagedorn ist besonders dadurch wichtig, daß er die Stimme der Lust, die heitere Geselligkeit, das Pathos der Weltlichkeit und Freude in seinen vielgesungenen Liedern mit Wohllaut und Zierlichkeit vernehmen ließ. Dieser Begrenzung durch das Zierliche, Wohlanständige bedurfte aber auch dies Pathos vor Allem, da man bisher gewohnt war, dasselbe, wie in Günther, nur mit Rohheit verschwistert, von sittlichem und bürgerlichem Verfall begleitet zu sehen. Und wenn schon Brockes' geachtete Stellung, seine Wohlhabenheit und sein Ansehen, wenn noch mehr Haller's gediegene Persönlichkeit, sein edles Geschlecht, seine europäische Berühmtheit als Gelehrter durch die Achtung, welche in solchen

Vorgängern den Dichtern überhaupt zu Theil wurde [1]), für die ganze deutsche Poesie von Bedeutung war, so mußte es noch entscheidender für diese heitere weltliche Richtung derselben sein, daß dieselbe gerade in Hagedorn ihren Repräsentanten fand. Denn wie Hagedorn in seinen Gedichten Horaz und die weise horazische oder, wie er es auch wohl nennt, sokratische Heiterkeit preist, so wußte er auch praktisch Weisheit und Lust, Ordnung und Muthwillen, den Geschäftsmann und den Lebemann zu vereinigen, wobei freilich der auf feinen Genuß gerichtete Ton der Hamburger Gesellschaft, in deren opulenter, behaglicher Mitte diese Erscheinung vielleicht allein möglich war, ihn unterstützte. So schloß Hagedorn in Zierlichkeit und Eleganz, selbst in einer gewissen gutmüthigen Frivolität sich mehr den Franzosen an, als den Engländern, ohne darum sich theoretisch für die Nachahmung der Franzosen zu bekennen, weshalb es Gottsched trotz aller Mühe nicht gelang, an Hagedorn einen Mitkämpfer zu gewinnen. Neben den Franzosen wirkten, wie wir sehen, auf ihn die Alten, meist jedoch nur conventionell: wir meinen seine Trinklieder, seine Skolien, in denen mehr mit Bacchus und Evoe gespielt und mehr über das Trinken räsonnirt, als die wirkliche Stimmung des Trinkers lebendig wird. Von dieser Seite steht er mit den Anakreontikern in Zusammenhang, deren Mittelpunkt

[1]) Wir werden späterhin sehen, wie diese nur zögernd zugestandene persönliche Anerkennung und Geltung des Poeten, die sich bald darauf in Klopstock bis zur persönlichen Heiligung und Anbetung steigerte, von dem jüngeren Geschlecht als ein Recht gefordert wurde, auf welches theils sie selbst, theils ihre Freunde, besonders Gleim, der Protegirende, sogar den Fürsten und dem Staate gegenüber, Ansprüche auf Pensionen und dergl. begründen wollten.

Gleim wurde, und die sodann dies conventionelle Element durch mancherlei Tonarten, als Petrarchisten, Minnesänger u. s. w. durchspielten. Doch bleibt Hagedorn immer das Verdienst, zuerst der deutschen Geselligkeit eine Stimme geliehen und auch die Masse der weltlich Gesinnten, der Ungelehrten und Unfrommen in die Interessen der Poesie gezogen zu haben. Dies that er auch besonders durch seine, gleichfalls den Franzosen nachgebildeten Erzählungen und Fabeln, deren anmuthige Fassung, heitere Beweglichkeit, einfache, billige und verständliche Moral der Neigung jenes weiten Kreises angemessen war. Noch wichtiger indeß erscheinen diese Fabeln aus einem andern Gesichtspunkt, inwiefern nämlich das epische Element, ebenso wie es am Ausgang des Mittelalters in Fabeln und Fabliaux sich verlaufen hatte, jetzt wieder in Fabeln und Erzählungen sich anknüpfte; ja man kann sagen, das Epos schmuggelte sich mit der Fabel, deren lehrhafte Pointe und moralische Tendenz der Zeitrichtung entsprach, wieder ein in die Literatur und gewährte zugleich den Dichtern selbst gleichsam eine Schule, in welcher sie, innerhalb des engen Rahmens der Fabel, in den Voraussetzungen der epischen Dichtkunst, in Handlung und Charakteristik sich üben konnten [1]).

Gottsched.

Denn auf das Epos drängte sichtlich unsere ganze Literatur sich hin. Nachdem neunzig Jahre seit J. Spreng's meistersängerlicher Bearbeitung der Ilias verflossen waren, griff man endlich jetzt wieder nach Homer, dem großen Muster

---

[1]) Treffliche Andeutungen, wie nothwendig damals die Behandlung der Fabel aus den Bedürfnissen der Zeit sich entwickelte, giebt Göthe in Dichtung und Wahrheit, II, (S. W. 25.) 77. fgg. Das Geschichtliche dieser Entwicklung siehe bei Gervinus, IV, 98. fgg.

der epischen Poesie. Schon mit dem Beginne dieses Jahrhunderts war „die listige Juno" von Postel (1700) erschienen, welche uns als ein Vorläufer der Bemühungen gelten darf, die sodann in der letztern Hälfte des Jahrhunderts mit rastlosem Wetteifer auf die Einführung und Verdeutschung der homerischen Gedichte verwendet wurden. Derselbe Postel versuchte auch ein eigenes Epos vom „großen Wittekind" (1724), wie auch König's „August im Lager" (1735) bereits aus dem Beschreibenden ins Epische überschlägt. Doch war nicht dies die Sphäre, in welcher das Epos zur Vollendung kommen sollte, sondern vielmehr die religiöse, als diejenige, welche damals das Bewußtsein der Zeit am Tiefsten und Lebendigsten erfaßt hatte. Diese mußte erst im poetischen Kunstwerk zum Abschluß gebracht werden, ehe das vaterländische, das deutsche Element mit Erfolg konnte in die Poesie eingeführt werden, — ein Verhältniß, welches sich hinlänglich erklärt, wenn wir uns erinnern, wie die Pietisten jenes nationale Gefühl nur secundär, nur als Mittel zu religiösem Zweck anregten. Hieraus wird uns denn auch begreiflich werden, warum derselbe nationale Inhalt, der in Klopstock nach der Messiade so mächtig, zum Theil ins Karrikirte wirksam wurde, in jenem Postel'schen Wittekind ohne allen Erfolg geblieben war; ja, wie derselbe Hermann, bei dessen Andenken dann später unsre Jugend schwor und dem Klopstock selbst drei, allerdings schon damals mehr gepriesene, als gelesene Bardiete widmete, — wie derselbe Heinrich der Finkler, dessen bloßer Name genügte, einem kurzen Klopstock'schen Liede ein erhöhtes und nationales Interesse zu verleihen [1]), in dem Hermann und Heinrich, mit

[1]) Auch Klopstock selbst hatte früher, schon vor dem Messias, ein Epos

denen der Gottsched'sche Poet Schönaich schon in den funfziger Jahren hervorzutreten wagte (1751 und 1757), nicht die geringste Theilnahme erregte. Denn man würde, glauben wir, irren, wollte man diese frühere Unwirksamkeit nationaler Stoffe gänzlich und allein der specifischen Beschaffenheit der Postel'schen oder Schönaich'schen Muse anrechnen. Begegnete dasselbe doch auch dem Trauerspiel Hermann, welches Joh. Elias Schlegel 1743 herausgab, ein ohne allen Vergleich talentvollerer Poet, als Schönaich und überdies, nah und fern befreundet, ein Liebling seiner Zeit [1]). Ja wenn man

---

beabsichtigt, dessen Held Heinrich der Finkler sein sollte; so in der Ode an's Vaterland von 1768:

„.... Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen,
Heinrich, Deinen Befreier, zu singen.
Allein ich sah die höhere Bahn: — —
— — Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts."

(S. W. I, 252. der kleinen Ausg.) Aehnliches v. J. 1781: II, 43. — Dieses Bewußtsein oder, wenn man will, dieser Instinkt für die zeitgemäße Wahl des richtigen Stoffes ist aber Eigenthum und Kennzeichen des Genius.

[1]) Vergl. über ihn die Recension des Hermann in den Literaturbriefen von 1765. Band XXI, p. 113. fgg. „Hermann ist unsern Sitten weit angemessener (als die Trojanerinnen desselben Verfassers). Alles ist in demselben deutschen Ursprungs. Ein deutsches Original, ein Vorwurf, der in der Geschichte Deutschlands so wichtig ist, deutsche Helden, altdeutsche Gesinnungen und ein Sieg der deutschen Liebe zur Freiheit über die grenzenlose Ehrbegierde der Römer; können deutsche Zuschauer hiebei gleichgiltig sein? Und dennoch zweifle ich, ob dieses Stück jemals ist aufgeführt worden" u. s. w. — Ein Trauerspiel Arminius von J. Moser, das 1751 in Wien aufgeführt wurde, steht im zweiten Band der „deutschen Schaubühne zu Wien." 1752. Einen Aufsatz von Chr. H. Schmid: „über die verschiedenen deutschen Gedichte, die sich auf die Geschichte von Hermann oder Arminius gründen," im Journal von und für Deutschland, 1792, IX,

sich recht eindringlich überzeugen will von der ganz veränderten Geltung, welche das nationale Element vor dem Messias und nach ihm erhielt, so erwäge man, daß noch 1745 die Bodmer, Lange, Meier ihren Feind Gottsched nicht bittrer verspotten zu können meinten, als daß sie ihn, mit höhnendem Seitenblick auf seine deutschthümelnden Bestrebungen, „den großen Teutobach [1]“ nannten und ihn also in jener Zeit lächerlich machten mit einer Anspielung, die zwanzig und dreißig Jahre später in den Rhingulphs und Teuthards und Telynhards zur größten Ehre werden sollte [2]. — Und endlich, sei Schönaich ein noch schlechterer, noch langweiligerer Poet, als er ist, so blieb doch immer der nationale Stoff; es hätten die Sympathien für diesen bleiben müssen, wenn er damals überhaupt schon hätte Sympathien erregen können. Ueberdies, ehrlich zu sagen, sind Klopstock's Bardiete etwa nicht langweilig? wurden sie mehr gelesen? Dies also war es, daß erst das religiöse Element abgeschlossen, daß erst das christliche Epos vollendet werden mußte, ehe Raum ward für andere Richtungen.

Zu diesem Ziele ward nun unsere Poesie ebenso durch die englische Literatur befördert, wie unsre bisherigen Bemühungen um das Drama von Shakespeare bestimmt worden sind und noch fernerhin werden bestimmt werden. Für das Epos wirkte Milton entscheidend, von dessen verlornem Pa-

---

765. hat Jördens citirt: IV, 509. — In der ältesten dieser Dichtungen, in Lohenstein's Arminius und Thusnelda (1689 und noch 1731 neu herausgegeben) ist von nationalem Pathos im Grunde noch keine Rede.

[1]) Auch wohl Teutobock: siehe den zweiten Theil des Lange'schen Briefwechsels.

[2]) Vgl. Gervinus, IV, 226.

radiese Bodmer 1732 eine Uebersetzung herausgegeben hätte, die auch dem jungen Klopstock in die Hände kam, von ihm mit Leidenschaft aufgenommen und ein lebhafter Antrieb zur Messiade ward [1]). Ja schon vor dieser hatte Bodmer selbst, der bekanntlich nachher den edlen Feuerwein der Messiade in seiner „Sündfluth" und anderen Gedichten desselben Schlags redlich verwässerte, vom Milton Veranlassung genommen zu ähnlichen religiösen Epen, von denen er schon 1720 eine „Schöpfung" und die Noachide anfing [2]). Aber kein selbständiges Gedicht, kein Epos war es, wodurch Milton unter Bodmer's Händen für die deutsche Poesie fruchtbar werden sollte, sondern jener vielberufene Kampf zwischen Gottsched und Bodmer, der sich namentlich am Milton entzündete, und von welchem, nachdem Manso und neuerlich Gervinus [3]) den Gang dieser Fehde hinlänglich gezeichnet haben, wir hier nur das Resultat in Erinnerung zu bringen brauchen. Er endete nämlich, wie bekannt, mit der gänzlichen und unwiederherstellbaren Niederlage des französischen Geschmacks. Denn nur in so fern Gottsched sich diesen zu eigen gemacht hatte, nur in

[1]) Siehe Klopstock's lateinischen Brief an Bodmer, in der Isis von 1805, p. 355., sowie Klopstock's Schulrede beim Abgang von Pforta, die erstlich bei Morgenstern (Klopstock. Eine Vorlesung, Dorpat, 1807. S. 10.) und dann auch, wenn wir nicht irren, in dem bei Gelegenheit des vorjährigen Klopstock-Jubiläums in Leipzig erschienenen Festbüchlein abgedruckt ist. Woher es übrigens Manso (Nachtr. zu Sulzer, VIII, 110.) „gewiß ist, daß Klopstock den Entwurf zu seiner Epopöe vor der Lesung des verlornen Paradieses von Milton gemacht," bekennt der Verfasser nicht zu wissen.

[2]) So erzählt Gervinus, IV, 58. und citirt dazu Bodmer's kritische Briefe von 1746.

[3]) S. Nachträge zu Sulzer, VIII, 82. fg. Gervinus, IV, 63. fg. Auch in Gruber's trefflichem Leben Wieland's, im ersten Buch, ist eine ausführliche und lehrreiche Darstellung dieses Kampfes.

so fern er mit dem Rüstzeug seiner französirenden Theorien und Kritiken es versuchte und geraume Zeit hindurch erreichte, unter den Poeten seiner Zeit eine Rolle zu spielen, die an die der bestellten Merker in den Schulen der Meistersänger erinnert [1]), und nur in so fern in dem berüchtigten Streit mit den Zürchern diese Einseitigkeit berichtigt, dieser Hochmuth gebrochen und der deutsche Parnaß zur Republik proclamirt wurde, welches er nun auch so lange bleiben soll und wird, als er ächte Bürger hat —; nur in so fern ist dieser Zwist zweier fast gleich bornirter Parteiführer von Interesse und Wichtigkeit. Indessen würde man Gottsched doch Unrecht thun, wollte man glauben, daß die Nachahmung der Franzosen sein ausschließlicher und letzter Zweck gewesen. Er hat hierin vielmehr einige Aehnlichkeit mit Thomasius, indem auch er das Französische

---

[1]) In diesem Bezug ist besonders seine Kritik Haller's von Interesse: „Die Nachahmung der Haller'schen Schreibart," sagt er, „fängt allmälig an, sich in das Reich des guten Geschmacks einzuschleichen. Wir wünschen aus wahrer Liebe zur Deutlichkeit, Anmuth und Schönheit im poetischen Ausdruck, daß diese Seuche sich nicht weiter in Deutschland verbreite und mehrere Freunde der Dichtkunst ergreife. S o v i e l a n u n s i s t, w o l l e n w i r A l l e s a n w e n d e n, um diesem Uebel durch eine vernünftige Beurtheilung hallerisch=mystischer Gedichte vorzukommen." Das Weitere dieser und ähnlicher Stellen (aus den Hallischen Bemühungen, St. 1. p. 103. 238. fgg.) siehe bei Manso in den Nachträgen zu Sulzer, VIII, 86. 87. — Wie wenig übrigens Gottsched in der Poesie eine organische Entwicklung, eine nothwendige und ewige Idee des Schönen erkannte oder auch nur ahnte, sondern wie ihm diese Richtungen alle nur äußerlich als Willkür und Modesache, mithin als ein Ding erschienen, daß sich auch äußerlich regieren lasse, zeigt eine Stelle in der Vorrede zum Nöthigen Vorrath, Theil I.: „Ich habe die Zeit gesehen, da Philander, Amaranthes und Menantes die Modedichter waren, Alles las sie, Alles konnte sie auswendig. Allein Günther kam und verdunkelte sie. Ueber Günther war Nichts: und man konnte nicht Auflagen genug machen. Doch Brockes erschien und Günther ward vergessen" u. s. w.

nur zur Schule gebrauchen wollte, nicht bedenkend, oder doch nicht mit der That beachtend, daß jede Schule auch ihr Ende hat und daß unsere Literatur, genährt von den Alten und den Britten, und nun auch den eigenen Herzschlag fühlend in der Brust, diesem Gängelbande des Maitre entwachsen war. Seine eigentlichen Zwecke sind ebenso deutsch, wie es die des Thomasius waren; er beförderte daher auch Schönaich's, des von ihm Gekrönten, patriotisch deutsche Heldengedichte und ließ, als ein kritisirender Franzose unehrerbietig von der deutschen Literatur gesprochen, keine Gelegenheit vorübergehen, den Werth derselben auch den Franzosen gegenüber hervorzuheben; ja er meinte in seiner bekannten hofmeisterlichen Manier endlich selbst, wir wären nun mündig, unsre Poeten wären den besten französischen so ziemlich gleich und es möchte nun einstweilen mit dem Uebersetzen und Nachahmen sein Bewenden haben [1]).

---

[1]) So in der Vorrede zum ersten Theil der deutschen Schaubühne (1742), S. 19.: „Nunmehr würde es ferner unnöthig seyn, unsere Schaubühne mit Uebersetzungen zu überhäufen. Wenn muntre Dichter so viel gute Muster vor Augen haben (nämlich dieser erste Band brachte auch Gottsched's Cato, der bekanntlich in 25 Jahren (1732 bis 1757) 10 Auflagen erlebte, so daß an diesem wohlgemeinten Rath allerdings die Eitelkeit mindestens ebenso viel Antheil hat, als die Deutschheit), so können sie sich den Geschmack schon so bilden, daß sie weiter keine Hilfe der Ausländer bedürfen." Auch in der Vorr. zum zweiten Bande befindet sich p. 18.—21. eine ausdrückliche Polemik gegen die „galluli, die für Geld schreibenden hungrigen Franzosen." Dann den vierten Theil (1743), von dem er rühmt, daß er lauter Originalstücke enthalte, leitet er also ein (p. 4.): „Es ist noch so lange nicht, daß uns ein frecher Ausländer für unvermögend erklärte, selbst etwas eigenes in dieser Art der Dichtkunst hervorzubringen" u. s. w. Vgl. auch die Vorr. zum Nöthigen Vorrath (1757). — Interessant ist auch folgende Stelle aus der Kritischen Dichtkunst vom J. 1741 (p. 87.), die übrigens schon bei Manso (a. a. O. p. 94. vgl. p. 89.) ausführlicher abgedruckt ist: „Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den Alten den Theuerdank und

Hätte Gottsched die Einsicht und den wackern Muth gehabt, die Französelei ebenso bei Seite zu werfen, wie Thomasius es mit dem Pietismus that, als dieser dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprach, und hätte Eifersucht gegen die Schweizer, deren theoretische Versuche sein kunstrichterliches Monopol zu gefährden drohten, ihn nicht namentlich gegen Milton und überhaupt die von den Schweizern empfohlene englische Literatur [1]), sowie später gegen Klopstock verblendet, so würde sein Andenken unter uns ein weniger bedauernswürdiges geworden und das Gute, das auch er angeregt, das Nützliche, das er geleistet, weniger schnell vergessen sein. Allein es scheint, als hätte in diesem harten und zum Theil ungerechten Schicksale, welches Gottsched's Andenken widerfahren ist, die Geschichte ein Beispiel aufstellen wollen, wie sie selbst

Froschmäusler, sondern auch Hohenberg's Habsburgischen Ottobert und geraubte Proserpina und Postel's sächsischen Wittekind. Sind diese auch nicht so gut, wie Homer, Virgil und Voltaire, so sind sie doch nicht schlechter, als das, was Marino, Ariost, Chapelain, St. Amand und Milton in dieser Gattung geliefert haben. Man muß sich nur über die sclavische Hochachtung des Ausländischen, die uns Deutschen bisher mehr geschadet, als genützt hat, erheben." — Am Tüchtigsten zeigt sich Gottsched's eigentliche deutsche Gesinnung in seiner Thätigkeit für die Geschichte unserer Literatur, hauptsächlich in dem „Nöthigen Vorrath", wo ihm auch deutscher Fleiß zur Seite gestanden.

[1]) So spricht er in der oben angezeigten Stelle aus den Hallischen Bemühungen von der „Dunkelheit englisch-barbarischer Ausdrücke," und im zweiten Theil des Nöthigen Vorraths (p. 141.) bei Gelegenheit des alten Spiels von der Frau Jutta, welches er als ein Monstrum von Unsinn schildert, fragt er höhnisch, ob nicht „ein heutiger brittenzender Shakespear" nächst der versprochenen Tragödie vom Dr. Faust (was ohne Zweifel auf Lessing und dessen bekannte Fragmente geht) auch dies Stück umschmelzen werde, um etwas „erstaunlich Rührendes zu machen, wie der Kaufmann von London oder Miß Sara Sampson." Und dies schrieb er noch 1765.

sich rächt an dem, der ihrem Dienste, dem keuschen Dienste der Wissenschaft und Poesie vielmehr die Interessen der eigenen Person, die Eitelkeit und den kurzen Glanz persönlichen Ruhmes vorzieht, — ein Beispiel, das in andern Kreisen sich an Andern wiederholt hat und das gerade die Gelehrten und Dichter unserer Zeit nicht aus dem Auge verlieren sollten, wo man es uns von oben herab so schwer und bald unmöglich macht, der Freiheit, der Wahrheit, dem Geiste die Opfer nur darzubringen, die Dienste nur zu leisten, die wir ihm bringen und leisten wollen, und dadurch die Eigensucht nicht nur befördert, sondern selbst sanctionirt.

Friedrich der Große.

Während nun die französische Richtung diese Niederlagen in der Theorie, in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft erlitt, wurde dieselbe fast gleichzeitig in der Praxis, auf dem Felde der Geschichte, auf der Wahlstatt des Krieges gebrochen und vernichtet. Dies geschah durch Friedrich den Großen, der ebenso weit, als er den kleinen preußischen Staat auf den Flügeln seines Genius erhob, auch die deutsche Literatur, die er nicht kannte, von der er nichts wußte, die er nicht leiden mochte, dennoch mit sich riß. Wie Andere vor uns gethan, nennen auch wir Friedrich den Großen den eigentlichen und rechten Helden der Aufklärung; aber wir thun dies nicht in dem Sinne, in welchem man gewöhnlich seinen hellen und vorurtheilsfreien Blick, seine französisch philosophische Cultur als Aufklärung zu rühmen pflegt: sondern auch bei dieser Benennung haben wir jene Auffassung der Aufklärung in Gedanken, die wir in der Einleitung unserer Arbeit ausführlicher dargelegt und verdeutlicht haben. Wir sehen also auch in

Friedrich dem Großen die Gewalt des lebendigen, vom Athem der Zeit geschwellten, mächtigen Subjects in glücklicher Reformation, in siegreichem Kampfe gegen die starre, altersschwache Convenienz, gegen die ererbte Faulheit, die grau geworden war auf ihrem Throne mit dem Sprüchlein: l'état c'est moi. Man lese nur in Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, welche Subjecte, welche Fürsten, welche Minister Friedrich der Große gegen sich hatte, welche verlebten Kräfte, welche stumpf gewordenen, abgenutzten Geister den Kampf wagten gegen ihn, der wie eine Minerva, fertig gewappnet, hervorsprang aus dem innersten Hirn der Zeit! Hierin gleicht er Napoleon, der ebenso, wie Friedrich der Große gegenüber den Fürsten seines Jahrhunderts, auch der einzige Heros, die einzige kräftige und lebendige Persönlichkeit war auf den Thronen seiner Zeit; darin aber übertrifft Friedrich der Große Napoleon so unaussprechlich, daß dieser mit seiner gewaltigen Persönlichkeit abgefallen ist in den Götzendienst der Unfreiheit und des Egoismus, jener aber, Friedrich der Große, sein ganzes Ich der Freiheit und der Idee gewidmet hat, mit der er sich innigst erfüllt, die er verwirklicht in That, Duldung und Sieg und damit das Höchste, Würdigste und Unvergänglichste erreicht hat, was der Mensch überhaupt vermag. — Dies Bewußtsein nun und dieser Stolz auf die Persönlichkeit, auf den Geist des gekrönten Helden theilte sich seinen Kriegern, seinem Volke, ja seiner Nation mit, selbst denen, die wider ihn fechten mußten, wie ja die Pariser auch ihre eigenen Soubise's und Broglie's verlachten und dem Sieger von Roßbach applaudirten [1]). Es giebt daher kaum ein

[1]) Bezeichnend ist, was Göthe aus seiner Jugend erzählt von seiner und seines Vaters Begeisterung für Friedrich, mitten in dem reichsstädti-

mehr verbreitetes und dennoch ärgeres und weniger begründetes Vorurtheil, als jenes, in der Tradition der Kurzsichtigen sich hinschleppende, daß Friedrich der Große die Entwicklung der deutschen Literatur durch seine persönliche Geringschätzung derselben gehindert und aufgehalten habe. Was diesen Vorwurf persönlicher Theilnahmlosigkeit und seiner gänzlichen Hingebung an die französische Literatur angeht, so wird es hierin wohl bei dem bleiben dürfen, was Göthe bereits sehr richtig ausgesprochen hat: „Wie kann man von einem König," sagt er, „der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen?"[1]) Und in Wahrheit, welches war die Beschaffenheit unserer Literatur zu der Zeit, da der große König sich bildete? Welche Erzeugnisse derselben kamen heran zu ihm? Ja selbst später, sollte er sich für Gottsched interessiren gegen Bodmer? Oder für Bodmer gegen Gottsched? Sollte er sich von Gellert Fabeln machen lassen? Sollte er fromm sein mit Klopstock und weinen mit Siegwart oder Werther? — Er hat unserer Literatur mehr verliehen, als Orden und Pensionen jemals werden ausrichten können: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie[2])." An

schen, also dem König feindlichen Frankfurt: „.... Und so war ich denn auch Preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." S. Wahrh. und Dichtung I, (S. W. 24.) p. 71.

[1]) Wahrh. und Dichtung, II, (S. W. 25.) p. 105.

[2]) Göthe a. a. O. S. 103. — Uebrigens hat der Verf. selbst diesen Gegenstand bereits an einem andern Orte ausführlicher besprochen: siehe den Aufsatz über Waiblinger, in den Hall. Jahrb. von 1840, S. 1777. fgg.

diesem eigentlichen Lebensgehalte brach denn nun auch jedes geistige Joch, welches uns die Franzosen oder Gottsched in ihrem Namen auflegen wollten, und mit dem Tage, da die Franzosen von Roßbach liefen, war auch die Tyrannis, die sie in dem Gebiete der Literatur ausgeübt hatten, aufgehoben und ihre Wiederherstellung unmöglich gemacht.

Niemand hatte von diesen Hergängen ein deutlicheres Bewußtsein und Niemand verstand sie trefflicher auszubeuten, als Lessing, der in seiner Dramaturgie manches Roßbach für die französischen schönen Geister bereitet hat. In ihm vereinigten sich nationales Gefühl (denn wer möchte dies, und zwar das innigste, das feinste, dem Verfasser der Minna von Barnhelm absprechen?[1]) und antike Bildung und machten ihn zu dem eigentlichen Lehrer und Erzieher der Nation.

Auf dem so gereinigten und genährten Boden nun erwuchs die Literatur in frischer, gedrängter Blüthe: Klopstock stand, geehrt, gefeiert, ja angebetet, auf dem Gipfel seines Ruhmes; Wieland fing an, mit Glück und Grazie ihm die Wage zu halten;[2]) Lessing schwang unermüdlich für jede Art edler Freiheit, für die Sicherheit jedes geistigen Besitzthums seine erprobten Waffen; eine reiche Generation jüngerer Dichter wuchs schnell und thätig empor; die Journalistik begann ihr anregendes Kampfspiel, aus welchem für die Literatur ein Bewußtsein über sich selbst aufdämmerte, und nicht lange, so wurde auch die Philosophie durch Kant aus dem Netz der

[1]) Vgl. Göthe a. a. O. 106. Auch verweisen wir hier noch einmal auf die schon oben gerühmte, vollendete Darstellung Lessing's durch Gervinus.

[2]) Die ausführlichere Characteristik beider Dichter, Klopstock's sowohl als Wieland's, verschiebt der Verf. bis dahin, wo dieselben in nächste, freundliche und feindliche, Berührung mit den Göttingern treten werden.

Formeln und unkritischen Voraussetzungen erlöst und in dieser neuen Lebendigkeit zum wirksamsten Fermente der Zeit gemacht. — Es bleibt uns daher hier nur noch übrig, die Gruppen zu betrachten, die um das Jahr 1770 in unserer Literatur vorhanden waren und zu denen Göttingen nun selbst mit einer neuen Gruppe hinzutreten sollte.

Literarische Gruppen: Leipzig.

In Leipzig war Gottsched vor einigen Jahren (1766) gestorben, ohne daß in Leipzigs literarischer Stellung der Tod dieses Mannes jetzt eine merkbare Veränderung hervorgebracht hätte, der einst durch den Eifer, mit welchem er sich der Leipziger deutschen Gesellschaft, dann des Leipziger Theaters annahm, durch die jüngeren literarischen Kräfte, die er um sich versammelte, durch die Beschäftigung, die er, seine federgewandte „Freundin" und die vielen schriftstellernden Tagelöhner seiner Knappenschaft, dem Buchhandel gegeben hatte, auch für seine nächste Leipziger Umgebung ein ansehnlicher und glänzender Mittelpunkt gewesen war. Es war ihm widerfahren, was wir noch jetzt in dem Wechsel der Generationen sich täglich wiederholen sehen: der treibende Saft des Frühlings tritt in das junge grüne Holz, die unscheinbaren Knospen und Sprossen werden zu frisch belaubten Bäumen, und der alte, knorrige Stamm verdorrt. Ja in Gottsched's eigener Nähe, dicht unter seinen Augen, in demselben Leipzig, welches er zu beherrschen glaubte, wie den deutschen Parnaß, hatte diese Umwälzung sich vollendet, indem, wie bekannt, aus dem jugendlichen Kreise, der schon im Anfange der vierziger Jahre sich unter Gärtner's äußerlicher Leitung zu den Bremer

Beiträgen [1]) zusammengefunden hatte, alle die neuen Autoren hervorgegangen waren, deren muntre Praxis die Gottsched'sche Theorie siegreich und gründlich widerlegte; also nicht bloß die Gellert und Rabener, in denen sich noch manch Tröpfchen Gottsched'schen Blutes forterbte, sondern auch vor allen Andern Klopstock mit seiner excentrischen Genossenschaft, die, ohne eigentlich selbst in einen unmittelbaren Kampf mit Gottsched sich einzulassen, [2]) doch durch die lebendige Rich-

---

[1]) Daß dieses neue, in Leipzig geschriebene und redigirte Journal sich dieser auswärtigen Firma bediente, zeigt, wie sehr damals Gottsched und Leipzig in der Meinung des Publikums identificirt waren; diese also gleich von vorn herein auf das neue Element der Beiträge vorzubereiten, vielleicht auch, um schon äußerlich an Niedersachsen, bis dahin der Herd frischer Production, anzuknüpfen, wählte man mit Bedacht einen Bremer Buchhändler, wovon jene, eigentlich „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (im Gegensatz zu den durch sie verdrängten Schwabe-Gottsched'schen Belustigungen) gewöhnlich die Bremer heißen. Die Anknüpfung an Niedersachsen, wenn sie bezweckt war, blieb auch keineswegs erfolglos. Denn Hagedorn, damals schon eine poetische Autorität ersten Ranges, neigte sich den Beiträglern entschiedener zu und begrüßte sie freundlicher, als man bei der sonstigen diplomatischen Neutralität dieses Mannes hätte voraussetzen dürfen; auch die begeisterte Aufnahme, die späterhin Klopstock persönlich in Hamburg und Dänemark fand, ist hiemit nicht ohne Zusammenhang. — Ausführlicheres bei Manso, Nachtr. zu Sulzer, VIII, 67—76. Auch Einzelnes bei Jördens im Artikel Gärtner.

[2]) Dieser Mangel an entgegnender Polemik ärgerte besonders Klopstock's Vater, einen Mann, in welchem jähe Heftigkeit und barocker Pedantismus sich wunderbar gemischt zu haben scheinen. Interessant ist in der erwähnten Beziehung besonders ein Brief an Gleim, von 1754, in welchem er nicht nur diesen zur kräftigsten Abwehrung der gegen die Messiade gerichteten Angriffe, als einer „graven Sache," ermuntert, sondern auch, so wenig er „in dulci otio literario" wäre, selbst einzuschreiten verspricht gegen diese „gottlosen Feinde von der Messiade, diese Menschen ohne Gott, deren tückisches Herz der Schwindelgeist, deren gaukelnde Phantasie der Oberdummelkopf eingenommen und beherrscht hat: .... diese Spötter sind nicht Christen, Sauigel ohne Religion sind sie, die vom Ungeziefer im

tung, die machtvolle Gemüthlichkeit ihrer Poesie das Conventions- und Traditionswesen, den Schematismus und Dogmatismus des Leipziger Professors zu Schanden gemacht hatten. Es würde interessant sein, den Gottsched'schen und diesen jüngeren Kreis zu vergleichen, und zu zeigen, wie Alles, was in dem erstern conventionell, starr, leblos geworden war, in diesem jüngeren Kreise lebendig wiederkehrt. Die Form hat sich natürlich bis in das fast Unkenntliche verändert: denn es ist freilich ein Unterschied zwischen der trägen Eisscholle und dem rasch brausenden Strom, und doch in beiden dasselbe Element. So finden wir dort und hier das Freundschaftswesen, das Zusammentreten zu geschlossenen literarischen Mächten, die Theilnahme und den halb ritterlichen Dienst gelehrter oder doch vorzugsweise gebildeter Frauen [1]; nur daß, wie gesagt, Alles, was hier todt ist, dort lebendig wird. Doch müssen wir eine solche Ausführung, die recht zeigen würde, wie die

---

Finstern leben." Er will „ihre Bosheit mit ernsthaften, festen und geschärften Waffen der Theologie, Moral und Historie u. s. w. von vorn, geradezu, en front angreifen" und ermuthigt seinen, wie man ihn kennt, bei aller Liebe zu Klopstock, doch etwas schüchternen und mit dem späteren Wieland'schen Tergiversiren wohlvertrauten Freund (vgl. Gleim's Leben von Körte, S. 46—48.) „einen männlich gesteiften Vorsatz zu fassen: wir sind ja nicht Kinder und Anfänger in vorberühmten Wissenschaften." u. s. w. Siehe den von Klamer Schmidt herausgegebenen Briefwechsel zwischen Klopstock und seinen Freunden, II, 74. fgg.

[1]) Die Culmus, andrerseits die Moller (die mit Young und Richardson correspondirt, wie die Culmus mit französischen Schöngeistern: s. die von Clodius herausgegebene Auswahl aus Klopstock's Nachlaß, I, 199—265.) und dann die Windheme. Von dem Weiberdienst und der Freundschaftelei des Gottsched'schen Cirkels giebt Rost's Vorspiel (1742) eine sehr ergötzliche Carricatur. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch Göthe's Besuch bei Gottsched und seine prächtige Schilderung desselben in Erinnerung bringen: Dichtung und Wahrheit, II, (S. W. 25.) pag. 85—86.

Geschichte niemals springend vorschreitet, wie ein Känguruh, sondern immer in dem Einen das Andere vorgebildet schlummert, uns hier versagen, um so mehr, da dieselbe bis in Klopstock's eigene spätere Zeiten fortgeführt werden müßte, wo in der exclusiven Haltung, dem Weiberwesen, der Schönthuerei, der Nichtachtung jüngerer Bestrebungen sich schlagende Aehnlichkeiten bieten würden rückwärts zu Gottsched, vorwärts zu unsern heutigen Romantikern. — Doch kehren wir nun zu Gottsched zurück.

Dieser hatte es nun gemacht, wie alle, die dem Lebens- und Jugendelement, der Aufklärung also, ihrer Zeit sich widersetzen, und wie es jetzt in unsern Tagen in den Sphären der Politik, der Wissenschaft und der Poesie sich wiederholt: er hatte opponirt, so lang es irgend half, und wie es nichts mehr half, opponirte er doch noch fort oder ignorirte wenigstens, was neben ihm vorging, — die letzte Zuflucht der geistig Todten, mit der sie zum Mindesten sich selbst in einen behaglichen Frieden einspinnen. Dafür aber ignorirte die Zeit auch Gottsched, und nur im Scherz gedachte man noch des „starken Mannes in Leipzig" [1]), der längst aufgehört

[1]) Vgl. den kurz vor Gottsched's Tod (1763) geschriebenen Brief J. G. Jacobi's an Klotz in den „Briefen deutscher Gelehrten an den Herren Geheimen Rath Klotz," I, 167. Der spöttische Beiname des „starken Mannes", den Gottsched hier und anderwärts erhält, erklärt sich hinlänglich aus bekannten persönlichen Anspielungen, z. B. in Rost's berühmter Epistel des Teufels an den Herrn Professor, 1754. Auch mochte einige Erinnerung an den Taschenspieler, Komödianten und Gaukler Eckeberg, der zu Anfang des Jahrhunderts als „starker Mann" großes Aufsehen gemacht hatte, nicht ausgeschlossen sein. Vgl. Löwen's Gesch. des deutschen Theaters in dessen Gesammelten Schriften, IV, 31. Plümicke's Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin, p. 106.,

hatte, ein Simson zu sein. So also, da er endlich starb, veränderte dies in Leipzigs literarischer Geltung nichts: sein Ansehn und seine Bedeutung, verändert nach dem Inhalte der neuen Zeit, war zum Theil schon bei seinem Leben auf Andere, Jüngere übergegangen.

Als solche literarische Mittelpunkte Leipzigs haben wir besonders drei Männer zu erwähnen. Der Erste, wie sich von selbst versteht, ist Gellert, dessen außerordentliche Wirksamkeit jedoch weniger eine unmittelbar in die Literatur eingreifende, eine gelehrte oder künstlerische, als eine sittliche war. Auch hier also sehen wir das Dogma der Theorie mit der Praxis des Gemüthes vertauscht. Denn gemüthlich war diese allverbreitete Liebe zu Gellert, die ebenso dem Menschen, dem liebenswürdigen, kränklichen, Pflege bedürftigen, immer dennoch zu Beistand, Rath, Lehre und Warnung unermüdlich bereiten, wie dem Schriftsteller galt, und einige Aehnlichkeit hat mit der persönlichen Anbetung, die Klopstock erfuhr. Was dieser den Modernen, Enthusiastischen, Genialen, das war Gellert den Altväterischen, Gemäßigten, gleichsam Geistig-Bürgerlichen seiner Zeit. Dieser sittlich gemüthlichen Wirksamkeit, welche Gellert theils in einer außerordentlich weitverzweigten, lebhaften und mühsamen Correspondenz als allgemeiner Rathgeber, Warner und Beichtvater, theils als akademischer Lehrer vor einer großen und nicht bloß aus Studirenden bestehenden Zuhörerschaft ausübte, entsprachen auch sein Antheil an der Literatur und seine dichterischen Erfolge. Hier sind besonders seine Fabeln ins Auge zu fassen, in denen sich vornehmlich Hagedorn'sche Anregungen fortsetzten. Denn von all den unzähligen Fabel-

wo die „Curieuse Nachricht von starken Leuten, sonderlich ... von Eckeberg, Frkf. und Leipzig, 1720" citirt wird.

dichtern jener Zeit [1]) cultivirten fast ausschließlich Hagedorn und Gellert (allenfalls auch noch Lichtwer, aber dieser mit geringerem Talent) das Gebiet der Fabel aus poetischem Trieb und einer wirklichen Neigung ihrer dichterischen Natur, ohne Tendenz und Reflexion, während die übrigen, Lessing an der Spitze, nur in Folge und gleichsam als Ergänzung theoretischer Streitfragen auf die Fabel gekommen waren und zu Gunsten der Theorie mit ihr experimentirten. Gellert's Fabel geht, gerade wie die Hagedorn'sche, oft in das Fabliau über; das Lehrhafte in ihr tritt bescheiden zurück gegen das Unterhaltende, das Anmuthige und Neue, welches in der für seine Zeit bewundernswerth leichten und gewandten poetischen Sprache Gellert's ein sehr glückliches und allgemein verständliches Organ fand. Daher diese allgemeine und sprichwörtlich gewordene Verbreitung der Gellert'schen Fabeln, mit denen bis in unsre Zeit hinein mehr als Eine Generation ist groß gezogen worden. Desto gründlicher sind sie aus den Händen der Erwachsenen verschwunden, eine Erscheinung, die noch zu Gellert's Lebzeiten, dann aber, unmittelbar nach seinem Tode, da die Pietät vor dem Allverehrten schon keine Fesseln mehr anlegte, sehr deutlich sich ankündigte. Gellert selbst betrachtete, ähnlich wie Klopstock, seine literarische Wirksamkeit als ein von Gott verliehenes Amt, als eine Priesterschaft; er hatte und suchte keinen Antheil an der Literatur seiner Zeit als solcher, seine Stellung zu ihr war daher isolirt; er hatte sich, gerade wie Klopstock, wenig um die weitere Entwicklung derselben, um literarische Parteien, Streitfragen und

---

[1]) Genannt werden die vorzüglichsten derselben bei Gervinus, IV, 107. Note 42.

Fortschritte gekümmert, oder wenn er es that, so war sein Verhalten zu diesen neuen Elementen sogar ein polemisches, so weit nämlich ein Mann, wie Gellert, polemisch werden konnte: das heißt also, er bat, warnte und beklagte. In dieser Art polemisirte er gegen die Alten, die gerade damals anfingen, mit ihrem eigentlichen und wahren Inhalt die Gemüther zu entzünden, er predigte Sanftmuth, Bescheidenheit, Unterwürfigkeit der schwachen menschlichen Natur zu einer Zeit, da das Subject sich in seiner Kraft fühlte und empfand, und da schon der Uebermuth der Stürmer und Dränger im Stillen heranreifte [1]). Natürlich konnte so zwischen ihm und den Jüngeren keine Einigung Statt finden. Diese fragten sich und prüften, worin denn Gellert's Anrecht auf diese allgemeine Verehrung bestehe; seine bescheidenen Verdienste, die allerdings am Ende der sechziger Jahre minder in die Augen fielen und unerheblicher schienen, als sie im Anfang der vierziger in der That gewesen waren, fand man außer Verhältniß zu den Ehren, die ihm widerfuhren; man legte den neuen Maßstab an den alten Gellert, man unterwarf ihn einer modernen Kritik, deren Schiboleth „Genie oder Nicht-Genie" [2]) war und brachte heraus, daß Gellert kein Genie sei. Oeffentlich ward dies zuerst im Jahre 1771 durch zwei norddeutsche Kritiker ausgesprochen, die jüngeren Unzer und Mauvillon [3]).

---

[1]) Vgl. Gervinus, a. a. O. S. 95.

[2]) Ueber die modernen Kategorien Genie und Original vgl. Gervinus, IV, 419. 420. Göthe, Wahrheit und Dichtung, IV, (S. W. 48.) 128.

[3]) Niemand hat dies wohl deutlicher empfunden und so zart und lebendig dargestellt, als Göthe, dessen neue Bildung, Bedürfnisse und Bestrebungen, trotz aller Pietät und Verehrung, die er schon als Kind gegen Gellert empfunden hatte (Dichtung und Wahrheit, II, S. W. 25., S. 41.), ihn dennoch endlich, da er Gellert's persönlicher Schüler geworden war, in kein

Freilich fanden sie damals, wo der Schmerz um Gellert's Hingang (er war 1769 gestorben) noch ziemlich frisch und diese unumwundene, rücksichtslose Kritik noch etwas Ungewohntes war [1]), den heftigsten Widerspruch aller derer, die näher oder ferner zur alten Generation gehörten und die, aus ihrer Behaglichkeit aufgestört, diese Neuerer als einsichtslose und gottlose Menschen einer öffentlichen Aechtung preis zu geben suchten [2]). Aber nur wenige Jahre brauchten zu ver-

---

rechtes Verhältniß zu diesem gelangen ließen: vgl. a. a. O. S. 51. 64., besonders 116. 126. 127. 135. fg.

[1]) Das Mißbehagen über die neue Kritik war bei allen Aelteren sehr verbreitet. So schreibt Weiße, selbst als Herausgeber der deutschen Bibliothek das Haupt eines kritischen Institutes, im Jahre 1773 an Uz, zunächst in Bezug auf die Frankfurter Anzeigen und selbst auf den Wieland'schen Merkur: „So viel ist gewiß, daß wer seine Ruhe liebt, und die kleinen Schriftstellerränke, Lob und Beifall in Journalen und Zeitungen zu erschleichen, haßt, itzt nicht mehr schreiben muß." Siehe die im Decemberheft des Morgenblattes von 1840 mitgetheilten Briefe von Christian Felix Weiße an Johann Peter Uz, Nr. 293. S. 1171.

[2]) Die Unzer-Mauvillon'sche Schrift war 1771 unter dem Titel erschienen: „Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel." Gegen sie ließ ein Uckermärkischer Prediger eine Broschüre unter dem wunderlichen Titel drucken: „Gellert hat Genie! davon handelt" . . . u. s. w., s. bei Jördens II, 84. Auch Kästner verfolgte die kühnen Recensenten mit bittern Epigrammen: s. Sinngedichte und Einfälle, I, 45. Anders die jüngeren Göttinger Dichter, die Mitglieder des Bundes, die in Gellert den Schüler Lafontaine's und das „Französisch-Deutsch" haßten. Vergleiche Voß' Briefwechsel, I, 127. 138. 184 — 189., auf welche Stellen wir unten zurückkommen werden. Sehr interessant und, wiewohl sie in den Frankfurter Anzeigen erschien, die auch als revolutionair und anmaßlich galten (vgl. den Weiße'schen Briefwechsel im Morgenblatte: „Die Frankfurther Zeitung ist allerdings ein seltsames Werk: auf einer Seite hat sie viel Gründlichkeit, auf der andern viel seltsame Anforderung an unsere Schriftsteller, eine unerklärliche Theorie, übertrieben in Lob und Tadel und viel Parteilichkeit. Unfehlbar ist Herder nebst einem gewissen Gehe

gehen, so war Gellert's blasse, wehmüthig freundliche Gestalt [1]) von dem neuen, kräftigeren Heroengeschlechte, das in

Hauptverfasser" u. s. w.), von einer leidlichen Mäßigung ist Göthe's Recension des Unzer-Mauvillon'schen Buches. Er nennt die Verfasser „Bilderstürmer, die einen neuen Glauben predigen! Gellert ist bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakespeare und Milton stehen . . . allein hört er deswegen auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu sein, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben? Er war nicht mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen? .. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders annehmen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden für Wuth des Rasenden halten mußte." u. s. w. Die Recension ist jetzt in S. W., 33. S. 10—13., abgedruckt. —

[1]) Es sei uns gestattet, hier die schönen Verse auf Gellert's Bild von Klamer Schmidt (aus dessen Werken I, 471.) abzuschreiben, die schon Gervinus a. a. O. S. 97. mitgetheilt hat, und die in Verbindung mit den oben citirten Stellen aus Göthe's Dichtung und Wahrheit Gellert's Erscheinung vortrefflich abmalen und mit Liebe würdigen:

„Dies sind die abgehärmten Wangen,
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenschaftlichem Verlangen,
Von froher Thorheit aufgegangen.
Dies ist die Miene, die den Tod
Als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
Tief in dem warnenden Gesichte,
Erzählt des Herzens rührende Geschichte,
Spricht Engeltoleranz und rügt
Die Laster mehr durch eine weiche Zähre,
Als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott."

den siebziger Jahren in unserer Literatur heranwuchs, überholt, und schon 1774 wagte Gleim, dessen Urtheile, wenn auch enthusiastisch, doch gewiß keinem Verdacht der Mißgunst oder geflissentlichen Neuerungssucht unterliegen dürfen, an Heinse das vertrauliche Geständniß: „Mit einem ganzen Dutzend Gellerten wird nichts! Ein Dutzend Göthen, und ein Dutzend Deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen!" [1]). So ward das Ansehen Gellert's in immer weitern Kreisen allgemach erschüttert und der Uebergang der Poesie aus der bloß sittlichen, lehrhaften und nützlichen Sphäre zur Autonomie der Kunst und ihrem eigentlichen Wesen, der Schönheit, immer mehr erleichtert. —

Neben Gellert sodann ist von Leipziger Literaten besonders Weiße zu nennen. Seine poetischen Productionen, seine Dramen also, in denen er, allen Belehrungen seines Freundes Lessing zum Trotz, bei den französischen Mustern verharrte, die allerdings für seine nüchterne, prosaische Natur gerade die richtigen waren, seine Singspiele, die einen bedeutendern Platz einnehmen in der Geschichte des Theaters, als der Poesie, und endlich seine verschiedentlichen Kinderschriften, in denen er die Sentimentalität der Zeit unter die Jugend propagirte [2]), kommen hier für uns weniger in Betracht, als seine kritische Thätigkeit in Herausgabe der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste," welches, von Nicolai im Jahre 1757 begonnene Institut Weiße 1759 über-

---

[1]) Siehe die von Körte herausgegebenen Briefe deutscher Gelehrten, I, 205.

[2]) Ueber Weiße vgl. Gervinus, IV, 374—379. Göthe, als er in Leipzig studirte, war persönlich mit ihm bekannt: Dichtung und Wahrheit, II, (S. W. 25.) p. 178.

nommen hatte und bis an seinen Tod (1804), also ein halbes Jahrhundert hindurch fortsetzte, wenn schon in der letzteren Zeit seine unmittelbare Theilnahme an diesem Blatte nur sehr unerheblich sein konnte. Immerhin aber war diese Bibliothek eine kritische Macht in Weiße's Händen und durch sie Leipzig der Sitz einer solchen, was damals, wo ästhetische Bildung und literarische Kenntniß bei Weitem nicht so verbreitet, wie jetzt, und daher das Ansehen und die Wirksamkeit der journalistischen Kritik ohne Vergleich größer war, nichts Geringes bedeuten wollte. So ist es die Weiße'sche Bibliothek vorzüglich, welche Leipzig in der Gottsched'schen Tradition einer Schiedsrichterin und ansehnlichen Instanz in Sachen des Geschmacks und der Poesie erhielt. Nur widerfuhr Leipzig hier dasselbe Schicksal, welches in dem Großen und Ganzen der Wissenschaft ihm bereits seine Universität, überholt von der jüngeren Hallischen und besonders den Göttinger Bestrebungen [1]), bereitet hatte: es blieb hinter der Zeit zurück, und ward, nachdem es im dritten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts durch Gottsched und seine deutsche Gesellschaft, dann noch einmal durch die Bremer Beiträger, Muster und Vorgang in den neuen Entwicklungen unserer Literatur gewesen war, jetzt vielmehr Herd und Zufluchtsort einer überwundenen Bildung, die gegen die Jugendfrische, mit welcher Berlin, Frankfurt, Göttingen, Weimar und Königsberg sich erhoben, nur vergeblich protestirte. So viel gün-

[1]) Die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Halensern sind bekannt; ebenso zwischen Crusius in Leipzig und den Wolfianern. Aber auch auf Göttingen hatte Leipzig einen alten Haß, dem es gelegentlich Luft verschaffte: siehe die Citate bei Ebert, Ueberlieferungen, ersten Bandes zweites Stück, S. 35.

stigen Einfluß auf seine nächste Leipziger Umgebung daher auch Weiße's achtbare und weltmännisch gewandte Persönlichkeit übte [1]), und so sehr er sich bemühte, der Bibliothek eine gewisse parteilose, nüchterne und würdevolle Haltung zu bewahren, so fehlte es ihm doch weder in Leipzig selbst [2]), noch am Wenigsten auswärts an Widersachern, die ihn bald mit der Negative des Spottes, bald mit dem positiven Gewicht überlegener Productionen bekämpften und endlich verdrängten. Zum Theil auch hatte er selbst dergleichen hervorgerufen: er hatte in den „Poeten nach der Mode" Klopstock und seine Anhänger verspottet [3]), er erwies sich spröde gegen den ausbrechenden Shakespeare-Enthusiasmus, hatte sich mit den Schweizern verfeindet [4]), war mißtrauisch gegen Wieland, dessen Uebersetzung des Shakespeare ihm nicht eben willkommen war, in dessen Merkur [5]) er einen unerwünschten Rivalen der Bibliothek erblickte und dessen Oberon er mit schlecht verhehlter Absichtlichkeit tadelte, — ja mit Lessing selbst, seinem Jugendfreunde und Genossen, der immer viele Schonung gegen ihn bewies, und auch mit der Nicolaischen Bibliothek konnte er

---

[1]) Göthe a. a. O.

[2]) Göthe a. a. O. S. 63.

[3]) Göthe a. a. O. Gervinus, IV, 375.

[4]) Gervinus a. a. O. vgl. Jördens, V, 264.

[5]) Siehe die erwähnten Briefe im Morgenblatt: „Herr Wieland wird mit dem Anfange des neuen Jahres einen deutschen Merkur ausgeben. Die Mitarbeiter werden vermuthlich Herr Gleim und Jacobi sein; vermuthlich wird sich auch eine kritische Anzeige von neuen Büchern darinnen finden. Fallen aber seine Urtheile so aus, wie ich sie in manchen seiner Privatbriefe gelesen habe, so wird es wohl auch heißen: nous ne louons que nous et nos amis." Dies schreibt er im December 1772. Dann im März 1773: „Wir erwarten itzt voll Neugier Wieland's Merkur. Das Unternehmen giebt ihm bloß die Begierde Geld zu verdienen ein." Und einige Wochen später: „Das erste Quartal des deutschen Merkur ist nun

kein ungestörtes Vernehmen unterhalten[1]). — So war Weiße's Stellung zu der neuen Entwicklung der Literatur im Grunde vereinzelt und veraltet, und die literarische Macht, welche Leipzig durch ihn und seine Bibliothek erhielt, mehr eine äußerliche und scheinbare, als eine lebendige und wirklich eingreifende.

Als den dritten endlich, der Leipzig in der Literatur jener Zeit repräsentirte, nennen wir einen Namen, welchen hier und in dieser Beziehung zu finden, unsre Leser vermuthlich überraschen wird, da der Mann, der ihn führte, in der That als Poet und Kritiker gleich unerheblich ist; desto wichtiger jedoch als Sammler und Büchermacher, und dadurch eine bis

---

auch hier; wie sehr werden die großen Erwartungen der Subscribenten hintergangen werden, wenn sie nach den hohen Ankündigungen nichts Wichtiges finden! — Wieland weiß seinen Witz geltend zu machen: er hat auf seinen Merkur 2000 Subscribenten." u. s. w. Auch die folgenden Briefe enthalten allerhand ähnliche mißliebige Urtheile und Klatschgeschichten.

[1]) Nur mit der Klotzischen Bibliothek in Halle unterhielt er gute Freundschaft. Vielleicht speculirte Klotz darauf, Weiße durch ein süßes und schmeichlerisches Lob, wie freilich Lessing es an Weiße nie verschwendete, von diesem seinen bittern Feinde offenkundig abzukehren. So heißt es in Beurtheilung des fünften Theiles von Weiße's „Beiträgen zum deutschen Theater, 1768" im vierten Stück der Klotz'schen Bibliothek, Band I, S. 2. fgg. von Romeo und Julie folgendermaßen: „Die Geschichte selbst, wie Herr W. sie vorstellet, ist die rührendste und erschröcklichste, die man sich nur denken kann. — Ich würde dies Stück an die Spitze unsrer Tragödien setzen, wenn diese Entscheidung für mich nicht zu kühn wäre. (S. 6.)" Und dann am Schluß (S. 8.): „Ich kann die Ursachen nicht begreifen, warum gewisse Kunstrichter, die uns immer allgemeine Gemälde der Literatur versprechen (das sind also die Berliner!) von diesem Dichter so still schweigen." u. s. w. Vgl. Stück 9. Band III, p. 163 — 165. Nur währte die Klotz'sche Herrlichkeit zu kurz und nahm ein zu klägliches Ende, als daß diese Freundschaft Weißen von wirklichem Nutzen sein und ihm ein erhöhtes Ansehen hätte verschaffen können.

auf diese Stunde noch nicht erloschene besondere Thätigkeit Leipzigs repräsentirt. Wir meinen Christian Heinrich Schmid, den unermüdlichen Theorienschmied und literarhistorischen Compilator, der die ganze Leipziger Schöngeisterei jener Zeit in sich gesogen hatte, und, wiewohl er bald nach Erfurt, später nach Gießen versetzt ward, dennoch auch in dieser Abwesenheit durch den Leipziger Musen-Almanach, welchen er begründete und zugleich als ein kritisches Organ benutzte, Leipzigs Theilnahme an der Literatur beförderte und erhielt. Wir werden später, wo dieser Almanach mit dem Göttinger wetteifert, von ihm und den Kräften, die er um sich zu versammeln suchte, sowie von seinen Freundschaften und Feindschaften zu sprechen Gelegenheit haben.[1])

Die Schweiz.

Von Leipzig wenden wir unsern Blick nach der Schweiz, als dem Herd und Waffenplatz der bekannten Opposition gegen Gottsched, durch welche Leipzig seines ausschließlichen Ansehns entkleidet und jüngeren und lebendigeren Kräften war Raum gegeben worden. Jetzt zwar hatte die Schweiz dasselbe, sogar noch in einem höheren Grade, als Leipzig, erfahren müssen: Bodmer, bei aller Gewandtheit, mit der er die neuen zeitgemäßen Richtungen zu erfassen und sogar als Ausflüsse

[1]) Auch Schmid war mit Klotz und seiner Bibliothek befreundet, hauptsächlich durch Riedel, Klotz' treuen Schildknappen und Schmid's Collegen in Erfurt. Einen ergötzlichen Auftritt mit Schmid, dem „charakterlosen Literaten," bei Gelegenheit des literarischen Congresses, der zur Gründung der Frankfurter Gelehrten Anzeigen in Gießen veranstaltet wurde, schildert Göthe in Dichtung und Wahrheit, III, (S. W. 26.) Seite 160 — 164. Daß er hier Philipp Heinrich genannt wird, kann nur Gedächtniß- oder Druckfehler sein.

seiner anregenden Wirksamkeit darzustellen suchte, war im Grunde doch nur ein anderer Gottsched. Denn ebensó, wie dieser, glaubte er die Literatur machen zu können, und gerade, wie er das eigene, sehr unerhebliche und dieses Namens kaum würdige poetische oder bloß Reim-Talent für fähig hielt, den neuen Mustern unserer Poesie zu folgen, so wollte er durch sein Urtheil, sein kritisches und patriarchalisches Ansehn auch die Leistungen der Jüngeren selbst lenken, bestimmen und begrenzen. Im Anfange jenes berühmten Zwistes, dessen Wichtigkeit und endlichen Erfolg weder Bodmer noch Gottsched auch nur im Entferntesten ahnten, da es Beiden lediglich um ihre Theorien zu thun war und jeder diejenigen Dichter an sich zog und lobpries, welche gleichsam die Exempel zu seinen Systemen lieferten, hatte Bodmer alle jüngeren Poeten mit Eifer und dem entschiedenen Bewußtsein an sich gelockt, eine compacte Macht, eine Phalanx aufzustellen, mit welcher er den Gottsched'schen Einfluß brechen möchte.[1]) Hierin war er anfänglich mit der allgemeinen Stimmung zusammengetroffen. Er hatte Klopstock, an dessen Gemüthsdichtung das Gottsched'sche, aber ebenso, wiewohl erst später merkbar, auch das Bodmer'sche Formelwesen unterging, und der ihm besonders werth war, weil er sagen konnte, daß Klopstock bei seinem Milton in die Schule gegangen, zu sich nach der Schweiz kommen und von dem Heiligenscheine, der damals die Klopstock'sche Stirn umgab, wohlgefällig sich selbst bestrahlen lassen.

[1]) So schrieb er 1745 an Gleim, den er gar zu gern aus seiner vorsätzlich neutralen Stellung zu offenem Kampfe gegen Gottsched herausgerissen hätte: „Wir wären unempfindlich, wenn wir, der ächten Poesie und Beredsamkeit aufzuhelfen, uns nicht wenigstens so enge vereinigten, als Andere sich der Barbarei zu Gunsten verbinden.“ Vgl. Gruber in Wieland's Leben, I, 74.

Er hatte dann, als es Klopstock sehr bald unbehaglich geworden war, die fromme Puppe zu sein, mit welcher Bodmer paradirte,[1]) Wieland zu sich entboten, damals, als der Verfasser des geprüften Abraham ꝛc. in der That am Besten geeignet, Klopstock's Stelle bei ihm auszufüllen und überdies von einer schmiegsameren Natur, als dieser,[2]) nicht zu erwähnen, daß er auch in der Polemik gegen Gottsched ein brauchbares Werkzeug war.[3]) Aber man weiß, wie ganz anders bald darauf Wieland sich entwickelte, und mit demselben Eifer, mit welchem Bodmer einst die biblischen Gedichte seines jun-

[1]) Vgl. Cramer, Er und über Ihn, II, 7. — Wie Bodmer von der Poesie verlangte, daß sie „auf der seraphischen Höhe," die sie durch Klopstock erreicht hatte, sollte stehen bleiben, so forderte er dieselbe „seraphische" Haltung auch von dem Leben des Dichters selbst, und war daher sehr unzufrieden, als Klopstock, der ursprünglich nichts weniger war, als ein Kopfhänger (s. die von Clodius herausgegebene Auswahl aus Klopstock's Nachlaß, I, 113. 119. 122.), in der berühmten Ode auf den Zürchersee, durch welche er eine angenehme Lustfahrt im Jahre 1750 feierte, Wein und Liebe pries, was allerdings unseraphische Sachen waren. Eine sehr interessante Schilderung jener Lustfahrt findet sich in einem Briefe von Hirzel an Kleist, in der angeführten Auswahl, I, 101 — 128. vgl. Klopstock und seine Freunde von Klamer Schmidt, I, 104. fgg. und Cramer, a. a. O. II, 389. Vgl. auch über das ganze Verhältniß von Bodmer zu Klopstock Gruber's Wieland I, 164. 168 465.

[2]) Auch Wieland mußte in Zürch einen Heiligen abgeben: „Ich galt," schreibt er, „damals zu Zürch für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgestiegen wäre und sich nur gerade mit so viel irdischer Masse beladen hätte, um den Menschen sein Licht und seine Wärme mittheilen zu können, ohne sie zu verzehren." Und dann an Zimmermann: „Machen Sie mich nicht von Neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist," u. s. w. Vgl. Gruber, a. a. O. I, 221. 233. 464.

[3]) 1755 hatte er in der „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen" Gottsched offen angegriffen und verhöhnt, ein Verfahren, zu welchem bekanntlich Klopstock niemals war zu bewegen gewesen. Aber schon das Jahr darauf, 1756, bei abgekühltem Blute und gelockertem Verhältniß zu Bodmer, schrieb Wieland an Zimmermann: „Sie irren sich ein wenig, da Sie meinen, ich sei sehr böse gewesen, da ich

gen Freundes empfohlen, warnte er nun „die gesitteten Mädchen und Jünglinge, die Mündel der himmlischen Liebe," vor den neuen Gesängen desselben, „die mit besserem Ruhme verschwiegen blieben."[1]) Die große Masse derer also, die damals für Wieland schwärmten und den Liebling der Grazien, den treuesten Zögling der Griechen in ihm erblickten,[2]) betrachtete den Zürcher Patriarchen nur als den versteinerten Ueberrest einer alten, vergangenen Zeit, und war daher nicht im Entferntesten geneigt, auf sein Urtheil noch irgend einigen Werth zu legen. Aber diese Polemik gegen Wieland brachte ihm nicht einmal den Nutzen, den wohl Andere aus diesen Parteiungen gewonnen hatten: sie befestigte nicht einmal sein Verhältniß zu den Klopstockianern, die er durch laue und selbst mißliebige Urtheile[3]) über ihren Meister beleidigt hatte, wie sich überhaupt aus der Schweiz her mancherlei Stimmen gegen die uneingeschränkte Vergötterung Klopstock's vernehmen ließen.[4]) Selbst bei diesen fand er daher zum Höchsten eine

die Ankündigung der Dunciade schrieb. Ich mußte dazu beredet werden, man versuchte mich aufzubringen." Gruber, a. a. O. I, 205. 228. vgl. Gervinus, IV, 162.

[1]) So in einem Gedicht von 1766 bei Gruber, II, 521. Auch in der Schrift von den Grazien des Kleinen, 1769, griff er Wieland ausdrücklich an.

[2]) Vgl. Göthe, Dichtung und Wahrh. II, (S. W. 25.) 90.

[3]) Heinse in einem Briefe an Jacobi von 1780 erzählt, daß Bodmer von Klopstock gesagt: „er delirire mit seiner neuen Schreibart, und er solle einmal etwas Anderes vorstellen, als seine Leute da oben, die Niemand kenne" rc. Briefe deutscher Gelehrten, II, 92., wo auch eine malerische Schilderung von Bodmer's Persönlichkeit, zu der man Göthe im vierten Bande von Dichtung und Wahrheit (S. W. 48.) p. 109. vergleiche.

[4]) Siehe den Brief des Malers Fueßli in dem Merck'schen Briefwechsel, I, 59. und bei Gervinus, IV, 126, Note 51. Desselben Fueßli gedenkt der in der vorigen Note citirte Brief von Heinse: „Man

ziemlich reflectirte Pietät: von lebendiger Achtung aber, Einfluß und Wirksamkeit war gar keine Rede mehr. Ja der schlimmste Feind war Bodmer sich selbst durch seine eigenen angeblich poetischen Productionen geworden. Wir sehen auch an ihm, was öfters kritischen und von Haus aus unproductiven Naturen widerfährt, die durch irgend eine Verbindung von Umständen auf einige Zeit der Anhalt und Mittelpunkt einer lebhaft producirenden Jugend geworden sind: er ging selbst von der Theorie zur Praxis, von der Kritik zur Poesie über, und weil Alles um ihn her so munter dichtete, so versuchte er das Handwerk auch, und je älter er wurde und je ungünstiger der Erfolg seiner Versuche blieb, um so fruchtbarer wurde er nur, so daß er sich durch diese Epen, diese Fabeln und besonders durch seine dramatischen Fehlgeburten zum offenkundigen Gespött des ganzen Parnasses machte und mit eigenen Händen den Ruhm seiner frühern Jahre zu Grabe trug. Dazu kam nun noch seine ungemeine Empfindlichkeit, seine immer kampffertige Polemik, seine Parodien und Travestien,[1]) mit welchem allen er es denn zuletzt richtig mit allen Parteien verdorben hatte[2]) und nur noch „das große Kind" unserer Literatur

könnte, sagte Fueßli, die Liste der Subscribenten auf Klopstock's neuorthographischen Messias als die Liste der ausgemachten Narren in Deutschland betrachten." Welch ein Abfall von der einstigen Verehrung! —

[1]) Er parodirte Gerstenberg's Ugolino, Weiße's Romeo, Lessing's Philotas und Emilia Galotti u. s. w. und erinnert dadurch einigermaßen an die Nicolai'schen Parodien Göthe's, wie auch an das, wozu gegen Klopstock Schönaich durch Gottsched war aufgestachelt worden.

[2]) Alle kritischen Organe der Zeit waren mehr oder weniger gegen ihn: mit Weiße, dem Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften, mit Wieland, dem Herausgeber des Merkur, war er zerfallen; ebenso mit Lessing, und mit Klopstock's Freunden im Nordischen

hieß.[1]) Auch von Göttingen insbesondere mochte Bodmer sich nichts Gutes versprechen: Haller, unter dessen unmittelbarster Einwirkung damals die Kritik in den Göttinger Gelehrten Anzeigen stand, war ihm nicht geneigt, und Kästner, vielleicht noch aus alter Gottsched'scher Stammverwandtschaft, hatte schon frühzeitig manche der kleinen Lächerlichkeiten aufgestochen,[2]) deren Bodmer in seinem grillenhaft enthusiastischen Wesen sich so viele zu Schulden kommen ließ. Wir werden sehen, wie erst die Dichter des Göttinger Bundes, und namentlich die Stolberge, in Erbschaft Klopstock'scher Pietät, sich etwas freundschaftlicher gegen den hinsterbenden Greis erwiesen.

Aufseher; die Literaturbriefe ignorirten ihn und Kloz läßt eine Anzeige von dem zweiten Bändchen seiner politischen Schauspiele (1769) folgendermaßen beginnen: „Dieses zweite Bändchen war mir, um mich Bodmerisch auszudrücken, ein Dolchstoß durch das Herz . . . Herr Bodmer, der sonst seine Verdienste hat, dauert mich zu sehr, daß er sein Alter, das sonst ehrwürdig sein würde, muthwillig lächerlich macht. Als epischer Dichter wird er nicht mehr gelesen, aber als politischer zwingt er uns zum Lachen.“ Siehe die Klotzische Bibliothek, III, Stück 11. p. 395. — Erst kurz vor seinem Tode trat er wieder in ein freundschaftlicheres Verhältniß zu Weiße (1777) und auch zu Gleim, dessen Aeußerung charakteristisch ist: „Alle Feinde versöhnen sich; zwar Bodmer war nie mein Feind, er war's doch aber von Klopstock — und deswegen schrieben wir uns nicht.“ Siehe den Brief Gleim's an Heinse von 1775 in den Körte'schen Briefen deutscher Gelehrten, I, 223.

[1]) So Heinse, a. a. O. II, 93. und Göthe, a. a. O.

[2]) Vgl. Gervinus, IV, 73. Bekannt sind Kästner's Epigramme auf Bodmer's schlechte Hexameter und die wunderliche Schreib- und Druckweise; u. A. bei Gruber, a. a. O. S. 84. Ueber den letztern Punkt spottet auch der vorsichtige Hagedorn in einem Briefe an Lange von 1752: s. Lange's freundschaftlichen Briefwechsel, I, 210. — Dafür machinirte aber auch Bodmer wieder gegen Kästner: s. den Lange'schen Briefwechsel, I, 126.

Nächst Bodmer und Haller, der längst von Göttingen nach Bern zurückgekehrt war und über den wir schon oben gesprochen haben, war der berühmteste literarische Name der Schweiz ohne Zweifel Geßner. Auch er war von Bodmer angeregt worden. Denn nicht nur hatte er, frühzeitig mit gemeinsamer Uebung der Poesie und Malerei beschäftigt, in den Bodmer-Breitinger'schen Theorien für diese beiden Interessen, welche bis auf Lessing nicht geschieden wurden, reichliche Nahrung und Belehrung gefunden; sondern auch ausdrücklich hatte ein Wort Bodmer's, der damals gerade in der Periode war, wo nur geistliche Heldengedichte und was ihnen verwandt war, ihm überhaupt Gedichte zu sein däuchten, Geßner zu seinem Tod Abels veranlaßt, einer Dichtung, deren Name schon anzeigt, wie nahe sie dem biblischen Modetone jener Zeit steht. Sehr richtig bemerkt Gervinus, daß „Geßner aus Klopstock hervorging, wie Thomson aus Milton."[1]) Aber nicht bloß die religiöse Richtung Klopstock's setzte sich in Geßner fort, sondern ganz besonders auch sein gemüthliches Pathos, durch welches die Geßner'schen Idyllen mit ihrer Naturliebelei, ihrer Ueberschwänglichkeit naiver, weicher, zärtlicher Empfindungen, mit Klopstock und Kleist zusammen unter die kanonischen Bücher der deutschen sentimentalen Jugend gehörten, und werden wir sie in dieser Gestalt sowohl bei den Göttinger Verbündeten, als nachher in dem Spiegelbilde dieses Jugendlebens, in den Miller'schen Romanen antreffen. Durch diese Sentimentalität entfernt sich Geßner denn auch wieder von Bodmer und ebenso durch den Gebrauch der

[1]) IV, 163.

Prosa,[1]) da Bodmer der Meinung war, nichts sei gedichtet, was nicht auf dem Kothurn antiker Metra einherschreite [2]). Vielmehr weist Geßner's Sprache und die minutiöse Sorgfalt, die er auf die Eleganz derselben verwendete, uns nach Berlin auf Ramler, der ihm die Prosa angerathen und ihn an jene sorgfältige Feile gewöhnt hatte. Geßner's Einfluß auf die Literatur, den ein unübersehbares Gefolge von Nachahmern fortleitete,[3]) ist, wie Gellert's, nur gemüthlich; selbst hat er nie eingegriffen in das Treiben der Parteien, so daß er auch hierin einen Gegensatz zu Bodmer bildet, mit dem er übrigens nachbarlich befreundet lebte. Nicht wenig zu der Verehrung, deren Geßner genoß, trug auch das Glück bei, welches seine Idyllen und durch sie die deutsche Literatur im Auslande, namentlich bei den Franzosen, gemacht hatten;[4]) denn so sehr man sich auch von den Franzosen emancipirt und so sehr man ihrer hofmeisternden Aufsicht glaubte entbehren zu können, so stolz war man doch, nun diese Blüthe und Selbständigkeit der deutschen Literatur auch von ihnen anerkannt zu sehen. Es war daher sehr natürlich, daß auch die einheimischen Journale sich beeiferten, ihm zu huldigen, und daß selbst die Geißel der damaligen Autorenwelt, die Literaturbriefe, ihn

---

[1]) Vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, II, (S. W. 25.) 89. IV, (48.) 84.

[2]) Vgl. Manso, a. a. O. VIII, 148. Es war daher der Schlußstein der Wieland'schen Emancipation von Bodmer, als derselbe 1764 die reimlosen Verse, im Gegensatze zur Mode der Zeit, gänzlich abthat: siehe seinen Brief an Geßner und die entsprechende Stelle zur Shakespeareübersetzung bei Gruber, II, 389.

[3]) Göthe, a. a. O. 25, S. 92.

[4]) Die Uebersetzungen seiner Schriften, namentlich die französischen, deren in dreißig Jahren acht Gesammtausgaben erschienen, siehe bei Jördens, II, 125 — 129.

mit großer Achtung behandelten und ihre Ausstellungen mit einer Vorsicht und Zartheit machten, die sie nicht viel andern Poeten zu gute kommen ließen.[1]) Auch war er mit den ansehnlichsten deutschen Schriftstellern in gutem persönlichen Vernehmen und freundschaftlichem Briefwechsel;[2]) sein gastfreies Haus in Zürch bildete einen Vereinigungspunkt der durchreisenden Literaten, und so hat auch Geßner's äußere Erscheinung in der That etwas von dem Harmlos-Idyllischen, welches seine Dichtungen erfüllt.[3])

Berlin.

Deutete nun schon die Ramler'sche Feile in Geßner auf Berlin hin, so wird der Uebergang der ästhetischen Kritik und damit eines großen Theils der literarischen Gewalt von der Schweiz an Berlin in Sulzer entschieden dargestellt und vollendet. Bekanntlich stammt Sulzer aus der Schweiz: er steht in nächster Beziehung zu Bodmer, mit dem er den Eifer für die Theorie der Poesie und zugleich die anfängliche unbedingte Begeisterung für Klopstock theilt. Von der Schweiz aus trat er zunächst mit Bodmer's Hallischen Freunden in Verkehr, mit Gleim, Lange und seiner Doris und der ganzen Gesellschaft des „freundschaftlichen Briefwechsels," die von ihm allerhand

---

[1]) Siehe Literaturbriefe vom J. 1764. Theil XVIII, p. 25. fgg. und besonders XIX, 154.

[2]) Seine Briefe an Gleim und Kleist finden sich in der Körte-schen Sammlung, Zürch, 1804.

[3]) Ein interessantes Gemälde des literarischen Zürch giebt Heinse's schon oben genannter Brief an Jacobi. — Lavater haben wir an dieser Stelle vorsätzlich übergangen, weil wir ihn erst mit denen in Gemeinschaft nennen wollen, in denen er recht lebendig wurde, also in dem rheinischen Kreise. —

Anregungen erhielt.[1]) Von hier aus kam er nach Berlin, das bald mit den Eroberungen Friedrichs des Großen auf dem Felde der Politik auch im Gebiete der Literatur mit sieg-reicher Herrschermiene aufgetreten war. Aber die Macht Ber-lins lag weniger in eigner poetischer Production, als in dem norddeutschen Elemente der Kritik [2]). Diesem entsprach Sul-zer, der Mann der Theorie, für den also hier in Berlin der eigentliche Platz war; doch stand er mit seiner altschweizeri-schen Weisheit schon unter der Berliner Bildung, welche die einseitige religiöse Schwärmerei, die von Klopstock her in Sulzer spukte, bereits früher und in einer andern, als der literarischen Sphäre (in Spener), durchgemacht hatte, und jetzt als Verstan-desaufklärung nur lächeln konnte über jene enthusiastisch gemüth-liche Richtung. Der Hauptvertreter Berlins in dieser Hinsicht ist Nicolai [3]), in welchem der rationalistische common sense, der gesunde Menschenverstand zur Herrschaft gelangte. Den ausdrücklichsten Gegensatz zu Sulzer bildet Nicolai sodann auch dadurch, daß er das philisterhafte Element, welches in jenem steckte und ihm die bekannte Moral- und Nützlichkeits-pointe der Poesie an die Hand gab, nicht theilte: in Sulzer war dies vielleicht eine Erbschaft altschweizerisch sittlicher Tüchtig-keit, bei beschränkter Einsicht; Nicolai dagegen, in dem aufgeklär-ten, ja frivolen Berlin groß geworden, faßte sehr leicht den Gedan-ken einer Trennung der Poesie von der Moral, durch welche er der nachher von ihm selbst so grimmig bekämpften Genie-periode und der vollkommenen Autonomie der Kunst vorar-

[1]) Siehe den Lange'schen Briefwechsel, I, 300. II, 348.

[2]) Vgl. Gervinus, IV, 207. fgg.

[3]) Gervinus, a. a. O. 232. vgl. Göthe in Wahrh. und Dichtung, III, (S. W. 26.) 230. und II, (25.) 221. 313.

beitete. Und was Nicolai aus sich selbst nicht gefunden hätte, das ahnte und lernte er aus den Fingerzeigen seines Freundes Lessing, der, wie Sulzer aus der Schweiz, ebenso aus Leipzig nach Berlin auswanderte und der eigentliche geistige Gründer der Berliner, wie ja überhaupt der deutschen Kritik geworden ist. Aeußerlich war dies Nicolai, Anfangs durch die Literaturbriefe, die alle früheren Journale unendlich überflügelten [1]), dann durch das für seine Zeit riesenhafte Unternehmen der Allgemeinen Bibliothek (seit 1765), welche sich zuerst die Aufgabe stellte, die gesammte deutsche Literatur kritisch zu umfassen. Dagegen blieb denn nun Sulzer sehr zurück und sein Einfluß nur gering, ja eigentlich zu der Zeit, wo er mit dem rechten Complex seiner Bestrebungen, mit der Allgemeinen Theorie der schönen Künste (1771, aber schon 1760 angekündigt) hervortrat, waren die Ansichten, die er hier zum Gesetz erheben wollte, thatsächlich in der Literatur bereits widerlegt, und daher statt Schüler und Proselyten zu finden, erfuhr er nur Widerspruch, Verspottung und Gleichgiltigkeit. Der Ausgang seiner literarischen Laufbahn entsprach daher jener emsigen, anregenden Thätigkeit, die er vermittelnd in dem Hallischen Kreise ausgeübt, keineswegs. Denn mit diesen früheren Freunden, Gleim u. s. w., war er zerfallen, weil sie durch ihre anakreontischen Tändeleien dem sittlichen Rigorismus seiner Theorie nicht Genüge thaten; die Klopstockianer scheuchte sein Nützlichkeitsprincip zurück, das zu ihren seraphischen Entzückungen nicht paßte; die Literaturbriefe ignorirten ihn, so viel wie möglich [2]), der junge geniale An-

---

[1]) Manso, VIII, 279. fg.

[2]) Gervinus, IV, 244. Siehe jedoch Lit. Briefe, IV, 221. fg. V, 39. fg. VI, 213. fg.

wuchs aber erklärte ihm offenen Krieg [1]), und so wurde seine Theorie in demselben Augenblick, da sie zu existiren anfangen wollte, bereits von allen Seiten negirt. Dies war aber ein wichtiger und bedeutungsvoller Schritt: es war eine Protestation der lebendigen Poesie gegen jede Convenienz und Einschachtelung des Systems, eine letzte Niederlage des Gottsched-Bodmer'schen Wesens, als dessen Epigone Sulzer zu betrachten ist.

Producirend ward Berlin bei Weitem nicht so ansehnlich und machtvoll vertreten, als in der Kritik durch das erwähnte Nicolai'sche Journal, das in der That eine Macht war und blieb, bis von der einen Seite Göthe und die ihm folgten, von der andern Herder und Kant es stürzten. Von Berliner Poeten ist fast nur Ramler zu nennen. Und auch in ihm geht der Kritiker so dicht neben dem producirenden Künstler, daß der erstere fast überwiegt und daß es daher nicht gerade unbillig ist, wenn dem heutigen Geschlecht mehr nur Ramler's verrufene Feile fremder Gedichte, als das, was er durch eigene Gedichte für unsere Literatur geleistet hat, in der Erinnerung lebt. Ueber diese Feile zu spotten ist freilich leicht, es ist auch leicht, ihn jetzt der Gewaltthätigkeit, der Pedanterie und des Eigensinnes zu beschuldigen: aber daß wir gegenwärtig über dergleichen Bemühungen spotten können, daß unsre Sprache diese Gewandtheit, das Gefühl für die richtige

---

[1]) Siehe Göthe's Recension der Theorie in den Frankfurter Anzeigen: S. W. 33, 3—10. vgl. Dichtung und Wahrheit, III, (S. W. 26.) 344. Eine persönliche Begegnung Beider konnte Sulzer, und die Anwendung, die er davon machte, wiederum die Jüngern nicht versöhnlicher stimmen: s. in Dichtung und Wahrheit, III, (S. W. 26.) 344.

und strenge Form diese Verbreitung hat, die sie haben und hoffentlich, trotz mancher Reactionen, auch behalten werden, daran hat eben Ramler keinen geringen Antheil, und es wird gut sein, dies einmal wieder auszusprechen. Er war an den Alten groß geworden, hatte ein feines Ohr und eine unermüdliche Geduld, ja eine wahre Begier und Leidenschaft zu bessern und zu feilen; unsre Poeten haben Außerordentliches durch ihn gelernt [1]). Nicht ganz so förderlich, wie in dieser Kritik, war ihm die Schule und das Muster der Alten in der eigenen poetischen Production: dieselbe hatte allerdings einen lebendigen Kern, sie hatte ein wahrhaftes Pathos, die Begeisterung für seinen großen König, die Siege und den Ruhm seines Vaterlandes. Aber dieser lebendige Inhalt fand nicht den entsprechendsten Ausdruck in der Form der Ramler'schen Ode, in welcher er conventionell und einseitig war. Um uns dennoch den großen Erfolg seiner Gedichte zu erklären, müssen wir uns bei dem Publikum seiner Zeit die conventionelle Verehrung des Alterthums größer, also das Gefühl für die lebendige Form noch minder ausgebildet, dagegen aber das Interesse am Inhalt bis zum Enthusiasmus, bis zur begeistertsten patriotischen Theilnahme gesteigert denken. So wird das Gleichgewicht hergestellt, das wir jetzt vermissen. — Ramler's Ansehen war groß, wie sein Einfluß, der in tausend kleinen unmerkbaren Aederchen, in den Bleistiftstrichen und Aenderungen seiner Correcturen fortwirkte. Die Journale behandelten ihn mit Achtung, und wenn auch Mancher mißver-

---

[1]) Man vergleiche hierüber besonders Voß' Briefe an Knebel über Götz und Ramler, 1809. Auch die Briefe von Ramler und Boie bei Knebel, II, 29. und 75. fgg. sind interessant für Ramler's kritisches Verfahren.

gnügt war über den gewaltsamen Eifer, mit welchem Ramler auch fremdes Eigenthum seiner Feile unterwarf, so ließ doch nur selten Einer dieses Mißbehagen laut werden, und der offene Bruch zwischen Ramler und Gleim [1]), der aus dergleichen Ursachen entstanden war, stand vereinzelt und warnend an dem Freundschaftshimmel unserer Literaten. Zu dieser Achtung mußte selbst diejenigen, die seinen Enthusiasmus für Friedrich den Großen nicht theilten, doch die edle Charakterfestigkeit seiner Poesie nöthigen und diese wahrhaft rührende Genügsamkeit, mit welcher, nicht beachtet, nicht gekannt, nie durch eine Gunst ausgezeichnet von dem gefeierten König, er dennoch nicht müde ward, sein Lob zu singen. Dadurch war er erhaben über jeden Verdacht eigensüchtiger Zwecke, sein Lob gab sich deutlich kund als die freie Huldigung eines unabhängigen Mannes, es entwickelte sich in ihm eine gewisse kernhafte Männlichkeit, eine Art republikanischer Herbigkeit, die mit ihm diese ganze Berliner Literatur theilt, welche ihren Werth um so kräftiger selbst fühlte, um so weniger der, auf dessen Beifall sie so stolz gewesen sein würde, von diesem Werth auch nur eine Ahnung hatte. Es war immer, als erwarteten sie einen Tag, wo das Auge Friedrichs des Großen würde erschlossen werden für die deutsche Literatur; ein edler Ehrgeiz, ein fruchtbarer Stolz belebte sie, auf diesen Tag ihres Königs würdig zu sein, und zugleich durch die That diejenigen zu widerlegen, welche ihrem großen Könige Schuld gaben, daß er die Entwicklung der vaterländischen Literatur durch seine Gleichgiltigkeit gegen dieselbe aufgehalten habe [2]).

---

[1]) Gleim's Leben von Körte, p. 138—149.

[2]) Ueber Ramler vgl. Gervinus, IV, 210. fg., wo in Betreff der

Der Halle-Halberstädtische Kreis.

Noch ehe, als durch Berlin, war Preußen durch Halle in die Literatur gezogen und in ihr vertreten worden. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß Halle von Anbeginn die eigentliche preußische Universität des achtzehnten Jahrhunderts ist (wie Berlin die des neunzehnten); ihm gebührte daher auch diese erste Einführung in die Literatur. Es ist bekannt, welchen Antheil Halle an den Gottsched-Bodmer'schen Händeln nahm: die Halenser waren sämmtlich gegen Gottsched thätig, Halle war der äußerste Vorposten der Schweiz und der Kampf hier um so hitziger, je näher der Feind, je leichter der Austausch der Streitschriften und Pamphlete war. Ja fast gleichzeitig mit Bodmer und unabhängig von ihm,[1]) hatte Pyra die Opposition gegen Gottsched begonnen; sie erbte nun fort auf seinen Freund Lange und den Kreis, in welchem dieser literarisch vielfach thätige Mann sich bewegte, dessen Andenken unter uns auf eine für ihn sehr ungünstige Weise gewöhnlich nur durch das Lessing'sche Vademecum fortlebt, welches der schlechte Uebersetzer des Horaz freilich verdient haben mochte. Doch hat sich in diesem einen verunglückten Unternehmen die Thätigkeit dieses Mannes noch keineswegs erschöpft, sondern auf andern Gebieten andere und bedeutendere Früchte hervorgebracht. Durch ihn besonders wirkte Bodmer auf Meier,

---

literarischen Regsamkeit, die besonders Ramler (der seit 1748 Lehrer an der Cadettenschule war) in der Berlin-Potsdamer Officierwelt hervorrief, Preuß im dritten Bande seines Fr. d. Gr. citirt wird. Auch Knebel gehört hieher.

[1]) Lange und Pyra hatten sich schon 1740 den Schweizern zu nähern gesucht, aber ohne Erfolg, bis 1745 Bodmer, in der Noth des Kampfes gegen Gottsched, selbst erkannte, was Halle ihm in dieser Beziehung leisten konnte. S. den Lange'schen Briefwechsel, I, 113.

der die neue Baumgarten'sche Aesthetik zu Gunsten der Klopstock-Bodmer'schen Poesie ausbeutete und durch die wissenschaftliche Haltung und Berechtigung, die er sowohl dem Streite gegen Gottsched als der Begeisterung für Klopstock gab, der Sache der Schweizer von nicht geringem Nutzen war [1]), da nur Wenige soweit über der Baumgarten-Meier-schen Theorie und dem ganzen Wirrwarr dieser Zeit erhaben standen, als Lessing, der Meier's Bemühungen wohl verspotten durfte [2]). Von Halle aus wurde auch Ramler angeregt, wie denn der specifisch preußische Patriotismus in dem Hallischen Kreise frühzeitig erwachte: Friedrich der Große ward auch den Hallischen Freunden ein Gegenstand poetischer Verehrung, dessen Thaten, Siege und Reisen sie mit Oden und Liedern begleiteten, wiewohl sie im Uebrigen ein sehr richtiges Gefühl von dem Werth der Poesie hatten und die Stimmung der Zeit, daß der Poet kein Gelegenheitsdichter und Schmeich-

[1]) Schon 1746 schreibt Bodmer an Lange: „Ich bin Herrn Meier für die Baumgarten'sche Erklärung verbunden; ich hoffe, wir werden noch einen Achilles für die gute Sache an ihm bekommen." Freundschaftlicher Briefw. I, 138.

[2]) Z. B. in der bekannten Stelle: „Sein kritisch Lämpchen ꝛc., die man gewöhnlich als ein einzelnes Epigramm anführt; sie kommt aber in einer Epistel „an den Herrn Marpurg über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen; besonders der Poesie und Tonkunst" vor und lautet im Zusammenhang folgendermaßen:

„Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung
Und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung.
Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Mascaradenzeit.
Sein critisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet."

(S. W. in der Lachm. Ausgabe I, 182.) Man sieht, Lessing wußte schon damals (vermuthlich 1747) sehr genau, worauf es eigentlich ankam und worin die streitenden Partcien es in Wahrheit versahen.

ler mehr sein müsse, lebendig theilten [1]); selbst Doris besang in „männlichen" Oden den König, und man dachte, minder zurückhaltend als Ramler, und hierin der Gleim'schen Polypragmosyne verwandt, sogar daran, die Gedichte dieses Kreises dem Könige selbst in die Hände zu spielen. Auch dadurch ist dieser Hallische Kreis von Wichtigkeit, daß er, und in ihm vornehmlich Lange, die altdeutsche Literatur, um deren Wiederbelebung damals Bodmer sich bemühte, mit vieler Liebe aufnahm: man schickt (schon in den vierziger Jahren) in den freundschaftlichen Briefen Lieder der „Minnesinger" hin und wieder, erklärt, übersetzt, bewundert sie, tauscht Nachrichten von den Lebensumständen, den Handschriften und Ausgaben unsrer älteren Dichter [2]), und dies Alles mit der ganzen innigen Behaglichkeit, welche dilettantischen Bemühungen eigen ist. Aus solchen aber, ja aus der Gährung noch unaufgeklärterer Neigungen und Leidenschaften, hat im Verlauf der Jahre unsere ganze deutsche Philologie (das heißt, im Gegensatz zur klassischen, die philologische Behandlung unsrer deutschen Sprache und Literatur) sich entwickelt; es ist eine Wissenschaft, die aus dem Herzen gewachsen ist, und wir werden daher diese dilettantischen und unreifen Anfänge um so freundlicher beurtheilen müssen, je höher in der That der Werth ist, den wir jetzt auf unsere Philologie zu legen haben, und je

---

[1]) Sulzer, in dem angeführten Briefw. I, 269.

[2]) Welchen Standpunkt des Urtheils man dabei inne hatte, zeigt z. B. Bodmer's Aeußerung von 1747: „Seitdem wir den parisischen Codex von allemannischen Liedern in Zürch haben, sind wir stark damit beschäftigt, ihn zu copiren. Es sind tausend Einfälle darin, deren Hagedorn sich nicht schämen dürfte." a. a. O. II, 57. und ganz ähnlich I, 156. Vgl. über diese altdeutschen Studien überhaupt I, 119. 164. 254. II, 235—286.

mehr wir von ihr, und im Einzelnen von der wissenschaftlichen Behandlung unsrer Literaturgeschichte, auf welche sie, als auf ihr letztes und edelstes Ziel hinarbeitet, die größten Erfolge auch für unsre künftige Literatur selbst erwarten, die durch sie wahrhaft eine selbstbewußte werden und damit dieselbe Aussöhnung und lebendige Vereinigung von Kritik und Production erreichen wird, die wir bisher nur in Göthe und Schiller allein bewundern. — Auch trugen diese Beschäftigungen mit den „Minnesingern" schon damals einige unmittelbare Frucht für die moderne Literatur, indem Gleim [1]) und auch die Göttinger Dichter, besonders Miller, die Form derselben anzunehmen suchten und dadurch auf die ganze Entwicklung unsers Liebesliedes nicht ohne Wirkung blieben.

Wir haben hier wiederum Gleim's Namen genannt, und müssen nun sogleich einige Augenblicke näher bei ihm verweilen, dessen Wurzeln sämmtlich in Hallischem Boden stecken und dessen Halberstädter Kreis nichts ist, als, so zu sagen, eine Commandite von Halle, mit welchem er aufs Innigste verflochten ist. Gleim hatte in Halle unter Baumgarten studirt, hatte frühzeitig im Umgang mit Uz, Götz, Pyra sich der Dichtkunst ergeben, und durch die Leichtigkeit und französische Glätte seiner „scherzhaften Gedichte" Publikum und Kritik für sich gewonnen, so daß er von seinem ersten Auftreten her eine fast unangefochtene Geltung hatte. Diese benutzte er sogleich praktisch nicht sowohl in der Literatur, von deren Kämpfen

---

[1]) So schon in den „Petrarchischen Gedichten", 1763, die von Petrarka gar nichts haben, als den Namen, aber von den Minnesängern recht viel haben sollen; dann 1773 in den „Gedichten nach den Minnesingern" u. s. w. Siehe bei Jördens, II, 145. 146. und Körte in Gleim's Leben, 122. 172.

und Fehden er sich geflissentlich fern hielt, als im Verkehr des Lebens, in freundschaftlichem Umgang und Briefwechsel, für den er bis in seine spätesten Tage eine wahre Manie hatte, so daß er nicht leben konnte anders, als in Freundschaften, unter Poeten und Poetastern, denen er einen Mittelpunkt abzugeben, die er anzuregen, zu bilden und zu unterstützen suchte. Er träumte von nichts, als von poetischen Gesellschaften, von Stiftungen und Academien, in denen die Poeten leben sollten als solche, und suchte mit einer staunenswerthen Beharrlichkeit, mit einer rührenden Aufopferung diesen Plan, so viel an ihm lag, durchzusetzen und sein Halberstadt zu einem — ich weiß nicht welchem, Athen zu machen. Er ist der wahre Waisenvater unsrer Poeten, zugleich vermöge seines eigenthümlichen Charakters, der ihm das fortwährende Anlehnen an Andre, auf die er zu wirken scheint, während in Wahrheit er sich tragen läßt von ihnen, eine Hauptstütze der literarischen Freundschafteleien.

Man weiß aus der Geschichte des Leipziger Kreises und aus Klopstock's Wingolf, wie verbreitet schon damals dieser Freundschaftsenthusiasmus war: es war das Fühlen des Subjects im Andern, das beginnende Gemüthsleben, der Vorläufer der Liebe, die dann Klopstock selbst wirklich in die Literatur einführte, freilich noch im Gewande der Sionitin [1]), wie Giseke, sein Freund, sie nur unter der Hülle erborgter Namen hatte einzu-

[1]) Daß sie dies Gewand bei Klopstock nicht bloß in der Literatur trug, sondern daß er seine Empfindungen wirklich alle in diese enthusiastisch religiöse Sphäre hineingesteigert hatte, zeigt der seraphische Schwung der zwischen ihm und Meta wirklich gewechselten Liebesbriefe: s. in der Clodius'schen Auswahl I, 135. 145. und in Klamer Schmidt's Klopstock und seine Freunde I, 32. Vgl. auch den zweiten Band seiner sämmtl. Werke.

schmuggeln gewagt [1]. Wieland ergänzte darauf die sinnliche Seite, und Göthe zuerst schuf dann wieder wahre Liebeslieder, in denen, wie sie aus wahrhaft Empfundenem, aus Selbsterlebtem hervorquollen, die beiden Seiten des Gemüths und der Sinnlichkeit in wahrhaftem Pathos vereinigt waren.

Gleim ist eigentlich das Pathos der Liebe fremd, wie er auch im Leben selbst immer als Junggesell dasteht und den gewaltigen Liebesleidenschaften seiner Freunde, eines Klopstock und Kleist, nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat.[2]) Daß er dennoch Liebesgedichte gemacht hat, unendlich mehr, als Klopstock und Kleist zusammen, daß er sogar Stifter und Haupt der Anakreontisten und Petrarchisten[3]) geworden ist, widerspricht dem nicht: denn all diese Gedichte sind inhaltlos, sie sind conventionell und haben nur einen historischen Werth, insofern die deutsche Poesie in ihnen gewisse Formen, ein Material gleichsam von Anschauungen und Wendungen gewonnen hat, das den späteren Dichtern zu gute kam. Selbst Gleim's Freundschaften, so lebendig diese auch scheinen und so außerordentlichen Werth er selbst darauf zu legen pflegte (wie er denn allen Ernstes daran dachte, Gleim und Kleist solle so sprüchwörtlich werden wie Damon und Pythias), haben viel Gemachtes und Unwahres:[4]) es war in ihm die

[1]) Gervinus, IV, 81. — Ergötzlich ist es, wie auch die Sippschaft des Lange'schen Briefwechsels diese Frage behandelt, ob in der Poesie die privaten und wirklichen Verhältnisse verhüllt und mit fingirten „arcadischen" Namen einzuführen seien oder nicht: I, 174. 175. II, 60.

[2]) Ueber seine kurze Brautstandsgeschichte, deren baare Prosa und kläglicher Ausgang einen komischen Gegensatz z. B. gegen Klopstock und Fanny oder Meta macht, vgl. außer Körte auch Klopstock und seine Freunde, II, 28. fgg.

[3]) Manso, VIII, 194. 196.

[4]) Vgl. hierüber in dem Körte'schen Buche außer dem Abschnitt

Caprice der Freundschaft, einer Freundschaft, die weiter auf keinen Inhalt sah, als etwa auf eine gewisse Genialität, eine poetische oder doch literarische Regsamkeit ihres Objects, was wieder mit seinen wunderlichen Projecten zum Anbau und zur Pflege unseres Dichterwaldes zusammenhing. Daraus erklärt sich auch, wie es ihm möglich war, sich nach der Reihe mit so ganz ungleichartigen Menschen zu umgeben, und mit Jacobi zu liebäugeln und mit Heinse zu schwärmen und Johannes Müller anzubeten, wie er vorher Klopstock angebetet und Kleist umarmt und um seinen Michaelis geweint hatte. Recht deutlich wird dies Abstracte seiner Freundschaftelei in dem langjährigen Verkehr mit Klopstock. Nachdem die erste Begeisterung für den Messias sich gemildert hatte, nachdem Klopstock von der Leidenschaft zur Fanny entwöhnt und dadurch Gleim's Stelle eines Vermittlers und Vertrauten erledigt war, so blieb außer der Reminiscenz dieser Zeit, eigentlich nichts Fesselndes, nichts lebendig Gemeinsames zwischen Beiden. An dem deutschthümelnden Wesen, an den Bardengesängen und den grammatischen Untersuchungen, die Klopstock damals erfüllten, nahm Gleim keinen Antheil,[1]) von dem wieder Klopstock darin das Gegentheil war, daß er sich von der jüngeren Literatur vornehm zurückzog[2]), während Gleim nicht müde ward,

---

„Freundschaft und Enthusiasmus", p. 380., viele einzelne Stellen desselben (z. B. p. 65. 67. 143. 156.) und dann besonders die verschiedenen Briefwechsel mit Klopstock, Kleist, Heinse, Müller.

[1]) Das vermerkte Klopstock sehr übel; er spricht vornehm von „Leuten, die nur in dem ausländischen Tempe herumhorchen und niemals ein Laub der vaterländischen Haine haben wehen hören," denen man daher auch nichts von dieser esoterischen Weisheit mittheilen dürfe. Körte, a. a. O. 129. Klopst. u. s. w. II, 179.

[2]) Göthe in Dicht. und Wahrh. II, (S. W. 25.) 293.

zu protegiren und zu pränumeriren und jede neue Richtung zu bewundern. Dennoch ward diese Freundschaft künstlich unterhalten, als wäre sie wirklich etwas Großes und Rechtes, und noch kurz vor dem Tode Beider ließ Gleim, zu dessen andern Suchten auch die Monumentensucht gekommen war,[1]) dieser Freundschaft ein Denkmal setzen.[2]) Und so ist es überhaupt mit dem Gleim'schen Enthusiasmus: er ist abstract; Gleim's Poesie daher conventionell[3]) und ohne anderen Einfluß auf die Literatur, als den der äußerlichen Anregung, indem er in einigen neuen Formen, wie in den anakreontischen, den petrarchischen Gedichten, auch in den Romanzen voranging. Eine Ausnahme hievon bildet einzig sein Patriotismus: die Begeisterung für Friedrich ist sein wahres Leben, sein Herz,[4]) und selbst seine Unterstützungen und Protectionen scheinen hier ihr eigentliches Ziel zu haben: immer, bei jedem neuen Genie, welches auftaucht, hofft er, das werde ein Poet sein für Friedrich, alle seine Protegees vertröstet er, Friedrich werde sie schon nächstens nach Berlin rufen, er wolle sie ihm empfehlen, und z. B. Johannes Müller empfahl er wirklich

[1]) So die Lorenzodosen (nach Yorik) und die Friedrichs=Ringe: Körte, 236.

[2]) Interessant ist es, mit diesen abstracten literarischen Freundschaften des achtzehnten Jahrhunderts die männlichen und werthvollen des siebzehnten, eines Opitz, Flemming u. A. zu vergleichen (Gervinus, III, 236.), vielleicht auch — die abstracten literarischen Feindschaften des neunzehnten Jahrhunderts!

[3]) So hatte schon Herder in den Fragmenten bei Gelegenheit der anakreontischen Lieder sehr richtig bemerkt, daß in Gleim „mehr todte Kunst, als lebende Natur."

[4]) Diesen Enthusiasmus für Friedrich, in welchem Gleim unduldsam war, wie in allen seinen Neigungen, theilte bekanntlich Klopstock keineswegs, dem Friedrich der Große undeutsch und darum verhaßt war, weshalb er sich an Kaiser Joseph anzuschmiegen suchte, der wiederum dem eifersüchtigen Gleim nicht behagte. Natürlich war diese

an den damaligen Kronprinzen.[1]) Was er daher aus diesem patriotischen Enthusiasmus heraus poetisch darstellte, das ist wirklich lebendige Poesie: seine Kriegslieder,[2]) die es auch

gänzliche Verschiedenheit der patriotischen Richtungen in Klopstock und Gleim kein geringes Hinderniß einer wahren und lebendigen Freundschaft zwischen Beiden. Uebrigens war auch Andern, z. B. Lessing, der extravagante Patriotismus Gleim's unbequem und bedenklich: Körte, 101.

[1]) Briefe deutscher Gel., II, 105. vgl. 42. 48. Auch Heinse hatte er in seinen Gedanken zu Friedrich's Gallerieinspector gemacht: I, 371. Aehnliches mit Bürger, Voß, Gurlitt u. s. w.

[2]) Leider ist hier nicht Raum zu einer ausführlicheren Betrachtung dieser Gedichte, so interessante Anknüpfungen sie auch darbieten. Nur auf das sehr merkwürdige Hineinspielen des „seraphischen" Elements, der „Assaphsharfe" auch in diese Lieder, das man bisher noch übersehen hat, sei hier verwiesen. Der Grenadier beginnt gleich den ersten Siegsgesang:

„Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, singet Gott!
Denn Friederich, der Menschenfreund,
Hat obgesiegt mit Gott."

Dergleichen Stellen finden sich außerordentlich viele; eine Zusammenstellung, freilich zu anderem Zweck, bei Körte, 81. f. Wichtig ist besonders auch die ausdrückliche Ankündigung:

„Im Allerhöchsten Siegeston,
Mehr Psalm, als Siegeslied" u. s. w.

Gegenwärtig erscheint dies sehr unpassend und gegen den Charakter des Grenadiers; jene Zeit aber empfand dies Herausfallen aus dem Charakter nicht, dieser Psalmenton galt einmal für den poetischen, man bedurfte ihn, um warm zu werden. Interessant wäre es nun, dies erste Herauswickeln des Patriotismus aus dem Religiösen mit dem Uebergang der Befreiungskriege und ihrer Poeten aus dem Patriotischen ins Religiöse (wie in Schenkendorf, Arndt u. s. w.) zu vergleichen. — Auch muß man, um das Volksliederelement in den Gleim'schen Kriegsliedern zu würdigen, einzelne andere Versuche zu nationalcharakteristischen Liedern damit combiniren, z. B. Einiges von Kleist (II, 58. 150.), Weiße's Amazonenlieder, die „amerikanischen Lieder" im Lange'schen Briefwechsel, II, 286. 290. 304. (vgl. die Klotz'schen Briefe, II, 26.) u. A. — Die lebendige Anschauung in Gleim's Kriegsliedern erklärt sich theils daraus, daß er früher selbst als prinzlicher Secretair im Felde gewesen und dergleichen Scenen gesehen hatte (Körte, 29. 32. Anm.), theils und

hauptsächlich sind, deren Kenntniß man unter uns noch mit Gleim's Namen verknüpft. Durch sie erreichte der Ruhm des Dichters seinen Gipfel; sie sind gleichsam auch die That, auf die er sich in seinem Alter beruft, wie alte Generale auf die Schlachten, die sie gewonnen haben;[1]) um ihretwillen sah man dem Sänger der „Zeitgedichte"[2]) schon so Manches nach und ersparte ihm Beschämungen, wie Bodmer sie mit seinen Altersproductionen sich bereitet hatte, so daß Gleim bis an seinen Tod in achtbarster literarischer Stellung blieb.[3]) Seine Fäden

---

hauptsächlich aus den Briefen, die Kleist ihm von Ort und Stelle schrieb: Körte, 78. fgg.

[1]) In den Briefen, mit denen er wegen allerhand Protectionen Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III. u. A. angeht, beruft er sich immer darauf, daß er ja „der alte Grenadier", „der alte Soldat" sei; vgl. Körte, 228. 285. 348. — Mit dem Alter wurde dies Imploriren bei großen Herren eine Art von fixer Idee, durch die er höheren Ortes oft sehr unbequem werden mochte; wie unbequem, läßt die Antwort des Königs von Preußen merken: Körte, 287. und auch bei Gervinus abgedruckt, IV. Aber s. auch Körte, 347. — Doch darf nicht übersehen werden, daß Gleim nie das Geringste für sich vorschlug oder bat (wenigstens war der Egoismus sehr fein und versteckt, wie z. B. wenn er den König bittet, Voß doch zu pensioniren „mit der Bedingung, daß er sich in Halberstadt aufhalte": a. a. O. 346.), ja daß der Grenadier dem großen Friedrich nicht bekannter war, als Ramler (Briefwechsel mit Heinse, II, 75. vgl. Körte, 220.), dessen republikanische Keuschheit Gleim theilt.

[2]) Mit ihnen eiferte er besonders gegen die Revolution; aber sammt den neueren Kriegsliedern sind sie völlig inepte Greisenarbeit. vgl. Körte, 257. 268. 277.

[3]) Selbst Göthe und Schiller in den Xenien streiften nur leise an den „alten Peleus", der sich sehr unglücklich durch ein neues Heftchen Gedichte zu rechtfertigen suchte: Körte, 300. und in Hoffmeister's Nachtr. zu Schiller, III, 191. — Bemerkenswerth ist, wie Herder, dem es in Weimar in seiner eigenen Nachbarschaft nicht wohl war, sich an Gleim anlehnt und er, der Bissige, gutmüthig genug ist gegen Gleim — oder bissig genug gegen die Weimar'schen Dichter? — die Gedichte des alten Mannes zu bewundern. Aber dies war überhaupt ein

übrigens reichen überall hin: er lobte und empfahl, subscribirte und pränumerirte überall, enthusiasmirte sich an Allem, correspondirte mit Allen, und es ist daher fast während eines halben Jahrhunderts kaum ein Fleck in unserer Literaturgeschichte, wo uns der „Vater Gleim" nicht begegnete.

Nächst Gleim ist auch Kleist in den Hallischen Kreis zu ziehen, der uns gleichfalls in der Sippschaft des Lange'schen Briefwechsels begegnet, wo er das überschwängliche Freundschaftselement mit besonderem Behagen in sich aufzunehmen scheint.[1] Allein Kleist, im Gegensatz zu den Uebrigen dieser Genossenschaft, war ein fester, männlicher, selbst verschlossener Charakter: was die Anderen nicht kannten, der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe und der Ehrgeiz und Thatendrang des Kriegers, brannte in ihm; er war ein Mann mehr des Handelns, als des Dichtens, wie er ja auch nur wenig producirt hat und erst auf besondere Ermunterung Gleim's und anderer Freunde.[2] Durch diesen Charakter widerstand er der Gefahr, sich in eine conventionelle Art hineinzudichten, wie Gleim, und wo er doch nicht frei davon ist,[3]) da tragen die Muster die Schuld, denen er lernend folgte. Er goß wirklich sein

Manoeuvre der Herder'schen Eifersucht, und nicht ohne Grund schreibt Schiller an Göthe: „An Herder's Confessionen über die deutsche Literatur verbrießt mich noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Art der Toleranz gegen das Elende." s. Hoffmeister zu den Xenien, a. a. O. 120.

[1]) a. a. O. II, 28. 34. Doch konnte sich Kleist's männliches Wesen nicht lange in dieser weibischen Zerflossenheit und Exaltation gefallen; seine Gedichte sind frei von aller Freundschaftelei. (Nur einmal wird Lange genannt: II, 74.) Praktisch, mit edler That, war er dafür ein desto redlicherer Freund: siehe Körte im Leben Kleist's vor seiner Ausgabe der Gedichte, I, 119. 139.

[2]) a. a. O. 15. 47.

[3]) z. B. Gedichte, II, 23. 48. 57.

Herz aus in seinen Poesien: der schmerzliche Nachhall jener unglücklichen Liebe, die Unzufriedenheit mit seiner äußern Stellung,[1] der unbefriedigte Trieb nach Kampf, Sieg und Ruhm, das Alles erfüllte ihn mit einer tiefen und aufrichtigen Schwermuth,[2] in Folge deren es ihm Bedürfniß war, sich in die Einsamkeit der Natur zu flüchten. Aus solchen innerlichen Motiven, dünkt uns, ist der „Frühling" entstanden,[3] der die Bibel der sentimentalen und naturenthusiastischen Jugend wurde. Aber wie hätte er das werden können, wäre er eine bloße Schilderei und nicht von dem Lebenshauch persönlicher, gemüthlicher Stimmungen durchzittert? Eben diese sanfte Melancholie, diese stille verhaltene Trauer, dieser Zug des Herzens, der Kleist in die Arme der Natur geführt hatte, dies war es, was die Jugend noch in den siebziger Jahren aus dem „Frühling" herausempfand, wenn sie ihn las „unter dem blühenden Apfelbaum, wo die Nachtigall singt, die Taube girrt und die Blüthen auf die Blätter des Buches fallen."[4] — Und nun, was in den Herzen der Uebrigen nur als stumme, wenigstens als müßige Verehrung lebte, die Begeisterung für Friedrich den Großen, das hatte dieser Liebling der Musen in frischer und männlicher That bewährt, dafür

[1]) So in der bittern Stelle eines Briefes von 1758. „Ich glaube, daß ich einst noch im Himmel ein Sclave sein werde", I, 116.

[2]) Die sich selbst bis zum Haß gegen Welt und Leben steigern konnte: II, 67. — Ein zum Verständnisse Kleist's erhebliches Gedicht ist sein „gelähmter Kranich"; dieser einsame Wandervogel, welcher die Heimath nicht erreichen kann, war er selbst. Auch Klopstock'sche Elemente sind in ihm: I, 217. II, 80. 125. 219.

[3]) Ueber die Entstehungsgeschichte desselben a. a. O., I, 21. 28. 29. 31. 35.

[4]) Voß an Ernestine v. J. 1773 in Voß' Briefen, I, 219. Wir kommen unten ausführlicher darauf zurück.

hatte er sein eignes Leben geopfert und war gefallen im Heldentod, ein Schmuck des Parnasses und des Vaterlandes. Diese Glorie war die höchste, die zu erringen war, diese Sympathie die mächtigste, die die Herzen an einen Dichter fesseln konnte, ja dies rasche und traurige Verhängniß, das ihn mitten aus dem vollen Leben dahingerissen hatte, war schon an sich geeignet, die Herzen der sentimentalen Jugend für ihn lebendig zu erhalten. So nahm Kleist einen unbestrittenen Ehrenplatz ein in der Literatur [1]); der Schmerz vielleicht, nicht aber die Bewunderung, nicht die Liebe erlosch, die seinen Tod in so zahlreichen Gedichten beklagt hatte, und kein Kritiker hätte wagen dürfen, Kleist's poetische Tugenden in Zweifel zu ziehen: schon sein Tod allein hatte ihn unantastbar gemacht. —

Wie nun Lange, Gleim, Kleist durch ihre Productionen Halle in der Literatur repräsentiren, so mangelte ihm auch nicht eine kräftige Vertretung, eine eingreifende Wirksamkeit in der Kritik und dem Journalismus jener Zeit. Vielmehr war von alten Zeiten her Halle, wo ja Thomasius das erste deutsche Journal herausgegeben hatte, ein Sitz dieser Literatur geblieben; Gottsched sowohl, als seine Gegner, unter Lange's Leitung und Meier's Beistand [2]), hatten allerhand Zeitblätter versucht und die Kritik gehandhabt mit Eifer, nach den Ein-

[1]) Voß, der in den Briefen an Brückner bei Gelegenheit der Unzer-Mauvillon'schen Schrift ziemlich radicale Grundsätze merken läßt, verfehlt niemals, Kleist unter den Wenigen zu nennen, deren Gedichte des Lesens würdig, nämlich Kleist, Geßner, Ramler, Gerstenberg und Klopstock, a. a. O. I, 138. 185. — Um die Kritik und das Treiben der Parteien hatte Kleist selbst sich niemals viel gekümmert: er hielt sich neutral zu Gottsched (Körte, I, 63.) und spottete über die Schweizer (62. 138.).

[2]) Siehe den freundschaftlichen Briefwechsel, I, 112. rc.

gebungen ihrer Leidenschaften und Parteien. Aber viel ansehnlicher und von dem übrigen Deutschland viel beachteter war die journalistisch kritische Thätigkeit, deren Sitz Halle in den Jahren 1768 bis 1772 durch Klotz wurde. Klotz war bekannter Weise Philolog, mehr geschmackvoll, als gründlich, der Heyne'schen Cultur verwandt, aber ohne den Kern jener sittlichen Kraft, welche diese Cultur in Heyne so mächtig und herzbezwingend machte. Er war von Göttingen[1]), von wo ihn wohl Heyne's Ankunft vertrieben hatte, 1765 nach Halle gekommen. Die Sicherheit, mit welcher er urtheilte, die Gewandtheit seines welt- und lebemännischen Wesens und seine einschmeichelnde Kunst der Clique und Intrigue verschafften ihm in Halle bald einen großen Einfluß und einen Anhang, der sich weit durch Deutschland verbreitete. Er war befreundet und in persönlichem Umgange mit Gleim, Jacobi u. s. w., spielte mit ihnen den Freundschaftsenthusiasten und lockte an sich, was von Schöngeistern in der Nähe war. Hätte er die Kenntnisse, die er besaß, weniger rasch verbraucht und ausgegeben, hätte er vor Allem seine Gewandtheit und seine unläugbaren Talente in den Dienst eines geistigen und sittlichen Principes gegeben, so hätte er mit der vorurtheilsfreien Unerschrockenheit, die er besaß[2]), der Literatur wesentliche Dienste

[1]) Die Anzeige seiner Vorlesungen in Göttingen wird von der Notiz begleitet: „In seinen Vorlesungen pflegt er die Regeln des guten Geschmacks und der Critik nach den Mustern Griechischer und Lateinischer Poeten zu erklären, auch in der Wohlredenheit und in Antiquitäten Unterricht zu geben." (Pütter's Gelehrtengeschichte von Göttingen, I, 187.) Das erinnert lebhaft an Heyne, der über den Batteux lesen wollte.

[2]) So z. B. in den Ausstellungen an Klopstock, in denen viel Richtiges und nur damals Unerhörtes ist: s. die Recens. von dessen

leisten können. Aber so machte er es wie Gottsched, und brachte dem Egoismus Recht, Wahrheit und endlich die Ehre selbst zum Opfer. Sein Tadel ist selten ohne allen Grund, außer wo die Leidenschaft und das Gefühl der eignen Noth ihn so verblenden, wie in dem Streit mit Lessing; aber weil es ihm nur darum zu thun ist, selbst das Haupt einer Clique und selbst ein gefeierter Mann zu sein, so kann er der Kleinen und Mittelmäßigen nicht entbehren, die ihn tragen und ihm dienen. Dienst aber verlangt natürlich Gegendienst, und daher nicht in der Polemik, sondern in der lobhudelnden Kritik, die gegen die Mittelmäßigkeit seiner Umgebung und Vetterschaft geübt ward, liegt das Verderbliche und Schmähliche seiner kritischen Wirksamkeit, zugleich der Keim seines Unterganges. Denn der Weihrauch, den seine Vasallen, ein Schirach in Halle, ein Riedel in Erfurt, ein J. G. Jacobi in Düsseldorf, ein Sonnenfels in Wien ihm streuten, und diese unglaublichen Schmeicheleien, an die man ihn gewöhnte, stiegen dem armen Mann endlich zu Kopf[1]): mit der Verehrung wuchs die Eitelkeit, mit der Eitelkeit die Rechthaberei und der Unbedacht, mit welchem er sich Blößen gab, und wieder mit diesen der stolze Eifer, durch Anmaßung zu ersetzen, was er durch Unwissenheit und Unvorsichtigkeit verspielt hatte. Er starb zur rechten Zeit; sonst hätte er noch vielleicht selbst erlebt, was nun

„Rothschild's Gräber" in der Bibl. II, 1, 162. Auch über Ramler's Oden und das Mythologisiren: I, 1, 27.

[1]) So schreibt ihm Sonnenfels 1768: „Ihrem Urtheil (über ein paar Theaterstücke) sehe ich mit Begier entgegen: es gilt mir als das Urtheil von ganz Deutschland." Klotz' Briefwechsel, I, 6. Und in ähnlichem Stile schreiben Weiße (52. 79. 81.), Gleim (119.), Lavater (II, 85.), Denis (II, 198.) an ihn. Selbst Lessing, noch ganz kurz vor dem Ausbruch der Fehde (II, 178.), und Herder (93.) erwiesen ihm Achtung und Höflichkeit.

unmittelbar bei seinem Tode geschah, daß nämlich von all den unterthänigen Freunden kein einziger seinen Namen zu vertheidigen, sein Andenken zu retten suchte. Es ist dies wirklich die Parodie der Hallischen Freundschaftelei, die in Klotz zum ärgsten Cliquewesen ausgeartet war und nun an ihm selbst sich so bitter rächte[1]). — Sein Journal übrigens lebte, mit Ausnahme jener Kleinen, die seine Knappen waren, fast mit aller Welt in Feindschaft: er tadelte Klopstock, suchte Lessing zu vernichten, lag in Fehde mit den Schleswigern und am Bittersten mit dem Nicolai'schen Institute in Berlin, dem er sich von Anbeginn hatte entgegenstellen wollen[2]).

Endlich ist noch Erfurt's zu erwähnen, das sich zum kritischen Halle stellt, etwa wie Halberstadt zum poetisch producirenden. Klotz' Werkzeug war hier Riedel, der auch bei dem Unternehmen der Hallischen Bibliothek seine hauptsächlichste Stütze gewesen war und nun in Erfurt in ähnlichem Geiste eine „Philosophische Bibliothek" und „Erfurter gelehrte Zeitungen" herausgab[3]), ohne jedoch eine bedeutende oder gar eine eigene Wirksamkeit zu finden. Neben ihm war der Leipziger Schmid thätig und seit 1769 auch Wieland, zwar unabhängig von beiden, aber, seiner leis auftretenden, schmiegsamen Natur gemäß, besonders mit Riedel im Einverständniß[4])

[1]) Bekanntlich ist die Hausen'sche Biographie mehr eine Schmähschrift als Biographie, — und dies war das Denkmal, das man ihm setzte! Vgl. Göthe's Recension aus den Frankf. Gel. Anz. S. W. 33, 117. Von allen poetischen Freunden, die er einst gehabt, war der ehrliche Lange der einzige, der den Muth besaß, ihm ein Leichencarmen nachzuschicken: s. die Vorr. zum zweiten Theil des Klotz'schen Briefwechsels.

[2]) Ueber diese Polemik vgl. die Auszüge bei Manso, VIII, 282. fgg.

[3]) In Kürze bei Jördens, IV, 349. Anm.

[4]) Ueber Wieland's Erfurter Aufenthalt und besonders über Rie-

und vermuthlich sich schon im Stillen übend in jenen kleinen Künsten der Journalistik, die er nachher in Weimar bei dem Merkur als offenes Geheimniß walten ließ.

Wien.

Wieland sowohl, als Riedel, und von Halle her auch Klotz, vermitteln uns den Uebergang nach Wien, welches in diesem siebenten Decennium ernstliche Anstalten machte, an der Literatur, wie sie inzwischen im übrigen Deutschland sich ausgebildet hatte, Antheil zu nehmen. Denn bis dahin hatte Wien zu der deutschen Cultur dieselbe Stelle eingenommen, auf welcher im Wesentlichen es sich auch jetzt wieder befindet [1]), und die es nur in jenem Culturversuch von 1770 und dann noch einmal, als es vor fünf und zwanzig Jahren die Extreme der Romantik in seinen Schooß aufnahm, verlassen hat. Denn diese Stellung geht nothwendig hervor aus der Rolle, die seit Jahrhunderten von dem Staat, dessen Haupt-

del und Wieland's Schwäche für die elenden Schmeicheleien desselben vgl. Gruber a. a. O. II, 504. bis 519. Wenn man auch geneigt ist, viel Ueberschwängliches abzurechnen auf den Modestil der Zeit und Wieland's regsame Natur, so überrascht es doch, wenn man liest, was Wieland an Riedel schreibt: „Ich liebe Sie mehr, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe; denn niemals hab' ich noch den gefunden, dessen Seelengesicht dem meinigen so ähnlich gesehen hätte, als das Ihrige." (a. a. O. 513.) Eine schlechte Selbstempfehlung für den guten Wieland! Aber so hatte er sich auch früher hinzugedrängt, „der Freund eines Freundes des Herrn Klopstock zu sein" (Gruber I, 136.), so hatte er Bodmer verehrt, so schwärmte er mit Jacobi, so betete er nachher Göthe kniefällig an, und schrieb dem nüchternen, unproductiven Merck, er (M.) sei doch eigentlich die Hälfte seiner Seele und ein wahrer Poet.

[1]) Ausnahmen, wie Grillparzer, A. Grün, N. Lenau, sind eben Ausnahmen, die sich hinlänglich erklären aus den Gesetzen des Drucks und Gegendrucks, und auf welche die Nation nur um so stolzer ist, je mehr diese deutschen Poeten in Oestreich, um wenig zu sagen, nur Fremde sind.

stadt es ist, in dem Drama der geschichtlichen Entwicklung ist übernommen worden. So war es auch damals unberührt geblieben von all den geistigen Krisen und Kämpfen, die das übrige Deutschland zu einer so erstaunlichen und fruchtbaren Thätigkeit erweckt hatten; was der wirklich lebendige deutsche Geist schon vor zwanzig Jahren weggeworfen als eine hohle, gesprengte Schale, den französirenden Gottsched'schen Pedantismus, das war jetzt erst in Wien Modesache und der Geschmack des Tages geworden, den eine schriftstellernde Aristokratie in einer Unzahl schlechter Theaterstücke nun auch in Oestreich zu verbreiten suchte [1]). Aber es war dies eben nur ein aristokratisches Vergnügen, die Privatbeschäftigung einzelner vornehmer Herren geblieben; auf den Kern der Wiener Bevölkerung, auf das eigentliche Volk wurde damit nicht gewirkt, nicht einmal zu wirken versucht. Vielmehr die Literatur, an welcher dieses Behagen fand, war wiederum dieselbe, die sie noch heute ist und von der man nur zweifeln kann, ob sie überhaupt eine Stelle in der Literatur verdient. Wir meinen jene Vorstadtsspectakel, jene Wiener Komödie, die das Zwerchfell des satten Wieners noch heute mit wenig Witz und vielem Schmutz so behaglich erschüttert. Diese ist Wien in der That eigenthümlich; wir begegnen ihr, wo in Wien zuerst von einem Theater die Rede ist, und noch heute nach anderthalb Jahrhunderten ist sie das vornehmste literarische Product, welches das eigentliche Wien dem übrigen Deutschland schenkt. Man hat in neuester Zeit, wie so Vieles, auch diese Komödie angefangen zu überschätzen: denn es scheint wirklich, als ob die Zahl derer noch im Wachsen wäre, denen schon die bloße Ab-

---

[1]) Seit 1761; siehe Gervinus, IV, 386. und 390.

wesenheit der Cultur, bloß der Mangel an Kunst, die naive Natur an sich, und ob sie noch so roh sei, als Verdienst und Tugend gilt. Freilich ist hier nicht der Ort, auf diesen Gegenstand näher einzugehen; wir begnügen uns daher, in der Note eine Stelle aus einer alten Wiener Komödie herzusetzen, aus welcher hervorgeht, daß der Charakter dieser Wiener Posse noch heute wesentlich derselbe ist, wie vor hundert Jahren[1]). Aber dies und daß in Wien gerade diese Literatur einheimisch ist, wen möcht' es wundern? Es soll in Megara gewesen sein, wo die Komödie entstanden ist. —

---

[1]) In der „Engländischen Pamela", einer Nachahmung des Goldoni von Fr. W. Weißkern (vergleiche über ihn Gervinus, IV, 385.), selbstironisirt sich die Wiener Komödie folgendergestalt: „Eure engländischen Comödien sind zwar critisch, instructiv und voll schöner Charaktere; aber in der Comödie muß man lachen . . . Zu Wien machen sie auch oftmals Comödien, welche so schmerzhaft wie die engländischen, und weit blutiger, als alle französischen Tragödien sind; aber das geschieht nicht alleweile. Sie wechseln ab bald mit Ballets, Maschinen und Decorationen für das Auge, bald mit einem Liedel für das Ohr, bald mit einem Schnörkel für den Verstand. Da sie fast alle Wochen etwas Neues auf das Theater bringen, so haben sie auch allerhand neue Autores von unterschiedlichem Caliber . . . . Ein solcher Comedifex zerbricht sich nicht den Kopf über einen Charakter, daß er die Hectica bekommen möchte, wie unsre Autores in London. Point de tout! Er braucht nichts, als einen geschickten Schneider, der ihm hier einen Fleck aus einer Oper oder Tragödie, dort ein Stück aus einer Comödie oder Burlesque, da einen Fetzen aus ein paar Nachspielen zusammenflickt: so ist die Piece fertig. Hieraus entsteht ein tragisch-lyrisch-comisch-pantomimisch-burlesquisch-bastardisch-hermaphroditischer Mischmasch, daß man verzweifeln muß." Act I, Sc. 16. im VII. Band der Wiener Schaubühne, 1758, einer Sammlung, die für die Wiener Literatur sehr charakteristisch ist, da sie die beiden Elemente, die für Wien moderne Gottsched'sche Cultur und die Tölpeleien des Bernardon, nebeneinander laufen läßt. Auch in F. L. W. Meyer's Lebensgeschichte Schröder's (1819) ist manches Hiehergehörige, z. B. I, 165. 359., wie auch der ganze Abschnitt bei Gervinus verglichen werden muß: IV, 384—392.

Und dies sollte in Wien nun mit einem Male anders werden, seit Joseph II. im Jahre 1765 zur Theilnahme an der Regierung gelangt war, ein Fürst, ohne Frage, von scharfem Blick, großartiger Gesinnung und dem redlichsten Willen, dem vielleicht nur zweierlei entgegenstand, wirklich der große Reformator seines Reiches zu werden, der er werden wollte: das Eine, daß er Friedrich den Großen sich gegenüber hatte, das Andere, . . . daß er über Oesterreich herrschte. Das Erstere erregte seinen Ehrgeiz, seinen Wetteifer, es riß ihn hin zum Uebereilten und Carrikirten: denn er wollte es erzwingen, wenigstens neben Friedrich genannt zu werden; das Andere, freilich ein Hauptumstand, ließ ihn all seine Pläne, seine Entwürfe in die Lüfte bauen: denn es fehlte die Grundlage der Bildung, die sie befestigt, es fehlten die Flügel der Volksbegeisterung, die sie getragen, es fehlte der Athem der Freiheit, der sie belebt hätte.

Beides nun, sowohl jener Wetteifer mit Friedrich, als die angedeutete Beschaffenheit Oesterreichs haben sehr deutlich auch auf Joseph's Bemühungen für die deutsche Literatur eingewirkt, jener auf ihr Entstehen, diese auf ihr frühes und unfruchtbares Ende. Man hatte sich in Deutschland zwar so ziemlich darin ergeben, daß von Friedrich selbst für die vaterländische Literatur nichts zu hoffen sei; aber daß dies der Fall und daß man auf diese Hoffnung verzichten mußte, das war eben der Gegenstand des Unmuthes und der leisen oder lauten Klage. An der Spitze dieser Mißvergnügten stand unter den Poeten Klopstock, der es gar nicht verhehlte, daß er den Enthusiasmus seiner Zeit für Friedrich nicht theile: der König war ihm undeutsch, war französisch, und das war genug, um ihm zu grollen. Hier entwickelt sich nun ein höchst merkwürdiges Phäno-

men. Das deutsche, das patriotische Bewußtsein war erwacht, es war vorhanden, wenn auch zunächst nur in derjenigen Form, die es bei der Mehrzahl noch bis auf den heutigen Tag behalten hat und die ja auch bis auf Weiteres eine recht löbliche und würdige Form ist, nämlich in dem persönlichen Enthusiasmus für den König, hier also für Friedrich den Großen. Und da dieser in Wahrheit das freie deutsche Princip, den deutschen Geist seiner Zeit enthielt und darstellte, so war in dieser lebendigen Begeisterung für ihn auch die Hingabe an dieses Princip, als das höchste und das, wofür allein ein wahrer Enthusiasmus Statt finden kann, innerlich enthalten. Sie also, die sich für diesen „undeutschen, französirenden" König begeisterten, sie waren die wirklichen Patrioten, die wirklichen Deutschen, was man am Besten an Gleim sehen kann, der gewiß ein deutscher Biedermann war im ganzen Sinne des Wortes. Die Andern nun, die aus persönlicher Abneigung, oder aus einer fast ehrenwerthen Pietät gegen ihr besonderes, provinzielles Vaterland, diesen Enthusiasmus für Friedrich nicht theilten, konnten sich darum der Woge der Zeit, die auf das deutsche, das politische Bewußtsein hindrängte, noch nicht überhaupt und völlig entziehen; sie lehnten sich also, weil sie die Betheiligung an jener lebendigen und thätigen Persönlichkeit verschmähten, an eine unlebendige, gestaltlose Vergangenheit: sie wurden altdeutsch und dichteten Bardenlieder. Darum entsteht auch der Bardengesang außerhalb Preußens: der Däne Gerstenberg, Klopstock, der Friedrichshaffer, und Kretschmann, der Sachse, dessen Vaterland durch Friedrich[1]) in sei-

[1]) Hiebei erinnere man sich an Göthe, Dichtung und Wahrheit II, (S. W. 25.) 128. 129.

ner Blüthe gebrochen war, sind die ersten Gründer und Pfleger des Bardengesanges. Der Patriotismus des Bardengesangs ist also der inhaltlose, der abstracte, der eben deshalb auch sogleich conventionell und unlebendig wird. Auch alle dunklen, ungewissen und ahnungsvollen Freiheitsregungen jüngerer Poeten, die selbst noch nicht wußten, wo hinaus damit, und unter ihnen besonders die Göttinger Dichter[1]), schlossen sich daher an diese Richtung an. Aber ebenso konnte diese Form auch nach Oesterreich verpflanzt werden, da sie ohne wirklichen Inhalt war und ein Enthusiasmus für Deutschheit und Freiheit dieser Art selbst für Oesterreich nichts Bedenkliches hatte[2]). —

Die deutschen Poeten glichen damals den Fröschen in der Fabel, die es auch überdrüssig waren, Republikaner zu sein. So wollten sie auch mit Gewalt eine literarisch gebietende Hauptstadt, einen Augustus und eine ganze Menge Mäcenaten haben. Aber der Himmel war barmherziger gegen die Poeten, als gegen die Frösche, und ließ sie, nicht einmal mit dem Schreck, sondern mit der bloßen Vorfreude davonkommen. Denn als nun Joseph zur Regierung gelangt war und bald darauf von Wien her verlautete, es seien große Dinge im Werk und die deutsche Literatur dürfe sich von dem Mitregenten Marie Theresien's einer nachdrücklichen Beförderung und Auszeichnung versehen, da glaubten besonders diese deutsch-

[1]) vgl. Göthe a. a. O. II, (S. W. 25.) 139. fgg.

[2]) Ganz anders combinirt Gervinus (IV, 227.) den Bardengesang, nämlich mit unserm nicht zu Stande gekommenen Epos, als dessen Ausläufer und Nothbehelf er ihn entwickelt. Doch glaubt der Verf. nicht, daß Gervinus hiemit den Kern der Sache getroffen, wiewohl diese beiden Entwicklungen nicht so unvereinbar sind, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte.

thümelnden Poeten, jetzt werde die Herrlichkeit der alten Barden angehen und nun sei es Zeit, Friedrich in Joseph gleichsam einen Gegenkaiser aufzustellen, um dessen Hofburg sie sich ebenso zu schaaren gedachten, wie französische Philosophen und Schöngeister sich um Friedrich versammelt hatten. Ein allgemeiner Enthusiasmus für Joseph, bloß auf das hin, was man für die deutsche Dichtkunst von ihm erwartete, eine zärtliche Theilnahme an Wien, bloß auf Rechnung des Musensitzes, das es werden sollte, bemächtigte sich der Gemüther: Klopstock schrieb dem Kaiser seine Hermanschlacht (1769) mit einer Widmung zu, die merkwürdig war durch die begeisterte Verehrung, die sie aussprach, und noch merkwürdiger durch das, was sie nur andeutete[1]); schon designirte hier und dort

---

[1]) „Diese Zuschrift soll zu denen seltenen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was sage ich ihr Lob? Wenn der Geschichtschreiber redet, so lobt nicht er; sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist, und bald geschehn wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen. Nur dies darf ich sagen." — Aber das Schlimmste ist, daß er selbst wohl nie mehr zu sagen gewußt hat. Denn wie bei Lessing (Lachm. Ausg. XII, 334. u. f.), so blieb man auch bei Klopstock, wie es scheint, bei sehr ungewissen Verheißungen und Einladungen stehen, wiewohl er nichts weniger dachte, als derjenige zu sein, nach dessen Entwurfe das projectirte Wiener Institut, etwa eine „Gelehrten-Republik" unter kaiserlicher Obhut, würde eingerichtet werden. So schreibt er ganz ernsthaft von „seinem Entwurf, bei dessen Hauptsätzen er unbeweglich bleibe." (Brief vom April 1769 in Klopst. u. s. Freunde, II, 211. Ein Fragment seines Briefes an Joseph theilt er an Gleim mit: II, 231. Wer überhaupt die Geschichte dieses Wiener Projects und Klopstock's Theilnahme daran verfolgen will, vergleiche folgende Stellen des gedachten Briefwechsels: II, 208. 211. 220. 222. 223. 226. 239. 262. u. die Ode in S. W. II, 45.) Daher erklärt sich denn, daß auch die Göttinger nach Wien hinneigten. „Der Fürst von Lichtenstein, der Freund der deutschen Muse, welchen Namen Göttinger ihm gegeben haben." ... Gleim in einem Briefe von 1785. in Kl. u. s. Fr. II, 279.

ein Gerücht diese und jene Berühmtheit zum Mitgliede der künftigen kaiserlichen Academie, und Aller Augen waren auf Wien gerichtet.

Und in der That war in Wien schon etwas geschehen: ein Franzose, der sich eben in Wien aufhielt, der Marquis von Bouflers, selbst ein Dichter in der Sphäre des Leichten, Tändelnden, Schalkhaften, hatte an den Wieland'schen Gedichten Geschmack gefunden[1]; er empfahl sie, als etwas Zierliches und Pikantes, der Wiener Aristokratie, die sehr überrascht war, daß dergleichen in Deutschland existire. Von dieser Zeit an, also seitdem Wieland für seine deutschen Landsleute durch einen Franzosen gleichsam entdeckt worden war, ist Wieland noch jetzt, wo er im übrigen Deutschland wohl kaum mehr gelesen wird, der Lieblingsdichter für Wien und Oesterreich geblieben, welches ihm auch in dem Herrn von Alxinger einen Nachahmer aufstellte, der das imitatores, servum pecus, nicht Lügen straft. So dachte man denn auch wohl daran, Wieland nach Wien zu ziehen, und dieser selbst, noch zu der Zeit, da er schon in Weimar war, scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, in diesen Boden überzutreten, für den er im Grunde auch geeigneter war, als für Weimar[2]. Mit dieser Aussicht war nun freilich Klopstock und seinen Freunden, die Wieland sogar recht gründlich haßten, wenig gedient. Es war daher ein großer Triumph für sie, als nun auch ihr Leib- und Lieblingsinstrument, die Telyn des Barden, auch von Wiener Händen gespielt wurde: Denis, bekannt als der Barde Sined, ließ sich von Kretschmann und Klopstock anregen, auch

[1] Gruber, a. a. O. II, 528.
[2] Gruber, III, 1—7. vgl. Gervinus, IV, 311.

seinen österreichischen Patriotismus, seine Verehrung Joseph's und dann noch vieles Andere, besonders Freundschafteleien, in die beliebte altdeutsche oder nordische Form zu kleiden; er bemeisterte sich sogar eines ganz neuen Elementes, das damals auftauchte und welches überhaupt der Bardenpoesie großen Vorschub geleistet hat, des Ossian, durch dessen Bearbeitung er großen Ruhm und eine weitverbreitete Liebe einerntete[1]).

Während nun so die Aristokratie und die Gelehrsamkeit in Wien freiwillig zu einem neuen Geschmack, einer moderneren Cultur übergingen, wurde von obenher durch künstliche Einwirkung versucht, auch das Volk seinem bisherigen plebejen Wohlgefallen an den Possen und Plumpheiten der Vorstadttheater zu entreißen. Joseph von Sonnenfels, von der modernen Bildung und einem aufgeklärten Geschmack gerade hinlänglich angehaucht, um in Wien eine Rolle spielen zu können, ein Client von Klotz, wurde zu einer Theaterreform vollständig autorisirt[2]) und durch die Behörden selbst gegen die Anfeindungen und Verdächtigungen geschützt, die theils der verletzte Volksgeschmack, theils das Pfaffenthum, dem natürlich all diese Reformen ein Dorn im Auge waren, wider ihn erhoben; und so „änderte sich der Geschmack der Wiener jetzt auf allerhöchsten Befehl dergestalt, daß uns versichert wird, schon 1771 hätte der Hanswurst dem Pöbel selbst nicht mehr gefallen[3])." Nun ging man noch weiter und wollte, um die

---

[1]) vgl. Goethe's Recension des Denis'schen Ossian aus den Frankf. Gel. Anz.: S. W. 33, 71.

[2]) Gervinus, IV, 387. Man vergleiche auch seine Briefe an Klotz (I, 1—46.) und besonders einige Aufsätze in dessen Deutscher Bibliothek, z. B. III, 9, 79. 11, 420.

[3]) Gervinus, IV, 389.

Früchte der Praxis recht glänzend zu cultiviren, auch der modernsten Theorie einen Wirkungsplatz in Wien eröffnen: man berief Riedel aus Erfurt, Klotz' Getreuen — und damit hatte die große Wiener Reform mit einem Mal ein Ende. Die deutschen Literaten erschraken und wurden mehr als ungewiß über die Lauterkeit und Würde dessen, was in Wien vorgehen sollte, da man die viel gerühmten Berufungen mit einem Riedel eröffnete, der, trotz Wieland's Seelenfreundschaft, doch allgemein in dem Rufe stand, den seine bestochene, selbstsüchtige, gemeine Journalistik verdiente[1]). Riedel selbst konnte seine Stellung in Wien nicht behaupten: er ward wahnsinnig und starb eines elenden Todes; der Kaiser, bei dem die Projecte sich rasch drängten und wechselten, hatte Kunst und Poesie längst wieder aus den Augen verloren, und so wird Wien erst dann wieder in der Literatur genannt, als Friedrich von Schlegel dort heimisch wurde, und, wenn man will, allerdings auch jetzt, wo man erfährt, daß Grün und Lenau zu fiscalischer Strafe gezogen werden, weil sie außer Oesterreich haben drukken lassen, was in Oesterreich nicht darf gelesen werden.

Der Gewinn also, welchen einerseits Wien, andrerseits die deutsche Literatur von Joseph's liebenswürdigem Einfall und der Begeisterung einiger Poeten für ihn gehabt haben, stellt sich so, daß in Wien seit dieser Zeit jene perfide und verwerfliche Journalistik, jene freche und sittenlose Lohnschreiberei Wurzel faßte, welche, als die Carrikatur der Sonnenfels'schen Aufklärung, die Heufeld und Klemm[2]) einführten und die seitdem

---

[1]) Lessing's Briefe, in S. W., XII, 329. 330.

[2]) Gervinus, IV, 387. und was er aus Jean Paul anführt: 392.

in Wien einen nur zu fetten Boden gefunden hat[1]). Die deutsche Literatur aber mußte sich entschließen, keines Fürsten Diener zu bleiben, und auch fernerhin, ohne Pensionen, ohne Academien, in Kampf und Streit aus sich heraus jede höhere Stufe zu erreichen. Ja es ist, als ob sie selbst nun durch einen outrirten Republikanismus vergessen zu machen suchte, daß sie hatte an den Pforten der Hofburg sollicitiren wollen: vom Norden her und vom Süden, in Hamburg, in Königsberg und am Rhein, entwickeln sich die Keime jener großen demagogischen Literaturbewegung, in welcher die Poesie einige Zeit hindurch, praktisch wie theoretisch, jede Autorität, jede Gesetzlichkeit über den Haufen wirft, bis gerade aus diesem tumultuarischen Treiben die edle Beschränkung in der Freiheit, die Schönheit der Kunst und des künstlerischen Subjects hervorspringt, die nun der Gunst der Könige nicht mehr bedarf: denn sie ist selbst eine Königin und wo sie erscheint, fliegen alle Herzen ihr von selber zu.

Der Norden und der Rhein.

Unter den Städten des nördlichen Deutschland hatte bis dahin Hamburg sich am Theilnehmendsten und Fruchtbarsten für die Entwicklung unserer Poesie erwiesen. Noch im Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts hatte es durch die vielberühmte Hamburger Oper und die niedersächsischen Poe-

---

[1]) Der Verf. kann hier nicht umhin, an die ganz ähnliche Wendung zu erinnern, die die vermeintliche Einführung der deutschen Literatur in Rußland genommen hat; denn auch hier ist nichts von ihr so gut, ja im Grunde nichts weiter fortgekommen, als die Schandjournalistik: siehe König's literarische Bilder, 279. 319. Die Quelle dieser Erscheinung ist in Oesterreich und Rußland dieselbe.

ten (Postel u. s. w.), welche sich um diese gruppiren, einen ansehnlichen Platz in unserer Literatur eingenommen; es hatte dann Brockes groß gezogen und Hagedorn den günstigen Boden finden lassen, dessen sein anmuthig geselliges Talent bedurfte; es hatte endlich in der neuesten Zeit durch den Glanz und, wie es den Anschein hatte, die umsichtige Gründlichkeit[1]), mit welcher es seine Bühne wiederherzustellen und, wie einst für die Oper, so jetzt für das moderne und geschmackvolle Drama eine Musterschule zu werden verhieß, die kühnsten Erwartungen, die freudigsten Hoffnungen wenigstens erregt. Jetzt (1771) verlegte auch Klopstock, seit Langem durch die Ehe mit Meta Moller in Hamburg verschwägert und befreundet, seinen bleibenden Wohnsitz von Kopenhagen hieher, wo bald ein geschlossener Kreis tüchtiger und gelehrter Männer, geistreicher Frauen sich um ihn versammelte, wie er der exclusiven Neigung entsprach, die sich inzwischen in Klopstock entwickelt hatte[2]). So wurde Hamburg durch ihn zwar keineswegs Sitz und Organ einer lebhaft eingreifenden literarischen Macht; aber er gab doch den Mittelpunkt eines ehrenwerthen Kreises, in welchem Bildung und Wissenschaft mit behaglicher Theilnahme gepflegt wurden, und machte dadurch, ja schon

---

[1]) Man berief bekanntlich (1767) Lessing zum Theaterdichter und Kritiker, und wollte in Löwen einen eigenen Lehrmeister für die Schauspieler anstellen. Ausführlich ist diese, wie überhaupt die Geschichte des neueren Hamburger Theaters in der oben angeführten Lebensgeschichte Schröder's von Meyer zu finden; auch in Kürze bei Gervinus, IV, 392. fgg.

[2]) Eine genaue und enthusiastische Schilderung dieses Klopstock'schen Cirkels, der in manchem Bezuge sehr lebhaft an die ausschließlichen, schöngeistigen Gesellschaften unserer heutigen Romantiker erinnert (z. B. das Vorlesen), findet man in den Briefen der Göttinger und namentlich in den Miller'schen Romanen.

durch seine bloße Anwesenheit, Hamburg zu einem Mekka manches begeisterten Jünglings, der kein höheres Glück fassen konnte, als den Sänger des Messias von Angesicht zu Angesicht zu sehen und der Aufnahme in die stille Gemeinde gewürdigt zu werden, deren Priester Klopstock war. Solche Jünglinge, deren es damals in Deutschland noch unzählige gab, horchten denn auch begierig jedem belehrenden oder strafenden Worte, jedem bardischen Zuruf, dessen der Oberdruide von Hamburg, der schon seine Gelehrten-Republik im Kopfe hatte, die deutsche Literatur würdig hielt; ja sie schworen mit Begeisterung auch auf jeden Ausspruch derjenigen Kritik, die damals mit großer Heftigkeit und einer ungewohnten Kühnheit von Klopstock's Schülern und Freunden, zum Theil unter seiner eigenen unmittelbaren Einwirkung, geübt wurde, und die gleichfalls im Norden ihren Sitz hatte, nämlich in Schleswig, einer dänischen Provinz also, die damals, dem Beispiele folgend, welches schon in den funfziger Jahren die Hauptstadt Kopenhagen selbst durch Klopstock's Berufung gegeben hatte[1]), sich mit Neigung und sogar mit Leidenschaft in das Treiben der deutschen Literatur hineinbegab.

Wir haben hier die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" im Sinne, welche in den Jahren 1766 und 1767 von Gerstenberg herausgegeben wurden, Klopstock's persönlichem Freunde und Schüler[2]). Denn durch ihn war Gersten-

[1]) Doch fängt das Verhältniß zwischen Dänemark und der deutschen Literatur nicht erst mit dieser Berufung an, indem ihr bekanntlich Joh. Elias Schlegel's und Cramer's Uebersiedelung, und der nordische Aufseher (Gervinus, IV, 189.), sowie andererseits Holberg's Einfluß auf die deutsche Bühne vorangehen.

[2]) vgl. Klopstock und seine Freunde, II, 196.

berg, der seine poetische Laufbahn mit Tändeleien im Geschmack des Gleim'schen Anakreon begonnen hatte (1759), zu einem begeisterten Anhänger, einem lauten Sprecher der neuen Richtung geworden, die sich aus Klopstock entwickelte und nun vom Bardenthum, von Young und Shakespeare und sodann von Ossian groß gezogen wurde. Klopstock nämlich hatte in seinem lyrischen Pathos der Subjectivität, dem Enthusiasmus des Gemüthes zum Durchbruch verholfen; seine persönliche Abgeschlossenheit, die hohe Meinung, welche er selbst von seinem göttlichen Dichteramt hatte und die seine ganze anbetende Umgebung nur immer mehr in ihm befestigte[1]), so wie sein dunkler, räthselhafter Stil, dessen Verständniß nur Sache der Berufenen und Eingeweihten zu sein schien[2]), hatten die Meinung von einer besondern unerklärlichen und unmittheilbaren Befähigung, einer ursprünglichen, geheimnißvoll höheren Na-

---

[1]) Vgl. Gervinus, IV, 120. 153. — Wie das früher in der Schweiz ging, haben wir schon erwähnt. Aber auch in seiner nächsten und täglichen Umgebung war diese Vergötterung heimisch geworden: vgl. besonders die Briefe an und über Klopstock von seiner Frau, welche neben ihm betete, wenn er an der Messiade schrieb: Clodius' Nachlaß, I, 156. vgl. Klopst. u. s. Fr. II, 17. und den 11. Band der sämmtl. Werke. Ja so weit ging diese schwärmerische Ansicht, daß der Messias Klopstock's ihm von Gott selbst bestimmte Lebensaufgabe sei, vor welcher alles Andere verschwinden müsse, daß seine Freunde es wagen durften, bei Meta's Tode ihn damit zu trösten, dieser Tod und der Schmerz, den er nun erfahre, sei doch eine gar herrliche Studie für sein „göttliches" Gedicht: s. den Brief von Funke, a. a. O. 79.

[2]) Klopstock verstehen oder nicht verstehen, war damals ebenso Schiboleth und Gradmesser der Bildung, wie etwa vor einigen Jahren unter uns die Frage, ob man Göthe's Faust verstehe, und wie noch jetzt, ob man Tieck liest oder nicht. Besonders an Frauenzimmer wurde dieser Maßstab angelegt, (c'est tout comme chez nous!), wofür uns in Voß' Briefen an seine Braut, im Werther und Siegwart ergötzliche Beispiele begegnen.

tur des Poeten vorbereitet. Hiezu kam nun der abstracte Freiheitsdrang der Bardenliteratur, es kam Young, der allen Werth des Dichtens in seine innerliche Ursprünglichkeit, in die selbstherrschende Macht des genialen Subjects setzte, es kam Shakespeare dazu, der schon damals, wie bei Vielen noch heute, für ein durchaus unerzogenes, fast ungezogenes Genie und das Gesetzbuch der Gesetzlosigkeit passirte, und endlich Ossian, der ja ebenso außer aller Cultur stehen sollte, ein Sänger der grauen Vorzeit, ein urkräftiges Original, das zugleich dem Bardenwesen einen neuen Aufschwung und einen lebendigeren Inhalt gab [1]). Wir sehen hier also Anfang und Elemente der sogenannten Genieperiode, der Stürmer und Dränger, deren Wesen und Zusammenhang dieser ist, daß die Subjectivität, die bis dahin nur gesucht hatte, sich von dem Conventionellen zu befreien und gegen dasselbe zu vertheidigen, jetzt, da sie dieses errungen hatte, aus der Defensive überging in die Offensive: sie wollte nicht bloß nicht mehr unterthänig sein, sondern jetzt auch nichts mehr außer und neben sich anerkennen oder bestehen lassen; sie sprang, wie ein Sklave, der seine Fesseln bricht, aus dem Despotismus, den sie erduldet, zu einem Despotismus über, den sie übte. Das Subject läßt daher nichts mehr gelten, als sich: es ist Genie, ist Original, es verachtet Regel, Gesetz und Sitte, es dringt überall auf das Ursprüngliche, das Anfängliche, an dem noch keine Tünche der Cultur haftet. Daher die Rückkehr zu dem, was man das Natürliche hieß, die Vorliebe für altnordische Literatur und überhaupt für alle Volkspoesie, die Aufnahme

---

[1]) Vgl. über diese ganze Epoche Gervinus, IV, 413 — 426. und über Young's Antheil besonders Seite 419.

sogar der Volkssprache und ihrer provinciellen Vertraulichkeiten, Wendungen und Sprichwörter in die Sprache der Literatur, daher die gleichzeitige Verachtung und Ueberschätzung der Kritik: nämlich Verachtung derjenigen Kritik, die sich auf irgend eine Theorie, ein Herkommen und System begründet, wohingegen die neue Kritik, die ebenso, wie die Production, auf dem Genie, dem Gefühl, dem Anonymen und Unaussprechbaren beruht, das Ansehn selbständiger künstlerischer That gewinnt und Kraft dieser genialen Abstammung gegen jede Autorität und zum rücksichtslosen Urtheil über Alles und Jedes berechtigt wird. —

Die Anfänge dieser Periode stellen sich uns nun auch in Gerstenberg dar, der von den Anregungen derselben sich in seiner eigenen Production bereitwillig und entgegenkommend hatte bestimmen lassen: die Bardenpoesie hatte er selbst miteingeführt, aus Ossian geht noch 1785 seine Minona hervor, und Shakespeare hatte er 1768 mit dem Ugolino wenigstens zu erreichen gesucht. Hand in Hand mit dem Geiste dieser Productionen aber ging auch die Kritik in jenen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur," die sich zwar eigentlich mehr mit der altnordischen und englischen, als ausdrücklich mit der deutschen Literatur beschäftigten, indessen bei keiner Gelegenheit versäumten, an diese anzuknüpfen, und gegen Alles, was ihnen in ihr mißfällig war, mit einer heftigen und enthusiastischen Polemik anzukämpfen. Unter den Poeten verfolgten sie namentlich Wieland, dem sie das Verdienst nicht zugestehen wollten, das er durch seine Shakespeareübersetzung (1762—66), mochte dieselbe auch durch die Einseitigkeit seiner ästhetischen Ueberzeugung zum Theil verunstaltet sein, sich doch thatsächlich erworben hatte; sondern ebenso, wie einige Jahre

später Göthe Wieland's vermeintliches Griechenthum, so entlarvten und verspotteten diese Literaturbriefe sein angebliches Brittenthum, indem sie in ihrer kraftvollen Sprache ihm den Vorwurf machten, „er habe die Grazie in ein plumpes Austernmensch verwandelt" [1]). Sodann aber mußten sie sich auch nothwendig mit den bisherigen Journalen verfeinden, deren Kritik noch nicht auf das anonyme Genie, sondern auf mehr oder weniger einseitig befolgte Theorien gebaut war. Diese Journale erwiederten die Feindschaft denn redlich, sowohl die Berliner (gegen die besonders der zwölfte Brief gerichtet war), als namentlich Klotz [2]), hinter dessen roher und leidenschaftlicher Polemik ebenso Wieland, wie Klopstock hinter der Gerstenberg'schen gegen Wieland steckt. Ergötzlich und, wenn anders Klotz ein Bewußtsein über dies Verfahren hatte, in der That eine gute Ironie ist es, daß die Hallische Bibliothek den Schleswigern, die doch recht aus dem deutschen Wesen hervorgegangen waren, Undeutschheit vorwarf wegen des barocken, mit Metaphern überladenen Stiles [3]), dessen gesuchte Originalität, Dunkelheit und Ueberschwänglichkeit unsre Leser nach dem oben Bemerkten sich werden erklären können. Klotz selbst nennt diesen Stil „die Hamann'sche Rüstung" und belustigt sich darüber, daß hier der Stil des „Königsberger Philologen" bewundernswürdig genannt werde [4]). Doch ehe wir, diesem Fingerzeige folgend, uns nach Königsberg wenden,

---

[1]) Im 14. bis 18. Briefe.

[2]) Deutsche Bibliothek, I, 1, 101—112. 2, 96—105. Eine Fortsetzung der „Briefe" erschien 1770; dieselbe war gemäßigter und wird von Klotz anerkannt: VI, 24, 697—702.

[3]) a. a. O. I, 1, 104. fgg.

[4]) a. a. O. 110.

müssen wir vorher noch einen Namen wenigstens nennen, welcher gleichfalls in diesen Kreis und zwar nach Hamburg gehört und der uns später unter der Freundschaft des Göttinger Bundes noch öfters begegnen wird, nämlich Claudius. Dieser hatte schon 1763 seine literarische Laufbahn, ähnlich wie Gerstenberg, mit Tändeleien und Scherzgedichten angefangen; die ungünstige Aufnahme jedoch, welche diese Versuche bei der Kritik erfahren hatten [1]), scheint hinlänglich gewesen zu sein, ihn für immer von der conventionellen Poesie zu befreien und dafür den neuen Literaturrichtungen, die wir so eben charakterisirt haben, in ihm ein ebenso wirksames als eigenthümliches Organ zu verschaffen. Wenn nämlich, wie wir bemerkten, auch schon andere Schriftsteller sich dem Volksthümlichen näherten und Wendungen und Dialect der Volkssprache wenigstens in Einzelheiten annahmen, so schuf sich doch Claudius zuerst in der Wandsbecker Zeitung und nachher in den gesammelten Schriften des Boten einen vollständigen Jargon dieser Art, den er mit so viel Talent und Gemüthlichkeit handhabte, daß er lange Zeit hindurch einen allgemeinen Beifall einerntete. In der treuherzigen Weise des Volkes besprach er unter allerhand Einkleidungen und Andeutungen die großen Bildungsfragen der Zeit: er trat vorsätzlich als der Naive, der Ungelehrte, Unwissende auf, ein Feind der Regeln und der Systeme [2]), dem Herzen und der unmittelbaren Eingebung des Gemüthes allein vertrauend, kopfschüttelnd zu der Aufklärung der Berliner, die Alles ergründen, Alles begrenzen, Alles lichten wollte, während er schon in den frühesten Schriften jene demüthige

[1]) vgl. Boie an Knebel, 109.
[2]) Wandsb. Bote, III, 20.

Ehrfurcht, jene gläubige Bewunderung vor dem Unaussprechbaren der Gemüthswelt, der Kunst und der Religion darlegte, die späterhin in vollständige Mystik überging. Hiedurch und recht augenfällig durch den Umgang mit der Münsterländischen Genossenschaft, der Beiden gemeinsam war, deutet Claudius auf Hamann, auf welchen wir auch schon durch Gerstenberg gewiesen wurden, und somit auf Königsberg [1]).

Diese Stadt, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch eine eigene Dichterschule in der Literatur war vertreten worden [2]), hatte seitdem keinen wirksamen Antheil mehr an ihr genommen. Jetzt selbst war der Mann, der binnen Kurzem die ganze Welt des Geistes erschütterte, und Königsberg ebenso zur Wiege der geistigen Freiheit machte, wie in ihm nach der Schlacht bei Jena unsere politische Freiheit wiedergeboren ward und vielleicht in diesem Augenblick zum zweiten Mal wiedergeboren wird —! noch wenig genannt in Deutschland und zunächst nur den Königsberger Freunden und Schülern bekannt. Zu den erstern gehörte damals noch Hamann, bereits, wie wir aus der Klotz'schen Anspielung sehen, ein bekannter Name, wiewohl die herrschenden Parteien, namentlich die Berliner, deren einseitig schematisirende Verstandeswirthschaft einen unerbittlichen und beinahe grausamen Gegner an ihm hatte, alles Mögliche thaten, diesen Namen mehr zu einem berüchtigten, als berühmten zu machen. Sie hielten sich dabei besonders an den wunderlichen Stil und die gesuchte, schwerfällige und dunkle Ausdrucksweise, die, wie wir eben sahen,

---

[1]) Ueber die damaligen literarischen Verhältnisse Königsbergs und seine Stellung zur Geschichte des Geistes vgl. Rosenkranz' Geschichte der Kant'schen Philosophie (Bd. XII. der sämmtl. Werke Kant's), S. 100. fgg.

[2]) Gervinus, III, 251.

die Schleswiger mit ihm theilten [1]). Allein bei Hamann war dies nicht, wie bei Gerstenberg, eine Folge Klopstock'schen Einflusses, sondern bei ihm entwickelte sich dieser schwere, gesuchte und unverständliche Stil theils als ein nothwendiges Bedürfniß seines eigenen gewaltsam ringenden Geistes, auf dessen getrübtem und unruhvollem Grunde ein Spiegelbild künftiger geistiger Entwicklungen schwebte, das ihn selbst ängstigte und quälte, weil er desselben nicht in Klarheit Herr werden konnte; theils war er eine geflissentliche Koketterie [2]), in welcher Hamann sich wohlgefiel, wie in andern Heucheleien und Foppereien; theils war auch die häufige Lesung der Bibel und das Versenken in allerlei mystische Schriften nicht ohne Einwirkung geblieben. Diese schwerverständliche und oft in der That ungenießbare Hülle that dem Umfange seiner Wirksamkeit nicht geringen Abbruch und gab vielem Spotte gegen ihn Raum und Grund. Am Wichtigsten war er daher damals noch seiner nächsten Königsberger Umgebung, Motherby, Green, Hippel, Scheffner, einem regsamen und tüchtigen Kreise also, in dessen unscheinbaren Grenzen man in vielen Stücken der Bildung der Zeit zuvorgeeilt war: man war hinaus über den einseitigen Enthusiasmus für Klopstock, an dem man sogar auszusetzen und zu verbessern fand [3]), man war aber auch hinaus über die Berliner Aufklärung, ja man hatte, was besonders in Hippel hervortritt, in dieser ernsten und anhaltenden Beschäftigung mit geistigen Problemen sich eine gewisse compacte Sicherheit des Characters, eine

[1]) vgl. die Anzeige mehrer Hamann'scher Schriften in d. Allg. Deutschen Bibl. 1775. Bd. XXIV, 2, 288—296. besonders am Schluß.

[2]) vgl. Goethe in Wahrh. und Dichtung, III, (S. W. 26.) 110.

[3]) Siehe die Briefe Scheffner's an Bock in der Zeitung für die elegante Welt, 1840. Nr. 255.

siegsgewisse Festigkeit angeeignet, der es leicht ward, den Thorheiten der Welt gegenüber sich humoristisch zu verhalten. — Bald indessen fehlte es Hamann auch in weiter Ferne nicht an Verehrern, selbst nicht an solchen, die ihn zum „Magus des Nordens" und zum Heiligen machten [1]), und denen gerade wohl war bei diesem räthselhaften Tone, der ihnen so viel zu ahnen und einen so edlen Kern von Frömmigkeit und Weisheit vorauszusetzen erlaubte. Diese, nämlich der Galizinsche Kreis in Münster, knüpften besonders an Hamann's vermeintlicher Christlichkeit an und propagirten sein Ansehen unter ihren zahlreichen Befreundeten mit dem Eifer, der solchen Richtungen eigen ist. Aber auch der jüngste Anwuchs, der Keim der Stürmer und Dränger, fand Gefallen an Hamann, dessen Princip, daß nur mit der vollen und ungetheilten Persönlichkeit zu wirken sei [2]), in Einklang stand mit ihrer unbedingten Autonomie der Subjectivität, dessen rastloses Betrachten, Auflauern und Betasten der eigenen Seele ihren krankhaften Neigungen entsprach, und der ja vor Allem das Freimaurerzeichen des Genies, das Anonyme, das Unaussprechbare mit ihnen theilte, — nicht zu rechnen, daß sie an ihm einen erbitterten Mitkämpfer gegen die verhaßte, hofmeisternde Berliner Cultur und in seiner abstrusen, aber eben dadurch imponirenden Schreibweise eine Waffe besaßen, deren Führung sie ihm eifrig abzulernen suchten, um sich auch so von dem Pöbel, dem gemein verständlichen, zu unterscheiden [3]).

[1]) Goethe, a. a. O. 106. 107.

[2]) a. a. O. 108.

[3]) In diese Verirrung gerieth merkwürdiger Weise sogar Goethe, dessen ursprünglicher, klarer Schönheitssinn ihn unter Vielen gerade davor hätte schützen sollen: der Tractat über Erwin von Steinbach und mehre andere kleine Aufsätze, welche die nachgelassenen Schriften veröffentlicht

In dieser Umgebung nun erwuchs Herder[1]) und ward geistig von ihr genährt und bestimmt, so daß wir ihn als den Herold und das ausführende Werkzeug Hamann's anzusehen haben. Denn was in diesem Kreise selbst und auch noch in den Hamann'schen Schriften, verdunkelt und eingehüllt von der wunderlichen Fassung derselben, nur das stille Eigenthum einer kleinen und zurückgezogenen Gemeine war, das machte Herder zur Grundlage der Kritiken, die er in den Fragmenten zur deutschen Literatur (1767) und den kritischen Wäldern (1769) wie Blitze mit zündender Gewalt ins Publikum schleuderte. Hamann genügte nicht nur, sondern er liebte sogar und suchte eine abgeschlossene, geheime Thätigkeit in engem Kreise; Herder dagegen, mit dem vollen Enthusiasmus der Jugend, warf sich gleich in seinen ersten Schriften urtheilend und reformirend in die Fluth der Literatur, für die er kein anderes Heil sah, als wenn sie zurücklenkte zu ihren ursprünglichen Quellen, zu der Einfachheit der Volkspoesie, die er nachwies und rühmte an Homer und an der Bibel, an Shakespeare und Ossian, und an den Volksliedern verschiedener Zeiten und Nationen, für deren Sammlung er frühzeitig besorgt war. Er erklärte daher alle conventionelle, gelehrte, künstlerische, und mit einziger Ausnahme Klopstock's, die gesammte damalige deutsche Poesie für einen Abfall von der wahren Poesie; er verlangte dagegen das unmittelbare Pathos, die naive Lebendigkeit volksthümlicher Motive und empfahl, der eleganten Genauigkeit der damaligen Geschmacksrichter zum Trotz, die Aufnahme

haben, sind in Hamann'schem Stil geschrieben: vgl. darüber ihn selbst a. a. O. 99. 105.

[1]) Ueber Herder vgl. die vortreffliche Darstellung bei Gervinus, IV, 452. flg.

der Volkssprache in die Sprache der Literatur. Und dies Alles that er mit einer wahrhaft reformatorischen Kühnheit, die vor alten und neuen Autoritäten wenig Bedenken trug, und in einer Sprache, in welcher die Hamann'schen Elemente sehr glücklich benutzt und gleichsam das schwere, grobe Geld, mit welchem Hamann selbst nur wenig ausrichten konnte auf dem Markt der Literatur, zu schnellem und allgemeinem Umsatz in eine leichte und immer noch blanke Münze umgeschmolzen war. Der Erfolg dieser frühesten Herder'schen Thätigkeit ist ungemein groß gewesen, besonders auch dadurch, daß bald, nachdem er jene Bücher ins Publikum gesandt, er selbst gleichsam ihnen nachreiste und sich persönlich bekannt machte mit den deutschen Literaten, die er aus seinem fernen nordischen Winkel her so mächtig angeregt hatte und für die er nun, wie durch seinen schriftstellerischen Ruhm, so auch durch seine kraftvolle und herrschende Persönlichkeit eine gewichtige Autorität wurde. Diese Herder'sche Reise (1769) ist der wahre Apostelzug der Königsberger Kritik durch Deutschland [1]): er wurde in Hamburg mit Claudius befreundet, verband sich 1770 aufs Innigste mit dem Darmstädter Kreise [2]) und nahm in Straßburg Göthe zu seinem täglichen und genauesten Umgang [3]).

[1]) Er selbst hatte dabei, wie auch Gervinus bemerkt (a. a. O. 485.), wohl mehr eigene weltmännische Bildung im Auge, als unmittelbar literarische Zwecke; das nächste Ziel der Reise war daher auch Frankreich und Paris, die hohe Schule geselliger Bildung. Aber sein Schicksal rief ihn bald dahin zurück, wo das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit und die wahre Sphäre seines Talentes war, nach Deutschland und in das Treiben der deutschen Literatur.

[2]) Für diese Periode sind, außer dem, was Herder's Frau im ersten Theil der Lebensbeschreibung ihres Mannes erzählt, besonders auch die Briefe an Merck in der Wagner'schen Sammlung wichtig, z. B. Herder's Urtheile über Klopstock: I, 2. 20. 26.

[3]) Wahrh. u. Dichtung, II, (S. W. 25.) 296. III, (S. W. 26.) 8.

So sind wir durch Herder an den Rhein geführt worden, dem zweiten Pol und Angelpunkt in dem Umschwung der siebziger Jahre: denn zu der Königsberger Kritik, welche Herder vom Norden an den Rhein verpflanzte, kam nun hier der südliche Reichthum der Production. Der Rhein und überhaupt diese westliche Hälfte Deutschlands war bis dahin an unserer neueren Literatur, deren Entwicklung sich hauptsächlich in den sächsischen Landschaften zusammengedrängt hatte, ziemlich ohne Antheil geblieben. Das geistliche und reichsstädtische Regiment und diese politische Absonderung von dem Gesammtleben Deutschlands hatte die Entwicklung geistiger Interessen begreiflicher Weise nicht begünstigt: schon Gottsched hatte auf die geringe Cultur der Pfalz Spottgedichte gemacht; Wieland hatte in der kleinen schwäbischen Reichsstadt das Muster zu dem Abdera seines Romans gefunden; ähnliche Klagen führt Götz in seinen Briefen, der in der Gegend von Kreuznach gänzlich vereinsamt war und abgeschnitten von allem literarischen Verkehr [1]), und noch Georg Jacobi, als er von Halberstadt und Halle nach Düsseldorf zurückkehrte, glaubte sich in ein barbarisches Tomi versetzt. Aber schon wuchsen gerade hier, in der Nachbarschaft des Rheins, die Jünglinge heran, die mit der sprudelnden Kraft und Lebensfülle ihrer südlichen Natur unsere Poesie in den Sturm und Drang der Meeresfluth hineinreißen sollten, aus welcher uns dann das künstlerische, das schöne Subject geboren wurde. Auch fehlte es schon nicht an einzelnen Sammel- und Mittelpunkten der Cultur, an welche die neue schöpferische Bildung sich anlehnen konnte; namentlich war in Darmstadt, wo ein kunstsinni-

---

[1]) Siehe das schon erwähnte Buch von Voß: Götz und Ramler.

ger Fürst regierte, der auch mit Klopstock und Claudius den verunglückten Versuch machte, ein Mäcen der Poeten zu werden, ein gebildeter und ansehnlicher Kreis versammelt, aus welchem besonders Merck's rüstige, praktisch gewandte, weit verzweigte Persönlichkeit hervorragt [1]). Gleichzeitig wurden von Gießen und Frankfurt aus die Frankfurter Gelehrten Anzeigen geschrieben, ein kritisches Journal in Gerstenberg-Herder'schem Sinne, an welchem auch Göthe lebhaften Antheil nahm [2]). Endlich fing von der Schweiz her auch Lavater zu wirken an, der Mann des unbeschränkten Gemüthes, der Hamann des Südens, die eigentliche Hebamme der Genieperiode, für welche seine Physiognomik ein sehr wichtiges Ferment abgab. Denn in ihr wurde die Geltung des Subjects, der eigene und unbedingte Werth der Persönlichkeit sogar auf das Aeußerliche übertragen: jeder einzelne Mensch wurde sich und Anderen ein Kunstwerk, ein Studium, eine räthselvolle Aufgabe, man schwelgte im eigenen und gegenseitigen Genuß der Persönlichkeit, schickte Silhouetten, schrieb Tagebücher und Selbstbetrachtungen [3]), ja man darf nur die Lavater'sche Charakteristik der Stolberge nachlesen, welche Göthe in Dichtung und Wahrheit aufgenommen [4]), um sich deutlich zu machen,

---

[1]) Ueber den Darmstädter Kreis vgl. Göthe's Wahrh. u. Dichtung, III, (S. W. 26.) 97. Gervinus, IV, 517. und über Merck selbst hauptsächlich A. Stahr's „Johann Heinrich Merck. Ein Denkmal.“ 1840.

[2]) Göthe, a. a. O. 159. fgg. Vgl. die Briefe an Merck, I, 32. 37. 42. 43. 45. und den früher erwähnten Briefwechsel zwischen Weiße und Uz a. a. O.

[3]) Schon 1771 erschien Lavater's „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst.“ Vgl. auch, was Göthe bei der Bekanntschaft mit Lilli über den damaligen Umgangston erzählt: Wahrh. u. Dicht. IV, (S. W. 48.) 37. und die bekannten Briefe an Gustchen Stolberg in der Urania v. J. 1840.

[4]) a. a. O. 151. fgg.

wie weit diese Vergötterung selbst des äußerlichen, zufälligen Menschen ging und welchen Vorschub Eitelkeit, Selbstliebe und weichliche Empfindsamkeit hier erhielten.

Doch fällt die Wirksamkeit dieser physiognomischen Fragmente, Lavater's Bekanntschaft mit Göthe (1774) und überhaupt die Entwicklung der rheinischen Literatur bereits in eine andere Zeit, als diejenige, welche wir hier betrachten wollten; wir schließen also diese Uebersicht der damaligen literarischen Gruppen, Zustände und Beziehungen, indem der Leser aus dem Mitgetheilten bereits genügend orientirt sein wird auf dem Terrain, auf welchem nun, mit dem Beginn der siebziger Jahre, die Göttinger Dichter erscheinen werden. —

Zweites Buch.

Göttingen: die deutsche Gesellschaft, Kästner und die Bibliothek.

Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, daß der Boden von Göttingen bis in den Anfang der siebziger Jahre für die Poesie nichts weniger als günstig und fruchtbar war, so daß daher die Zeit noch sehr ferne zu sein schien, wo auch diese Universität sich einen eigenen Namen in unserer schönen Literatur erwerben werde. Zwar daß von Göttingen noch kein Dichter ausgegangen, hätte man schon damals nicht ohne Gefahr des Widerspruchs behaupten dürfen: denn gleich in den ersten Jahren nach der Gründung (1737 bis 1745) hatte Göttingen von dem damaligen akademischen Rechte der Poetenkrönung, welches bald darauf auch Gottsched in Leipzig an seinem Schönaich mit vielem Prunk ausübte, einen sehr reichlichen Gebrauch gemacht, und einer Menge Dichter und Dichterinnen den poetischen Bürgerbrief durch seinen Prorector untersiegeln lassen [1]). Daß die Nachwelt diese Anweisungen, obschon sie unter den Augen eines Albrecht von Haller ausgestellt wurden, dennoch

[1]) Schlosser, Gesch. des achtz. Jahrh. I, 583. Pütter in seiner Gelehrten Geschichte von Göttingen (1765), wo übrigens alle Privilegien und Institutionen der Hochschule wohl registrirt sind, thut dieser Poetenkrönungen gar keine Erwähnung mehr.

nicht respectirt, und von all den Namen, die damals feierlich ausgerufen wurden, auch nicht ein einziger sich erhalten hat, wird Niemand befremden, der den Werth solcher und aller ähnlichen academischen Proceduren kennt. Auch scheint die Universität frühzeitig auf die Ausübung dieses Rechtes wieder verzichtet zu haben, wobei wir nicht wissen, ob sie dies freiwillig that oder genöthigt, und ob in einer Anwandlung richtigeren Geschmacks, oder ob grundsätzlich und weil einer Universität, die sich immer entschiedener und ausschließlicher zur Trägerin der positiven, der historischen Wissenschaften ausbildete, diese Schirmherrschaft über das lockere Volk der Poeten nicht mehr geziemen mochte. Auch die deutsche Gesellschaft für Literatur und Sprache [1]), die nach dem Muster der Leipziger schon **1739** durch Geßner in Göttingen war gestiftet worden, hatte der Literatur auch nicht die kleinste Frucht getragen [2]), ja sie hatte in jüngerer Zeit (1762) dem allgemeinen Zuge der Universität folgen und durch Aufnahme der beliebten Göttinger Realien, der Geschichte, Geographie und Alterthümer, ihren ursprünglichen Charakter im Grunde aufgeben müssen, ohne daß diese Erweiterung ihres Kreises ihre Kräfte gesteigert und sie selbst zu einigen öffentlichen Lebenszeichen ermuntert hätte.

Das Principat dieser Gesellschaft befand sich gerade seit dieser Reform in Kästner's Händen [3]), und der Umstand,

---

[1]) Pütter, a. a. O. 270. fgg. — Ueber Batteux wurden von zwei Professoren regelmäßige Vorlesungen gehalten: ebendas. 307.

[2]) Doch waren 1750 „Jungfer S. E. W(alther) Mitgliedes der Teutschen Gesellschaft zu Göttingen u. s. w. Gedichte" in Göttingen erschienen: s. Pütter's Selbstbiogr. I, 247.

[3]) Pütter in der Gel. Gesch. I, 271. Auch Heyne war Mitglied der deutschen Gesellschaft.

daß auch er, der doch selbst den Ruf eines Dichters hatte, auch hier, wo Beförderung der Literatur und Poesie der ursprüngliche und ausgesprochene Zweck der Vereinigung war, keine nur einigermaßen nennenswerthen Erfolge gewonnen hat, bestätigt deutlich, was wir schon früher bemerkten, nämlich daß Kästner in seiner eigenen Persönlichkeit nichts besaß, was ihn zum lebendigen Mittelpunkt, zum Bildner und Förderer literarischer Kräfte hätte machen können. Mit seiner eigenen Poesie aber hatte es diese Bewandtniß, daß dieselbe diesen Namen nur in einer Zeit führen durfte, wo ein leiblich witziger Einfall, ein Vergleich, eine moralische Sentenz, wenn sie nur zu einer Art von Pointe zugespitzt und, was die Hauptsache war, in eine zierliche und glatte Form eingekleidet war, als ein poetisches Erzeugniß galt. So erwarb sich Kästner und hat bis auf unsere Tage den Namen eines Poeten behauptet lediglich durch seine Epigramme, während das Uebrige, was er sonst noch in Reimen versucht hat, Lehrgedichte und Oden [1]), die Gottsched'sche Abkunft zu unverkennbar trägt, als daß diesen Versuchen auch nur einiger Werth beizulegen wäre. Denn wiewohl er gern von Haller spricht und der trefflichen Dichtweise dieses seines Freundes, die er auch den späteren, wie er meinte, übergenialen Richtungen entgegenzusetzen liebte [2]), so war doch sein eigenes, nur formales und allen Pathos, aller Phantasie, aller lebendigen und kräftigen Darstellung baares

---

[1]) Unter den Lehrgedichten war besonders das von den Kometen bekannt (1744). Die übrigen werden meist schon durch die Ueberschriften charakterisirt, z. B. Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu sein; der Nutzen der schönen Wissenschaften beim Vortrage philosophischer Lehren u. s. w. Unter den s. g. Oden sind auch anakreontische Verseleien; siehe den ersten Band der Verm. Schr. 1783.

[2]) z. B. in den Sinngedichten und Einfällen, II, 173.

Talent gänzlich außer Stande, sich an Haller anzuschließen und jemals die ebenen Gottsched'schen Gleise zu verlassen [1]). Was daher in seinen Gedichten wirkte, war ausschließlich der Witz der Combination, in welchem sein mathematisches Genie sich offenbarte, und der epigrammatische Stachel, den er mit verwegener Gewandtheit gegen Personen und Ereignisse seiner Umgebung richtete. Kästner's Verhältniß zu Göttingen ist mithin eigentlich weder ein freundliches noch ein fruchtbares: seine angeborene Leipziger Cultur blickte vornehm herab auf das spießbürgerliche Treiben der Göttinger Gesellschaft [2]), sein Witz belustigte sich an den Blößen, welche der Pedantismus, das Zopfwesen und die geheime Rivalität seiner Collegen ihm darbot, und die kleine gesellschaftliche Macht, die der Respect vor seiner scharfen Zunge ihm gewährte, schmeichelte der Eitelkeit des äußerlich unscheinbaren Mannes. Jüngere poetische Talente daher, die sich etwa in Göttingen ein-

[1]) Daß daher Gottsched's Gegner, die Bodmer und Genossen, ziemlich scheel auf ihn sahen, haben wir schon oben bemerkt. Er schrieb auch eine Charakteristik Gottsched's: Verm. Schr. II, 150.

[2]) z. B. Sinngedichte und Einf. II, 116.

„O Gräfin, unser Ort kennt keine Dichtertriebe,
Nicht sanfte Regungen von Zärtlichkeit und Liebe,
Hier mußt Du, wenn man Dir was Gründliches soll sagen,
Nach Würsten und Kartoffeln fragen."

Der bittern Anspielungen auf seine Collegen und den akademischen Pedantismus sind in seinen Epigrammen unzählige; eine charakteristische Satire auf die Mitglieder der Societät hat neuerlich der ungenannte Verfasser (L. Wienbarg?) der leider unvollendeten Gesch. der Göttinger Gel. Anzeigen in den (gleichfalls unvollendet gebliebenen) Beiträgen zur Gesch. d. deutschen Journalismus, Heft III, S. 327. mitgetheilt. Höheren Orts wurde er freilich durch dergleichen sehr anstößig und bildet daher einen Gegensatz zu der sonstigen diplomatisch eleganten Schmiegsamkeit Göttinger Professoren: Heyne's Leben, 108. 109. — Wer übrigens den damaligen geselligen Zustand der gebildeten und gelehrten Welt Göttingens kennen lernen will, vgl. Pütter's Selbstbiographie, II, 513. u. I, 189.

fanden, konnte nur das sehr lockere Band der formalen Cultur an ihn knüpfen und dann hauptsächlich die Erwägung, daß er, der von Deutschland, ja von Europa anerkannte Gelehrte, der witzige Kopf, der beliebte Poet, nach seinen eigenen Bekenntnissen sich in geistiger Hinsicht ebenso unbehaglich und einsam in Göttingen fühlte, als diese Jüngeren es gleichfalls thaten, so daß diese gemeinschaftliche Unzufriedenheit sie einigermaßen an einander bringen mußte.

Mehr daher, als von Kästner, war, wie wir gleichfalls schon früher erinnert haben, für Anregung und Entwicklung des poetischen, des künstlerischen Talentes, aus den Heyne'schen Vorlesungen zu erwarten, in denen der Geist der alten Kunst zum Leben aufgeweckt und diese schönste Schule menschlicher Bildung von einem begeisterten und gemüthvollen Lehrer erschlossen wurde. Nur liegt es in der Natur der Sache, daß die Früchte dieser Einwirkung auf unsere Poesie nur langsam und oft in einer Art reiften, daß sie selbst den Boden, der sie genährt, die Sonne, welche sie gezeitigt hatte, nicht anerkennen wollten.

Sehr deutlich dagegen ist auch schon in jener Zeit der bedeutende Gewinn, den bereits damals unsere Literatur demjenigen Göttinger Institut verdankte, welches noch heut, nach so vielen Verlusten, welche diese Universität erlitten, nach so manchem Sturm, der sie gewaltsam ihrer Zierden beraubt hat, den Namen Göttingens jedem Gelehrten, jedem Freunde der Wissenschaft werth und wichtig macht: der Göttinger Bibliothek. Auch sie war von dem Vater der Universität, von Münchhausen, gegründet und mit einem Eifer, sogar mit einem Aufwand bereichert worden, der sie binnen kurzer Zeit den ansehnlichsten Sammlungen dieser Art an die Seite setzte.

Ja sie übertraf dieselben schon in ihrem Entstehen sowohl dadurch, daß sie jenen Wust ewig ungelesener Bücher nicht hatte, der in anderen Bibliotheken aus der Erbschaft alter Klöster und Stiftungen die Repositorien nutzlos zu füllen pflegt, sondern vielmehr nach den lebendigen Bedürfnissen der Zeit und aus den neuesten Erscheinungen der europäischen Literatur mit Plan und Absicht zusammengetragen ward, als auch besonders durch die in jenen Tagen noch ungewohnte Liberalität, mit welcher die Schätze derselben dem Publikum zur Benutzung dargeboten wurden [1]). Die größte Wichtigkeit aber erlangte sie durch die Verbindungen der Universität und ihrer Curatoren mit England, dem eigentlichen Mutterlande der Göttinger Hochschule, das zu dem unübersehbaren Unrecht, welches es Hannover und in ihm dem gesammten Deutschland angethan, sich in der Stiftung Göttingens doch auch ein Verdienst erworben hat um Deutschland. Es war damals gerade die Zeit, wo unsere Literatur, selbst unsere Wissenschaft mit jugendlichem Enthusiasmus bei England in die Lehre ging: Shakespeare und Ossian hatten bereits gezündet, die Percy'sche Sammlung fing an, unsern Poeten ein Gefühl zu erwecken von dem wahrhaft Volksthümlichen und dem eigentlichen Charakter der Romanze und Ballade, eine neue Betrachtung des Homer und damit der Poesie im Allgemeinen begann von England her sich auszubreiten, von wo auch in der Historie sowohl jene bekannten größeren Sammel-, als einzelne Meister- und Musterwerke ausgingen. Diese ganze anregende englische Literatur nun war nirgend an-

[1]) Ueber die früheste Entstehung und Einrichtung der Göttinger Bibliothek vgl. in Kürze Pütter, Gel. Gesch. I, 210. fgg. Einiges auch in Heyne's Leben, 259. 291. fgg.

ders so vollständig und so frühzeitig zu erlangen, als in Göttingen, ja Einiges ausschließlich hier, wie z. B. von Wood's „Versuch über das Originalgenie des Homer," welcher den eigentlichen frühesten Anstoß zu der ganzen Homerischen Frage gegeben und überhaupt auf unsre Ansichten von Poesie und poetischem Genie entschiedenen Einfluß gehabt hat, lange Zeit das einzige Exemplar in Deutschland nur in Göttingen, in Michaelis' Händen war, so daß mehre Jahre hindurch Heyne der Einzige blieb, der von diesem wichtigen Buch zu sagen wußte[1]), bis es endlich doch einem Uebersetzer gelang, desselben habhaft zu werden[2]). Solcher Uebersetzer, die die Ausbeute der englischen Gelehrsamkeit nach Deutschland übertrugen, mußte sich nun eine Menge nach Göttingen ziehen, als dem vornehmsten Markte der englischen Literatur für Deutschland, und so finden wir auch die Mitglieder des Göttinger Bundes, Boie, Hölty, Voß, in Uebersetzungen aus dem Englischen thätig. Dadurch bildete sich allmälig ein gewisser Stamm unabhängiger Gelehrter und Dichter, die von dem leidigen Kamaschenwesen der Brodstudien und Amtbewerbungen sich frei erhielten. So wenig es uns nun in den Sinn kommt, den Dienst des Buchhändlers dem Dienst des Staates vorzuziehen und daher dies abstracte Literatenwesen für etwas Preiswürdiges oder gar Verdienstliches zu halten, vielmehr im Gegentheil, so fest wir überzeugt sind, daß keine noch so ausgebreitete literarische Wirksamkeit, kein noch so glänzender künstlerischer Ruf irgend jemand für die unmittelbare Betheiligung am Staat und der Gemeine durch amtliche Thätig-

---

[1]) Siehe die Gött. Gel. Anz. von 1770, Stück 32.

[2]) vgl. Göthe's Recension der Wood'schen Schrift in den Frankf. Anzeigen: S. W. XXXIII, 21.

keit, als den edelsten Beruf und die höchste, wahrste Ehre des Mannes, wirklich entschädigen kann, so unzweifelhaft dünkt es uns doch, daß, wenn zu wählen wäre zwischen Solchen, die gar nicht, und Solchen, die nur nach einem Amte trachten, wir immer mehr erwarten dürfen von den Erstern, und daß in der Literatur jede neue Richtung, die mit Energie ergriffen, mit Tapferkeit verfochten sein will, eines jüngeren, in der angedeuteten Art selbständigen Geschlechtes nicht wohl entbehren kann. Diesen also bot die Göttinger Bibliothek einen außerordentlichen Reichthum von Stoff und Mitteln; sie entgingen aber dadurch, daß Göttingen nicht, wie Leipzig, zugleich ein bedeutender Herd des deutschen Buchhandels war[1]), der sehr nahe liegenden Gefahr, aus der Abhängigkeit des Uebersetzers in die Knechtschaft des Lohnschreibers zu verfallen. — Endlich waren in der Göttinger Bibliothek neben der englischen auch die übrigen modernen Literaturen, namentlich die südlichen, schon damals in einer Vollständigkeit vertreten, von der man anderwärts noch keine Ahnung hatte[2]), wozu noch seit 1756 die anregenden Vorlesungen über neuere Literaturen von Dieze[3]) kamen, einem gewandten Manne von Leipziger Bildung, der um die erste Verbreitung jener südlichen Literaturen sich ein achtbares Verdienst erworben hat.

---

[1]) Ueber die Anfänge des Göttinger Buchhandels finden sich ergötzliche Notizen in Pütter's Selbstbiographie, I, 180.

[2]) Bekanntlich wurde nur durch die Göttinger Vorräthe Bouterweck's Geschichte der spanischen Literatur möglich, der, nach ihrem eigenen Eingeständniß, die Spanier selbst nichts Aehnliches an die Seite zu setzen haben.

[3]) Näheres über ihn in Heeren's Buch über Heyne. — Schon früher hatte sich Schiebeler, der selbst englische, französische, italienische und spanische Gedichte machte, wegen ähnlicher Interessen in Göttingen aufgehalten: s. Eschenburg in der Vorr. zu Daniel Schiebeler's auserlesenen Gedichten, 1773. p. XIV. XXI. XXIX.

Boie und Gotter.

In dieser Umgebung finden wir nun im Anfange der siebziger Jahre Heinrich Christian Boie[1]), 1744 in Meldorf im Herzogthum Schleswig geboren, und seit 1763 auf der Universität zu Göttingen, wo er bald das ursprünglich gewählte Studium der Rechte gegen literarische Beschäftigungen in den Hintergrund treten ließ, zu denen ihm (er übersetzte schon damals, vornehmlich Theaterstücke, aus dem Englischen[2]) die besprochenen Verbindungen Göttingens mit England die Gelegenheit, so wie ein eigenthümliches Gemisch von bescheidener belletristischer Neigung und praktischer, selbst industrieller Gewandtheit die Veranlassung gab. Er war eine jener dilettantenhaften Naturen, wie Zeiten einer großen Entwicklung, einer lebendigen und allverbreiteten Production in Literatur und Kunst sie hervorzubringen pflegen, dabei aber von norddeutscher Kritik und nüchterner Besonnenheit, zugleich von der festen, gediegenen Tüchtigkeit des Charakters, welche den Söhnen seines Heimathlandes gleichsam angeboren wird. Auf sein eigenes poetisches Talent, das er in seltenen und kleinen, weniger aus dem Innern quillenden, als von Außen, besonders durch eine ausgebreitete Lectüre fremder Literaturen, angereg-

[1]) Für die innere Geschichte der Wirksamkeit Boie's in Göttingen sind, außer den Vossischen Briefen, die vornehmsten Quellen seine eigenen Briefe an Knebel, seit 1770 (in Knebel's Nachlaß, II, 77—146.) u. seit 1775 die Briefe an Merck in der ersten Wagner'schen Sammlung der Briefe an Merck u. s. w. (1835) S. 45. 56. 62. 67. 287. Die spätere Zeit und besonders die Redaction des deutschen Museums betreffen seine Briefe an Halem in der kürzlich von C. F. Strackerjan herausgegebenen Selbstbiographie Halem's rc., Oldenburg, 1840., wo zwei und dreißig Briefe von Boie mitgetheilt werden. —

[2]) Von seinen frühesten Uebersetzungen s. Knebel, II, 78. 89. und dann Jördens, V, 767.

ten Versuchen übte, legte er nur einen mäßigen Werth; mit Eifer dagegen pflegte er schriftstellerische Bekanntschaften, suchte jüngere und bedeutendere Talente neidlos, in schöner Freude an ihrem Gedeihen, an sich heranzuziehen, führte demgemäß einen ausgebreiteten literarischen Briefwechsel und hatte, als ein praktischer und erprobter Mann, auch mit Buchhändlern allerhand Verbindungen, durch welche er wieder jenen jüngeren Freunden nützlich zu werden sich bemühte. Dabei hatte seine frühe Bekanntschaft mit den fremden Literaturen seinen Geschmack nicht nur gebildet und geschärft, sondern demselben auch eine Art von Universalität gegeben, die sich gern und willig auch abweichende Richtungen gefallen ließ und aus jeder der Schulen und Parteien, in welche der deutsche Parnaß bereits zerfiel, das Gute und Lobenswürdige zu Genuß und Ermunterung mit liebevollem Fleiß hervorsuchte. Unter seinen Verbindungen war die mit Gotter, der zu derselben Zeit seine Studien gleichfalls in Göttingen begonnen hatte, die früheste und zunächst fruchtbarste.

Gotter, schon im älterlichen Hause in einer feinen und zierlichen Umgebung aufgewachsen und der diplomatischen Laufbahn bestimmt, hatte sich, bei einem leichten und anmuthigen Talent, das ihn besonders sprachlich sehr begünstigte, an den französischen Geschmack angeschlossen, und schon im ersten Jünglingsalter einige Gedichte veröffentlicht[1]), die trotz ihrer französischen Glätte und trotz der Daphnen und Grazien, die darin mitspielen, doch nicht ohne gemüthliche Betheiligung sind. Vielmehr wie auch die Consequenz beweist, mit wel-

[1]) Von ihnen ist nur eines (1768) in die durch ihn selbst veranstaltete Ausgabe von 1787 aufgenommen worden: An meine Freunde, I, 1., das im ersten Göttinger Musenalm. steht: An Damon, 138.

cher er während seiner ganzen schriftstellerischen Laufbahn dieser gemäßigten Nachahmung der Franzosen treu geblieben ist [1]), deren leichtes, geselliges Genre in den epîtres und ähnlichen poésies fugitives er sich zum Muster genommen, hatte Gotter's Talent gerade in dieser Form, die für ihn eine lebendige wurde, seinen richtigen Ausdruck gefunden, um so mehr, als er ihr durch seinen Hang zu halb philosophischen, halb moralischen Reflexionen und eine gewisse gemüthliche Salbung einen Inhalt gab, welcher durch sie den Deutschen seiner Zeit nur um so angenehmer wurde.

Dieses Muster nun wirkte auch auf den Geschmack und die Kritik seines Freundes Boie, der vermöge seines feinen Formensinnes sich einigermaßen der französischen Eleganz zuwendete und auch nach seiner ganzen nüchternen Denkweise mit der seraphischen und bardischen Ueberschwänglichkeit, wie sie damals noch im Gange war, nicht wohl einverstanden sein konnte [2]). Er versuchte sich daher selbst in

[1]) So sagt er auch in der Vorrede zur eben gedachten Ausgabe: „So sehr es seit einiger Zeit Mode geworden ist, das dichterische Verdienst der Franzosen zu verkleinern; so wenig trage ich Bedenken, den Einfluß hier dankbar zu bekennen, den eine lange Bekanntschaft mit diesen liebenswürdigen Schriftstellern auf die Bildung meines Geschmacks gehabt hat." (I, VIII.) Zu einem solchen Bekenntniß gehörte damals in der That Muth und Sicherheit der Ueberzeugung. — Bekanntlich unternahm Gotter es auch, zu einer Zeit, da Shakespeare die einzig giltige Loosung war, französirende Trauerspiele nach Voltaire und Crebillon zu schreiben (womit schon 1771 Boie nicht zufrieden war: Knebel, II, 108.) und selbst Shakespeare's Romeo und Julie (1779), noch ärger als Weiße, zu einem fröhlich endenden Singspiel zu verarbeiten. Vgl. die nicht ungeschickte Vorrede zum zweiten Bande (1788) der obigen Sammlung. Seiner Berührung mit Göthe werden wir unten gedenken.

[2]) Es ist höchst charakteristisch für Boie, wie er gegen Knebel, der als Schüler und Anhänger Ramler's über die ganze Bardenpoesie den Stab brach, dieselbe zu vertheidigen sucht, nicht etwa, weil sein Herz

der französirenden Epistel [1]) noch zu einer Zeit, da er bereits eine sehr gründliche Kenntniß der englischen Literatur besaß und Shakespeare mit Begeisterung und Kenntniß genoß; auch liebte er Gleim's und Jacobi's Dichtungen und war ein lebhafter Freund von Wieland's Muse [2]). Klopstock freilich blieb

oder sein Urtheil für sie Partei nimmt, sondern nur, weil jene grundsätzliche und rücksichtslose Verwerfung ihm ungerecht erscheint. „Nun (schreibt er im März 1771) auf Ihr hartes Urtheil über den Barden Rhingulph. Ich fürchte, Sie haben mehr Recht, als mir's um den guten Barden lieb ist, aber ganz beistimmen kann ich Ihnen doch nicht, ... ob ich gleich glaube, daß wir diesen Ton, so wie bisher jeden, in den wir von ungefähr gefallen sind, übertrieben haben." (Knebel, 95.) Schon etwas nachgiebiger gegen Knebel schreibt er Ende desselben Jahres (111.); aber anderthalb Jahre später, da der Bardenlärm immer wüster und auch in Boie's eigener Nähe, so sehr er selbst dies zu bemänteln strebt (130.), merkbar wurde, tritt er dem Freunde völlig bei und läßt Denis und Kretschmann, die er bis dahin immer zu vertheidigen gesucht, mit ihrem „modernen und affectirten Bardenton" völlig fallen. Indessen auch hier setzt er sogleich berichtigend hinzu: „Wo ich von Ihrem allgemeinen Urtheil wider die Barden abweiche, wissen Sie schon, und ich bin sicher, daß auch Sie noch einlenken werden." (145.)

[1]) „Ich habe zu viel Zerstreuungen und zu wenig Anlaß zum Dichten, als daß ich viel und was Gutes machen könnte. Ich versuche jetzt die leichte epître, vielleicht glückt's mir darin ein wenig." (Knebel, 108.) Darum schreibt auch in der Blüthezeit des Bundes Voß an Brückner: „Selbst Boie's Geschmack war zu französisch." S. Voß' Briefe, I, 117.

[2]) Er hatte ihn 1770 in Erfurt besucht: „Herr Wieland ist in aller Absicht ein außerordentlicher Mann. Es dauert mich, ihn mit Leuten verstrickt zu sehen, die seiner in keiner Absicht würdig sind. (Dies geht auf Schmid, Riedel, Klotz.) Combabus scheint mir ein Meisterstück der Erzählung. Gellert würde dieses nicht keuscher erzählt, aber vielleicht gar nicht erzählt haben." (a. a. O. 80.) „Wieland's Amadis kann man nicht anders, als bewundern. Die Fehler sieht man leicht, aber wer ersetzt sie durch solche Schönheiten, als W.!" — (100. vgl. 107.) Allmälig indessen, wie die jungen Göttinger Rigoristen ihn umgeben, wird der Ton für Wieland auch lauer (z. B. 107. 120. 145.) und 1775 läßt er gegen Merck von der alten Begeisterung nichts mehr spüren: Briefe an Merck, I, 46. 63.

ihm seiner Oden wegen doch immer der erste, „vielleicht," sagt er, „der einzige" Dichter[1]); nur störte diese Bewunderung, da sie bei ihm aus wohl erwogenen Gründen hervorging und eine Discussion nicht ablehnte, weder seine Empfänglichkeit, noch seine Gerechtigkeit gegen andere und entgegengesetzte Richtungen. Nach auswärts gingen seine Verbindungen nach Halberstadt und Erfurt, besonders aber nach Braunschweig, wo er mit Jerusalem, Lessing, Gärtner, Zachariä, Ebert u. A. bekannt und befreundet war[2]), und sodann nach Berlin, wohin er, wie es scheint, im Jahre 1770, selbst eine Reise gemacht und dabei mit den literarischen Notabilitäten Berlins, vor Allen mit Ramler Freundschaft geschlossen, auch Jüngeren, wie er das liebte, sich angenähert hatte. So war er auch mit Knebel bekannt geworden, der damals, unter Ramler's Patronat ästhetisirend und Verse machend, als Offizier in Potsdam stand und dessen Verbindung mit Boie uns hauptsächlich wegen der, für die Geschichte unserer Literatur höchst schätzenswerthen Briefe des Letzteren von Wichtigkeit ist. Boie hatte sogar die Hoffnung

[1]) Auch über Klopstock ist ein interessanter Streit zwischen Boie und Knebel, welcher Letztere gern, wenn es nur anginge, seinen Freund Ramler über Klopstock setzen möchte, was Boie, wiewohl gleichfalls wohlbefreundet mit Ramler, u. A. in einer einsichtsvollen Parallele Beider (112. 113.) nicht zugestehen will. Der ganze Briefwechsel ist überaus reich an dgl. einzelnen charakteristischen Stellen. Auch dies bezeichnet Boie sehr gut, daß er nirgend auf Klopstock's Christlichkeit und seine vermeintliche Heiligung als Sänger des Messias Gewicht legt, sondern immer nur dem Odendichter, dem Bildner der Sprache und des Versbaues huldigt. Auch über Gleim hat Boie ein sehr gemäßigtes und besonnenes Urtheil, z. B. 85. 99. Auffällig ist bei dieser durchgängigen Nüchternheit des Charakters und der Einsicht nur der überschwängliche Freundschaftston, in welchem er sich zuweilen gegen Knebel ergeht; viel davon ist ohne Zweifel auf die enthusiastische Mode der Zeit zu rechnen.

[2]) vgl. a. a. O. 97.

gehegt, sich für die Dauer nach Berlin überzusiedeln[1]); doch war dies Project, wir wissen nicht wie, gescheitert und Boie daher nach Göttingen zurückgekehrt, wo er, mehr Freund, als Hofmeister einiger junger Engländer, in deren Umgang er seine Kenntniß ihrer Sprache immer mehr befestigte[2]), einer leiblichen Wohlhabenheit und des freundschaftlichen Verkehrs mit Heyne, Kästnet u. A. genoß[3]).

Der erste Musenalmanach.

In dieser Lage daher und als ein solcher Mann, wie wir ihn eben geschildert haben: voll Theilnahme für die Blüthe der deutschen Poesie, mit zahlreichen und angesehenen Literaten persönlich befreundet, geschmackvoll, kritisch und unermüdlich im Feilen und Bessern, ohne doch jemals, wie Ramler, sich unberufen an fremdes Eigenthum zu wagen[4]), ohne Fanatismus für oder wider, und ohne alle Eitelkeit auf seine eigenen poetischen Leistungen, geduldig, selbst zärtlich für die unvollkommenen Anfänge jüngerer Talente, erfahren in buchhändlerischem Verkehr und durch seine Verhältnisse jeder Verlockung

---

[1]) So läßt sich schließen aus Knebel, 77.

[2]) Ueber diese Verhältnisse und die mitunter mißliche Wendung derselben s. 82. 96.

[3]) Er schätzte Heyne, „einen Kenner, auf dessen Urtheil er viel baute," sehr hoch: 104. 118. An dem „guten Kästner" tadelt er die Gefälligkeit gegen Scribenten aller Art: 138. und die allzugroße Fruchtbarkeit an Epigrammen: 92. Eine ausführliche Schilderung von Boie's Persönlichkeit giebt Voß in einem Briefe von 1772: s. Voß' Briefe, I, 78. 79.

[4]) Beispiele seiner sorgsamen, selbst auf die Einzelheiten des Stils sich einlassenden Kritik s. 119. 122. 142. Ramler's eigenmächtiges Verfahren mißbilligte er unumwunden: z. B. 107. 133. 135.

einer bloßen Geldspeculation glücklich überhoben, mußte Boie selbst sich geeignet fühlen, für Deutschland ein Unternehmen nachzuahmen, zu dessen richtiger Durchführung alle diese Eigenschaften damals ebenso unentbehrlich waren, wie sie es noch heute sind und mit welchem kurz zuvor Frankreich mit bedeutendem Erfolge vorangegangen war. Dies war der Almanac des Muses, der zuerst 1765 in Paris die gesammte Literatur der Musenalmanache eröffnet hatte[1]). In diesem Anfange verband sich mit denselben ein ganz anderer Begriff, als wir gegenwärtig thun, wo unsre Musenalmanache nur neue und bisher ungedruckte Poesien bringen dürfen. Der französische dagegen sollte nur eine Auswahl, eine Sammlung besonders anmuthiger und beliebter Gedichte verschiedener Verfasser sein. Er war also nur ein poetischer Jahresabschluß, eine Scheuer gleichsam, in welche der neueste Ertrag des Jahres zusammengetragen ward; sein Gedeihen oder Mißlingen beruhte nicht, wie bei uns, beinahe ausschließlich auf dem Umfange, den die literarische Bekanntschaft der Redacteurs hat, und auf dem Maße des Vertrauens und der Gunst, welches die Poeten diesen erweisen wollen; er konnte auch nicht leiden unter den eifersüchtigen Verdächtigungen derjenigen, die sich durch das verborgene und rechenschaftslose Walten unserer heutigen Redactionen zurückgesetzt und von der Berührung mit dem Publikum geflissentlich ausgeschlossen wähnen: sondern aus dem Allen bekannten, vor Aller Augen offen daliegenden Vorrathe der neuesten poetischen Literatur hielten die Herausgeber ihre Auswahl, bei der sie also neben ihrem eigenen Geschmack

---

[1]) Ueber den ersten deutschen Almanach überhaupt vgl. Ebert's Ueberlieferungen, I, 1, 203.

auch die bereits geäußerten Neigungen und Abneigungen, die Theilnahme und die Gleichgiltigkeit des Publikums zu Rathe ziehen konnten. Theilten die Herausgeber nun dennoch hier und dort ein neues, bisher noch unbekanntes Stück mit, so war dies ein freiwilliges Geschenk und wurde als solches nachsichtig und dankbar aufgenommen. —

Dergleichen Chrestomathien also, in einer gefälligen Form mit Sorgfalt und Sauberkeit zusammengedruckt und als zierliches Geschenk auf die Putztischchen der Damen gelegt, hatten in Frankreich sowohl, als auch in Deutschland, wohin sie gleichfalls stark abgesetzt wurden, großes Glück gemacht und einen allgemeinen Beifall gefunden. Sie waren auch in Boie's Hände gekommen und von ihm und Gotter gemeinsam mit einer Theilnahme gelesen worden, die bald in beiden den Gedanken erzeugte, einen ähnlichen Versuch auch für Deutschland und dessen immer reichlicher quellende Lyrik zu wagen, indem bei diesen von allen Seiten hereinbrechenden Wassern eine Arche, in die das Gediegenere und Lesenswürdige sich retten mochte, in der That nöthig und nützlich schien. Ueber die näheren Zurüstungen zu diesem Unternehmen fehlt es uns an Quellen; nur dies ist bekannt, daß Kästner sich des Projects mit Freundlichkeit annahm und es auf alle Weise unterstützte, so daß das Gerücht ihn sogar anfänglich als Mitunternehmer bezeichnen konnte[1]). Auch Boie's Reise nach Berlin und seine Besuche in Erfurt und Braunschweig darf man wohl mit den Zwecken des Musenalmanachs in Zusammenhang bringen; überhaupt, wenn schon Boie's und Gotter's

[1]) Vgl. unten den Brief von Voß v. 1771.

Antheil sowohl an dem ersten Plan, als an dieser Ausführung desselben sich nicht mehr scheiden läßt, so scheint doch Boie schon bei diesem ersten Almanach den größten Theil der Redactionsgeschäfte besorgt und daher wirklich Anspruch auf den Ruhm zu haben, der ihm, gegen den Buchstaben der Geschichte, auch meistens zugesprochen wird, nämlich der alleinige Gründer des Musenalmanachs zu sein.

So erschien denn der erste deutsche „Musenalmanach für das Jahr 1770" durch eine Göttinger Redaction und in Göttingen verlegt [1]). Entstanden freilich war von diesen Poesien

[1]) Ein vollständiges Exemplar der sämmtlichen Göttinger und Hamburger Musenalmanache möchte gegenwärtig schon nirgend mehr zu finden sein, selbst, nach zuverlässiger Aussage, nicht in Göttingen. Doch hat sich der Verf. durch die gütige Unterstützung, welche ihm von der königl. Bibliothek zu Dresden und der großherzogl. Bibliothek zu Weimar zu Theil geworden ist, eine sich ziemlich ergänzende Reihenfolge derselben zusammenstellen können; von den wichtigeren Jahrgängen hat ihm nur der Göttinger von 1772 und der erste Hamburger (für 1776) gefehlt. Da bei dem neuen Interesse, welches noch vor einigen Jahren das deutsche Publikum an dem Institut des Musenalmanachs zu nehmen schien, es unsern Lesern vermuthlich nicht unlieb sein wird, noch Einiges über den ersten und frühesten Anfang desselben zu erfahren, so theilen wir einen Auszug aus der Vorrede mit, in welcher die (ungenannten) Herausgeber sich u. A. folgendermaßen über ihr Unternehmen aussprechen: „Der französische Musenalmanach hat die Veranlassung zu dem deutschen gegeben. Auch in Deutschland kommen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht so bekannt werden, als sie es verdienen; andre verlieren sich in Büchern, wo man sie nicht sucht. Man wollte einen Versuch machen, einige derselben zu sammeln und dachte Anfangs, sie höchstens mit einigen neuen Stücken zu vermehren. Der Rath und der Beifall einiger Männer, der viel entschiede, wenn nicht hier vielleicht die Freundschaft sie nachsichtiger gemacht hätte, munterte die Herausgeber auf und verschaffte ihnen Beiträge, die sie nicht stolz genug waren, zu erwarten. Wir haben das Glück, manches Stück, selbst von einigen Lieblingen der deutschen Muse, zuerst bekannt zu machen. Dieser Vorzug sollte uns um das Schicksal unserer Sammlung unbesorgter machen und er vergrößert eben die Schüchternheit, mit welcher

in Göttingen nur Weniges, nämlich nur die sehr geringen Beiträge von Boie selbst, die zahlreichen Kästner'schen Epigramme und vielleicht Einiges von Gotter, der gleichfalls mit freigebigen Händen gespendet hatte[1]); also im Ganzen Nichts, was irgend eine besondere Richtung Göttingens oder auch nur der Universität überhaupt in der Literatur repräsentirt hätte. Dagegen prangte in einer Ode von Denis der Name Joseph's (man erinnere sich an das, was wir bei der Wiener Gruppe bemerkten) an der Spitze des Büchleins; Gleim, die Karschin, Willamov, Thümmel, Kretschmann hatten zum Theil reichliche Beiträge geliefert; von Klopstock waren einige beliebte Oden mit illustrirenden Vignetten wieder abgedruckt, ebenso einige Gedichte von Gerstenberg und Ramler, und der ganze Almanach mochte für Geschmack und Bildung jener Zeit sehr wohl berechnet sein.

Dennoch sollte, zum nicht geringen Verdrusse Boie's, der, mit so viel Liebe und Geduld er die vertrauliche Beurtheilung

---

wir sie geben. Wir haben unbekannte Namen unter große und bekannte gesetzt. Wird die Nachbarschaft der letztern den erstern nicht nachtheilig sein?... Anderwärts schon gedruckte Gedichte haben wir, auch ohne Erlaubniß der Verfasser, nehmen zu dürfen geglaubt, aber wir haben immer auf den Ort verwiesen, woher wir sie entlehnten... Wir haben wenigstens keinen Namen genannt, der nicht schon vorher genannt war, so sehr auch die Mode der Zeit ein solches Verfahren rechtfertigen möchte." — Mit so vielen Entschuldigungen und Cautelen bevorwortete man damals die Herausgabe eines Musenalmanachs! Auf die Vorrede folgt erst ein gewöhnlicher Kalender mit Wetter- und anderen üblichen Notizen und einer Reihe schlechter Vignetten; dann erst folgen die Gedichte. Das Format ist ungemein winzig, der Umfang sehr gering, so daß dagegen unsre jetzigen Musenalmanache, namentlich die jüngsten, schon ziemlich dickleibige Quartanten sind. Dahingegen erschien der Leipziger in Octav; das jetzt übliche Format hat zuerst der Schiller'sche Almanach angenommen.

[1]) Die Boie'schen Gedichte sind mit X., die Gotter'schen theils mit diesem Namen, theils mit G. u. T. unterschrieben.

unter Freunden sowohl übte, als duldete, dennoch eine lebhafte Abneigung und sogar Haß gegen die öffentliche Kritik überhaupt empfand [1]), die scherzhafte Prophezeihung, mit welcher Kästner das Büchlein geschlossen hatte, sich in der That bestätigen und der Göttinger Almanach gleich bei seinem ersten Erscheinen in die Hände böswilliger Recensenten gerathen [2]). Es war Klotz, der diesen Ausfall that, welcher jedoch eigentlich von einer anderen Seite und in dem nächsten Interesse eines Anderen ausging, nämlich von Leipzig, wo in demselben Jahre gleichfalls ein „Almanach der deutschen Musen" erschienen war, dessen Redaction von Klotz' Leipziger und Erfurter Freunden besorgt wurde; namentlich soll Schmid zu seinen übrigen Anthologien und Chrestomathien auch schon an diesem ersten Jahrgange Antheil gehabt haben, wie die späteren ihm entschieden zugerechnet werden [3]). Doch möchte auch über die

---

[1]) Briefe an Knebel, 78: „Mehr Privatkritik, weniger öffentliche! Die Nation würde gewiß noch einmal so reich sein, als sie ist." 2c. vgl. 106.

[2]) Die Recension steht im V. Bande der deutschen Bibliothek, Stück 17. S. 122—141. und kann statt mancher andern als ein Beispiel von der gewaltthätigen und boshaften Kritik dienen, deren Klotz fähig war. Er weiß die Sache so zu drehen und zu wenden, daß an dem ganzen Almanach nichts Verdienstliches bleibt und die oben mitgetheilte Vorrede der Herausgeber als eine elende Renommisterei erscheint. Boie schreibt über diese Kritik an Knebel: „Haben Sie gelesen, was Kl. von mir geschrieben hat? Ich habe seinen Unwillen in einem sehr hohen Grade auf mich gezogen; aber antworten werd' ich, Alles bedacht, gar nicht. Vinco aut vincor, semper maculor.... Ich will meinen Weg fortgehen, ohne mich nach ihnen umzusehen. Nichts ärgert mich mehr, als wie man unserm Gotter, einem der Tadelsucht selbst hoffnungsvollen jungen Dichter, mitspielt. Von mir möchten sie noch ärgere Dinge gesagt haben." a. a. O. 83. — Auch wo Klotz bei andern Gelegenheiten einen Hieb auf „unsern lieben Herrn Boie" thun kann, versäumt er das nicht, z. B. Bibl. V, 20, 674.

[3]) Aehnlich, wie Kästner für den Redacteur des Göttinger, galt Wieland noch einige Jahre später, als er schon in Weimar war und den

einzelne bestimmte Person des Redacteurs noch ein Streit gewesen sein können, so wurde doch dies, daß er überhaupt unter jener Sippschaft entstanden, außer Zweifel gesetzt durch die ganze Einrichtung des Almanachs, den süßlich witzelnden Ton der Vorrede, durch die Gesellschaft, die sich hauptsächlich und freiwillig in ihm versammelte, so wie durch die Freunde, denen er zu schmeicheln, die Feinde, die er zu verfolgen sich beeiferte[1]).

Merkur edirte, für den Herausgeber des Leipziger Almanachs: siehe Merkur, 1773, II, 308. Daß gerade Schmid Boie's Nebenbuhler wurde, mochte diesen um so mehr verdrießen, als er auf Schmid schon wegen dessen fabrikmäßiger Verdeutschung englischer Theaterstücke (er gab seit 1769 ein „Englisches Theater" in sieben Bänden heraus), mit der er Boie's eigenen ähnlichen Projecten in den Weg getreten, nicht gut zu sprechen war: Knebel, II, 83. u. öfters.

[1]) Dieser Leipziger Almanach weicht in seiner Einrichtung ungemein ab von dem Göttinger und dem, was wir uns jetzt bei einem Musenalmanache denken. Der Leipziger tritt nämlich zugleich als eine kritische Macht auf, ja die Gedichte erscheinen fast nur als Zugabe zu dem ausführlichen kritischen Theil, der eine vollständige beurtheilende Uebersicht der neuesten poetischen Literatur geben soll. Eröffnet wird der Almanach, ebenso wie der Göttinger, von einem Kalender, nur sind durch sämmtliche Tage des Jahrs die üblichen Namen der Heiligen mit den Namen deutscher Dichter vertauscht, ein Einfall, auf den (wiewohl er im Grunde nicht ganz neu war, da Dreier in seinem, während der Gottsched-Bodmer'schen Händel erschienenen „Neuer critischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf das Schaltjahr 1744 gestellt durch Chrysostomum Mathanasium" ihn schon der Hauptsache nach angewendet hatte) der Redacteur selbst und dann der Recensent in der Klotzischen Bibl. (V, 17, 32—40.) kein geringes Gewicht legen, und der den Herausgebern gleich im Anfang Gelegenheit bot, neben mancher augenfälligen Schmeichelei auch manche versteckte Bosheit zu üben. Die Tage haben nämlich ihren unterschiedenen Werth, und so wird dieser Poetenkalender eine Scala des Urtheils. Daß Haller das Jahr beginnt, Wieland und Uz im Osterfest, Weiße in Pfingsten, Klopstock in Weihnacht, Lessing am Reformationsfeste stehen, mag man sich gefallen lassen: aber Günther steht am Aschermittwoch dicht neben Dreier an Fastnacht; Herder, Hamann, Gerstenberg, Lavater, auch Denis und Willamov fallen in die Hundstage, welche Wichmann, ein

Seinen schlimmsten Feind sah der Leipziger Almanach nun in dem Boie'schen Unternehmen als seinem Nebenbuhler, den er nicht bloß bekämpfen, sondern, wenn möglich, vernichten mußte, und Klotz hatte in der erwähnten Recension diesen Vernich-

schon damals verrufener, längst vergessener elender Reimer, eröffnet u. s. w. Auf diesen Kalender folgt dann die „Notiz poetischer Neuigkeiten vom Jahr 1769," meist kurze Kritiken sämmtlicher neuer Erscheinungen der schönen Literatur, welche, auch durch die späteren Jahrgänge des Leipz. Alm. fortgeführt, noch jetzt für den Literarhistoriker nicht ganz unwichtig sind, weniger zwar durch ihren Inhalt, da die ästhetische und kritische Richtung des Kreises, in welchem dieser Almanach entstand, aus anderen Quellen hinlänglich und deutlicher erkannt wird, als wegen der Vollständigkeit der Uebersicht, die über manches sonst verschollene Buch einige Auskunft geben kann. Daß die Kritik auch hier in Weiße-Schmid-Klotzischer Gesinnung ausgeübt wird, versteht sich von selbst: also wird Klopstock bedingungsweise, Wieland ohne Bedingung und Maß gelobt, ebenso Weiße, die Halberstädter und die Wiener, dagegen Herder und Gerstenberg durchgehechelt, Bodmer und Nicolai verhöhnt u. s. w. An diese Notiz schließt sich eine „Tabelle unsrer lebenden Dichter und schönen Geister, nebst ihrem Charakter und diesjährigen Beschäftigungen in den schönen Wissenschaften," die wieder für Seitensprünge in Lob und Tadel einen weiten Raum bietet. So heißt es z. B. von Boie: „H. C. Boie, Hofmeister in Göttingen, soll viel Gedichte vorräthig haben," eine Anspielung auf dessen vorläufige Anzeige eines zweiten Alm. am Schlusse des ersten. Erst dann folgen die Gedichte, unter denen von Wieland ein Fragment aus der Psyche, viele von Michaelis u. s. w. Sehr viele Gedichte hat er mit dem Göttinger gemein, wovon ausführlich Klotz in der erwähnten Recension. Den Schluß macht ein „kritischer Inhalt" d. h. ein Register der mitgetheilten Gedichte, wiederum mit ganz kurzen, lobenden oder tadelnden, Notizen. Man sieht, wie diese ganze Einrichtung auf Klatschkritik, Persönlichkeiten und Scandal, namentlich aber auf eigenes und guter Freunde Lob berechnet ist. — Ueber Entstehung und Geschichte dieses Almanachs soll in Schmid's „Literatur der Poesie" Weitläuftiges zu finden sein: s. Allg. D. Bibl. 30, 2, 516. Man muß sich übrigens hüten, diesen „Almanach der deutschen Musen" mit dem „Musenalmanach oder poetische Blumenlese" zu verwechseln, der seit 1776 (bis 1787) gleichfalls in Leipzig und in demselben Verlage herausgegeben wurde; der erstere erschien in Octav-, dieser in kleinstem Sedezformat und ist eine ganz unerhebliche Compilation. Vgl. Wieland's Merkur, 1776, 1, 191.

tungsversuch übernommen. Doch haben wir auch schon gelesen, wie Boie, so unangenehm es ihm, dem zurückhaltenden, vorsichtigen und feinfühlenden Manne, auch sein mochte, seinen Namen, wie einen Spielball, von schmutzigen Händen tummeln zu lassen, durch diesen Angriff dennoch nicht entmuthigt wurde, ja man darf wohl im Gegentheil annehmen, daß gerade diese Concurrenz und dieser Widerstand, die der Göttinger Almanach fand, Boie nur um so mehr veranlaßt haben, neue poetische Verbindungen zu suchen und die alten zu befestigen, um so endlich eine geschlossene literarische Macht bilden zu können, die im Stande wäre, den Leipzigern den schwankenden Sieg zu entreißen. Und dies ist Boie's aufrichtigem und bescheidenem Streben denn auch wirklich gelungen: der Göttinger Almanach, bei seinem ersten Erscheinen von dem lautesten und zuversichtlichsten Stimmführer der damaligen Kritik mit Zischen empfangen, ist in dem Andenken noch unserer Tage ein werther und wichtiger Theil unserer Literatur geblieben; der Leipziger dagegen, dem die Originalität der Erfindung, der Preis der Ausführung zugesprochen wurde, ist längst verschollen und selbst sein historisches Interesse nur das untergeordnete und zufällige, welches der Göttinger auf ihn, als seinen Rivalen, überträgt.

Anschluß jüngerer Dichter an Boie.

Gotter hatte schon 1769 Göttingen und seinen Freund Boie wieder verlassen, und während nun diesen, der jetzt die Redaction des Almanachs allein übernahm, neben den eben angedeuteten Gründen auch diese Vereinsamung immer geneigter machen mußte, den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften zu erweitern und jüngere Dichter an sich heranzuziehen,

konnte es auch nicht wohl ausbleiben, daß diese Jüngeren nicht auch ihrerseits die Verbindung mit Boie suchten, als dem Redacteur eines Unternehmens, das ganz besonders geeignet war, die Bekanntschaft junger Dichter mit dem Publikum zu vermitteln. Natürlich fiel ihm dabei zunächst alles dasjenige zu, was von jugendlichen poetischen Talenten in Göttingen selbst verborgen war, und was nun, wie an Boie's Almanach einen literarischen, so an Boie's Person einen geselligen Mittelpunkt zu finden hoffte. Der Erste, der sich ihm auf diese Weise näherte, war Bürger [1]).

Gottfried August Bürger war 1748 im Halberstädtischen geboren, ein Knabe von feurigem Character und einer heftigen und frühreifen Sinnlichkeit, welche mit Einsicht zu mäßigen und durch Bildung und Unterricht auf edlere Ziele hinzulenken, ein indolenter Vater verabsäumt hatte. Das eigentliche Ruder seiner Erziehung fiel also seinem Großvater mütterlicher Seits anheim, einem wohlhabenden Bauer, der ihn nach Halle auf das Pädagogium schickte, wo er Göckingk zum Mitschüler und Genossen früh versuchter Reimereien hatte. In einem Alter von sechzehn Jahren wurde er Student, gleichfalls in Halle. Nun war nach Halle eben damals Klotz aus Göttingen gekommen, und wir haben schon an einer anderen Stelle angedeutet, wie wichtig Klotz mit seiner eleganten Gelehrsamkeit, seiner weltmännischen Gewandtheit, seinem lockern

[1]) Die Notizen über Bürger's Leben sind theils der bekannten Althof'schen Lebensbeschreibung, die allen neueren Ausgaben von Bürger's Werken beigefügt ist, theils der Biographie von Döring entnommen, von welcher dasselbe gilt, was von den übrigen zahlreichen Compilationen dieses Schriftstellers: sie ist fleißig und giebt ein reichliches Material, aber höchst ungenau, besonders in den Citaten; theils auch aus Woltmann's Aufsatz in den Zeitgenossen, II, 2, 101—126. Interessante Einzelheiten liefern sodann die verschiedenen Briefwechsel.

und leichfertigen Treiben für den Ton der hallischen Universität wurde. Auch Bürger, den seine poetische Neigung und sein eigenes sinnliches Temperament um so inniger an Klotz heranzog, je mehr Beides ihn von der Berufswissenschaft, der Theologie, entfernte und zurückhielt, welche sein Großvater ihm vorgeschrieben hatte, gerieth in diesen Kreis, und wir dürfen wohl nicht allzuhart über den jungen Mann urtheilen, in dem schon von der Mutter her ein sinnliches und rasch entflammtes Blut gährte, wenn er in dieser Genossenschaft die Schranken des Sittlichen und Wohlanständigen überschritt und in einem wüsten, regellosen Treiben sich selbst zu verlieren Gefahr lief. Für seine spätere poetische Ausbildung ist freilich auch diese Schule ohne Frage von bedeutendem Erfolg gewesen, wie ja Alles, worin der Mensch nur wirklich und aus vollen Kräften lebt, auch seinem Leben wieder zu gute kommt. Und während Bürger sich in jenem Umgange mit Ungestüm dem Drange seiner leidenschaftlichen Natur überließ und Herz und Geist den Eindrücken eines bewegten sinnlichen Lebens öffnete, wirkte Klotz zugleich literarisch auf seinen Geschmack und erweckte in ihm eine Kenntniß und Liebe der Alten, welche zunächst in der Nachtfeier der Venus sichtbar wird, dieser Bearbeitung eines antiken Bruchstückes, zu welcher Klotz ihn persönlich ermuntert hatte [1]) und die Bürger mehre Jahre

[1]) Schon im März 1768 schrieb Klotz ihm Folgendes darüber, das zugleich einen Beweis giebt, mit welchen gewichtigen Schmeicheleien Klotz den übrigens verlassenen Jüngling an sich zu ziehen wußte: „Mittes quoque Pervigilii Veneris versionem literis tuis, quam videre et legere aveo. Est enim illud carmen molle, dulce, jucundum, adde etiam, difficile quibusdam in locis. Quare illius interpretatio haud facilis videtur. Tui vero ingenii vis, mi Burgere, omnes difficultates facile vincet. Novi enim, qualis sis, et qualia a Te expectare possim." s. die Alt=

beschäftigte; welche aber auch durch sein ganzes Leben hin den Uebersetzer des Homer nicht verlassen und vornehmlich sein feines Ohr und seinen sichern Takt für das Rhythmische und Wohllautende der Form gebildet hat. Der Großvater, von welchem Bürger äußerlich abhängig war, mochte nun wohl keine Lust haben, diese Saat der Zukunft, die mitten unter den Ausschweifungen des Studentenlebens aufkeimte, anzuerkennen; er drang daher auf Bürger's Entfernung von Halle. So kam derselbe 1768 nach Göttingen, wo er die Theologie mit der Jurisprudenz vertauschte, welche damals, bei der Menge gutsherrlicher und städtischer Gerichtsbeamten und der Leichtigkeit, mit Zeit und Gunst in eine solche Stelle hineinzuschlüpfen, in derselben Art das angebliche Studium Aller derer gewesen zu sein scheint, die eigentlich gar kein Studium trieben, sondern, wie es damals hieß, als hommes de lettres leben wollten, wie es heut zu Tage die — Philosophie geworden ist. Auch war es wohl keine wissenschaftliche Rücksicht, welche Bürger gerade nach Göttingen führte; wenigstens läßt das Verhältniß, das er hier sogleich mit Klotz' Schwiegermutter anknüpfte, auf Motive schließen, die sich aus seinen Hallischen Bekanntschaften und seiner dortigen Lebensweise

---

hof'sche Biographie in Bohtz' Ausg. von Bürger's sämmtl. Werken, S. 434. Es vergingen jedoch noch mehre Jahre, ehe diese Bearbeitung öffentlich erschien (1773), von der Bürger noch 1771 an Gleim schreibt: „Ich habe mir vorgenommen, in diesem Stücke den Wohlklang und die Correctheit so weit zu treiben, als es in meinen Kräften steht." a. a. O. 45. Von der jambischen Uebersetzung der Ilias erschien 1771 das erste Bruchstück (Ges. 1, 1—303.) in Klotz' Bibliothek, VI, 21. 1—41., von Klotz durch eine für den jugendlichen Verfasser sehr schmeichelhafte Note, von diesem selbst durch die „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer" eingeleitet (S. W. p. 135.).

genügend erklären [1]). Diese neuen Ausschweifungen hatten jedoch zur Folge, daß der Großvater seine Hand gänzlich abzog von dem Gefallenen und ihn, in geistiger und körperlicher Zerrüttung, der bittersten Armuth, dem nagendsten Elend überließ. Nun haben wir schon in der Einleitung auf die Aehnlichkeit verwiesen, die zwischen Bürger und Günther Statt findet; dieselbe beginnt schon hier und zeigt sich hier sogar in den äußerlichen Schicksalen: bei Günther, wie bei Bürger ein rasches Blut, ein begehrliches und sinnliches Temperament und keine Kraft, diesen Trieb dem Gesetz der Grazie unterzuordnen; Beide werden durch ihn gewaltsam abgelöst von ihrem heimathlichen Boden und in Dürftigkeit und Noth verstoßen, wobei der alte, starrsinnige Großvater [2]) in Bürger's Leben ziemlich dieselbe Stelle einnimmt, wie Günther's Vater in der Geschichte seines Sohnes, den er ebenso in's Elend trieb.

In dieser äußerlichen Zerrüttung, deren Maß wir daraus erkennen mögen, daß noch späterhin Bürger's eigene Freunde

---

[1]) Es ist nicht Sache des Literarhistorikers, zweideutige Anekdoten und die sonstigen parties honteuses aus dem Leben der Autoren in die Geschichte aufzunehmen. Allein die Jugendausschweifungen, in welche Bürger in Halle und Göttingen verstrickt worden, sind zu bedeutend für seine fernere dichterische Entwicklung und die ganze Wendung seines Lebens, in welchem sie, wie traurige Narben, immer sichtbar bleiben und immer wieder aufbrechen, als daß sie hier verschwiegen werden konnten. Auch wird die Wahrheit derselben von allen Lebensbeschreibern übereinstimmend bestätigt und sogar durch Bürger's wiederholtes eigenes Zeugniß verbürgt.

[2]) Bürger schreibt über ihn an Gleim: „Von meinem harten Großvater hab' ich endlich wieder einen Brief erhalten. Ich hatte ihm so oft und nach meiner Meinung so kläglich geschrieben, daß es einen Irokesen hätte rühren müssen. Bei ihm aber hat es nicht geholfen.“ u. s. w. Döring, 39.

meinten, es sei damals schwer gewesen, sich seinem Umgange nicht zu entziehen [1]), gelang es ihm allmälig dennoch, sich geistig an dem wieder aufzurichten, wozu den Samen, mit manchem weniger edlen, Klotz in seine Brust gestreut hatte: an der Beschäftigung mit den Alten, besonders den Griechen, und überhaupt an literarischen Studien, die er jetzt auch auf die spanische Literatur ausdehnte, während gleichzeitig Shakespeare [2]) und, in noch höherem Grade wichtig für seine poetische Zukunft, die Percy'sche Sammlung englischer Balladen ihn gefangen nahmen. Und wie in dem damaligen Göttingen die Wenigen, die dergleichen Interessen theilten, eben weil sie Wenige waren, sich nicht lange fremd bleiben konnten, so kam nun Bürger auch bald mit Boie in Berührung, der, als ein Mann von nüchterner Sitte und gediegenem Anstand, auch wohl aus Widerwillen gegen Alles, was mit Klotz zusammenhing [3]), ihm anfänglich ausgewichen war, bald jedoch, als er Bürger's eigenes poetisches Talent entdeckte, ihn freundlich an sich zog und ihn dadurch nicht bloß jenen früheren leichtfertigen Verbindungen entfremdete, sondern auch fernerhin mit Rath und That für ihn sorgte. Er hatte ein Gedicht von ihm (das bekannte: Herr Bacchus u. s. w.) in den Almanach für 1771 aufgenommen; dadurch und durch

---

[1]) Althof, a. a. O. 433.

[2]) ebend.

[3]) So schreibt Boie Anfang 1771 an Gleim: „Klotz nimmt sich seiner (Bürger's) sehr an, und ich freue mich darüber, ob ich gleich, um Bürger's selbst willen, nicht wünsche, daß er durch ihn zuerst in die Welt eingeführt werde." Dies geschah indessen doch durch das erwähnte Fragment der Ilias. Ueber Boie's Bekanntschaft mit Bürger und seine frühesten Verdienste um ihn, giebt Boie's eigener Briefwechsel mit Gleim vollständige Auskunft: Lit. Conversf. Bl. 1821. Nr. 278. und dann bei Döring, 20. fgg.

einige Gerüchte, die ihm über den genialen verlorenen Sohn waren zu Ohren gekommen, war Gleim in Halberstadt aufmerksam geworden, der gleichsam auf der Lauer stand, wo irgend ein neues Talent auftauchte, dem er helfen und das er bewundern könne. Sogleich ließ er sich durch Boie mit Bürger bekannt machen [1], ermunterte und lobte, gab Geld, zeigte Mittel zu Amt und Brod und verfehlte auch hier nicht, die beliebte Perspective auf seinen großen König zu eröffnen [2]. Durch diese Theilnahme Gleim's, durch die Freundschaft Boie's und diesen Werth, den Beide auf seine poetischen Versuche legten, mußte Bürger, vor Kurzem noch unbeachtet und von allen Redlichen verlassen, sich außerordentlich gestärkt und erhoben fühlen: er war der Gesellschaft, der Ordnung und einer hoffnungsreichen Zukunft wiedergegeben, ja es währte nicht lange, so erhielt er durch vermittelnde Freunde eine amtliche Stelle, die ihn zwar von Göttingen entfernte, aber doch nicht weit genug, um zwischen ihm, Boie und Anderen den freundschaftlichen Verkehr durch Briefe und Besuche aufzuheben.

Noch vorher (1771), da Bürger's Namen als der eines Dichters zuerst bekannt zu werden anfing, hatte Hölty [3]) sich

---

[1]) Gleim's Leben, von Körte, 169. fgg.

[2]) Wenige Monate nach der ersten Bekanntschaft, mithin zu einer Zeit, da Bürger kaum ein halb Dutzend Gedichte hatte drucken lassen, schreibt ihm der liebenswürdige Enthusiast bereits: „Nur noch drei solcher Gedichte, wie das „Dörfchen," so will ich sie sauber drucken lassen, sie dem Könige, der die Bernard's, Gresset's so gern lieset, zu lesen geben, und wenn er dann meinen Bürger nicht vorzöge" u. s. w. Döring, 41. Bei Bürger selbst, wie wir noch sehen werden, ging dieser Gedanke, sich an den König von Preußen zu wenden, nicht verloren.

[3]) Ueber Hölty vgl. besonders das bekannte Vorwort von Voß zu dessen Ausgabe der Hölty'schen Gedichte. Boie erwähnt ihn in den Briefen an Knebel verschiedentlich, z. B. 131. 133. 135. Reichliche Auskunft

ihm genähert, geboren 1748, der Sohn eines Predigers im Hannöverschen und seit 1769 als Student der Theologie in Göttingen. Zwar war Hölty wohl in allen Stücken das Widerspiel von Bürger: wie dieser heftig und begehrlich, zu Genuß und Umgang nach außen gewandt, so war Hölty eine stille, in sich gekehrte, träumerische Natur, blöd und ungesellig, fast menschenscheu, kindlich und kindisch, und ebenso geraden Fußes auf einem hergebrachten und ebenen Lebenswege fortschreitend, als Bürger denselben oft in wilden Sprüngen verlassen hatte. Während daher dieser zumeist nur mit lockeren Genossen verkehrt und die Studien nur sehr beiläufig getrieben hatte, war Hölty durch seine naive Bescheidenheit, seinen ängstlichen Fleiß den Professoren der Universität bekannt geworden, namentlich Kästner, der ihn zum Mitglied der deutschen Gesellschaft gemacht und Murray, dem Aesthetiker, der die Hölty'schen Gedichte öffentlich ausgezeichnet hatte. Denn diesem Sonderling Hölty, so unscheinbar er war, stand eine nicht geringe dichterische Fertigkeit zu Gebote, durch die er bald auf der ganzen Universität einen gewissen Ruf erlangte. Diese Gemeinsamkeit des poetischen Talentes gab nun auch, trotz ihrer sonstigen Verschiedenheit, den Berührungspunkt zwischen ihm und Bürger, dem er zu gleicher Zeit einen dritten Freund zuführte, J. M. Miller [1]) aus Ulm (geb. 1750). Zwar, wie Hölty, war auch Miller weich und sanft und auf's Innere gekehrt, durch die Lebendigkeit aber und die anmuthige Heiterkeit seiner süddeutschen Natur diesem bei Weitem überlegen,

---

geben sobann die Voß'schen Briefe, wo auch einige Briefe von ihm an Hölty: III, 2, 113—117.

[1]) Eine kurze Biographie von Miller steht in den Zeitgenossen, IV, 73—104.

so daß er für Bürger, der sich mit Zärtlichkeit ihm anschloß, eine Bekanntschaft von nachhaltigem Einfluß wurde. Bürger nämlich begann damals denselben Uebergang, den in dieser Zeit unsere gesammte Literatur machte und von dem wir oben bereits andeutungsweise gesprochen haben, den Uebergang also zum Originalen, Unmittelbaren und Volksthümlichen. Wir haben gesehen, wie Bürger mit Nachbildung der Alten begann; auch die Franzosen ahmte er nach und Gleim meinte ihm kein unfeines Lob zu sagen, da er ihn den deutschen Gresset nannte. Nun aber hatte er Shakespeare und Ossian kennen gelernt und mit dem ganzen Enthusiasmus seines lebhaften, feurigen Gemüthes aufgenommen [1]), er hatte Percy kennen gelernt und Herder's Fragmente [2]), die gleichfalls das Originale zum Prüfstein des Poetischen machten und die Wiederaufnahme der Volkspoesie dringend empfahlen. So fing wohl schon damals jenes Ideal des Volksdichters an, sich in Bürger zu bilden, das er sehr bald praktisch zu erreichen und späterhin auch theoretisch und räsonnirend zu begründen strebte [3]), und schon damals wendete er seine Aufmerksamkeit auf unsere älteren Dichter, die Minnesinger, deren Studium wir schon früher auch in anderen Kreisen angetroffen haben. Miller nun besaß in seiner vaterländischen schwäbischen Mundart ein Hilfsmittel, diese älteren Dichter sich und seinen Freunden zugäng-

---

[1]) vgl. Althof in den S. W. 433.

[2]) Schon in der Einleitung zur Uebersetzung des Homer von 1771 wird ausdrücklich auf die Herder'schen Fragmente und die Anregung verwiesen, die der Uebersetzer durch sie empfangen; auch das Studium der Luther'schen Bibel und der Minnesinger dem Uebersetzer des Homer empfohlen, um den wahren Kernton der Volkssprache zu treffen.

[3]) Zuerst in Boie's Museum von 1776 in dem Aufsatze „über Volkspoesie." S. W. 319—322.

lich zu machen [1]), wie er dieselben auch schon früher für sich allein mit Theilnahme gelesen und von ihnen die Form für die Liebeslieder entlehnt hatte, in denen er seine poetische Fähigkeit übte. Dieser Form nahm sich Bürger mit Eifer an und brachte es bald dahin, daß er Minnelieder mit Miller um die Wette sang und in ihren freundschaftlichen Kreisen den Namen des Minnesingers mit ihm theilte [2]). Aber auch übrigens war Miller durch sein Talent und die Umgebungen seiner Jugend auf die poetische Behandlung solcher Stoffe geleitet worden, die dem Ursprünglichen, Volksthümlichen sehr nahe standen: er ergriff Situationen und Stimmungen aus dem einfachen Leben der Landleute, wie in dem „Bauernlied," welches eines seiner frühesten Lieder war (es erschien zuerst im Almanach für 1772) und ihm, nah und fern, außerordentlichen Beifall brachte. Auch hiedurch also kam er den Gedanken entgegen, die über das, was die Poesie zu leisten habe, schon damals in Bürger gährten, und der wohl schon damals, um die wahren, herzrührenden Klänge der „Volkspoesie" abzuhorchen, „in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben lauschte" [3]).

---

[1]) Briefe von Voß, I, 104. 130. und im Leben Hölty's, XX.

[2]) So sind es auch Bürger'sche Gedichte im Musenalm. für 1773, die zuerst und ausdrücklich in einer einleitenden Note als Nachahmungen der alten Minnesänger vorgeführt und als solche mit den Bardenliedern in Vergleich gestellt werden: Alm. für 1773, im Verz. Und schon 1772 schreibt Boie: „Bürger ist im Almanach als Minnesänger, welches er von nun an oft und meistens sein wird." Knebel, 135.

[3]) Bürger's Worte in dem angeführten Aufsatz: S. W. 320. Es ist bekannt, daß er auf diese Weise das Motiv seiner Lenore erlauscht haben soll.

Diese beiden neuen Freunde wurden durch Bürger nun auch mit Boie bekannt, dem sie als neue und vielversprechende Rekruten für die Mannschaft seines Almanachs sehr willkommen sein mußten [1]), und der wiederum seinerseits durch den geselligen Anhaltpunkt, welchen er ihnen bot, sowie durch die geregelten Studien, zu denen er sie ermunterte, und die mühsame und sorgliche Feile, welcher er ihre poetischen Leistungen unterwarf, für sie von großem und dauerndem Einfluß wurde. So herrschte ein regsames und fruchtbares Treiben in dem engen Kreise: Boie war der Führer zur englischen Literatur, wie Miller zu den Minnesingern, Bürger regte zum Spanischen an und Hölty theilte das Italiänische mit; hin und wieder gab auch wohl ein Gelegenheitsgedicht, dessen Bestellung durch Boie's Hände ging, Veranlassung zu heiterem Scherz und freundlichen Gelagen [2]).

Während Boie in dieser Weise die poetischen Kräfte der Göttinger Studentenschaft um sich versammelte, war sein weitverbreiteter Almanach auch für Entferntere ein Wegweiser geworden, dem sie gern und mit freudiger Hoffnung folgten. Im Juli 1771 hatte Kästner einen Brief aus Mecklenburg erhalten [3]), in welchem ein junger Mann, seiner Schilderung nach in Umständen, die wahrlich ungünstig waren und wohlgeeignet, eine mittelmäßige Neigung für Poesie und Wissenschaft zu ersticken, an Kästner, weil er diesen für den Herausgeber des Almanachs hielt, einige Gedichte übersandte, welche

[1]) vgl. über Miller den Briefwechsel mit Knebel, 131.

[2]) Vgl. Voß im Leben Hölty's, XVIII.

[3]) Diese Correspondenz zwischen Voß, Kästner und Boie steht vollständig in Voß' Briefen, I, 51—72. Man vergleiche mit ihr Boie an Knebel, 107. 110. 117.

demselben einer weiteren Beachtung würdig schienen. Er antwortete daher Voß (denn dies war der Schreiber jenes Briefes) nicht nur freundlich[1]), sondern theilte die Gedichte auch an Boie mit, der ebenso sehr überrascht wurde durch das Genie, welches er in denselben zu entdecken meinte[2]), als die bescheiden kräftige Gesinnung des Briefschreibers ihn ansprach, und die hilflose Lage desselben und die geistige Abgeschiedenheit, in der er lebte, die Sehnsucht nach anregendem Verkehr und gründlicher Bildung, die er verrieth, sein wackeres Herz zu thätiger Theilnahme erweckten. Er schrieb daher selbst an Voß, und in der Correspondenz, die sich nun zwischen Beiden anknüpfte, wurde Boie, besonders auch durch die Bescheidenheit, mit welcher Voß seine freundschaftliche Kritik aufnahm, und die kernhafte, männliche Gesinnung, mit der der Mecklenburger den Schleswiger verwandtschaftlich anheimeln mochte, in einem solchen Grade für seinen neuen Schützling gewonnen, daß er zu Gunsten desselben seine Verbindungen mit Kästner und Heyne benutzte. Durch sie, sowie durch eigene Opfer, die er brachte[3]), konnte er Voß endlich die Aussicht er-

---

[1]) Kästner's Antwort an Voß (a. a. O. 56. 57.) hat manchen charakteristischen Zug, z. B. daß er auch hier meint, Gottsched's Dichtkunst sei denn doch nicht ganz zu verwerfen.

[2]) Brief an Knebel vom 4. Nov. 1771: „Ich habe ein neues Genie entdeckt, von dem ich mir sehr viel verspreche. Ein Stück, das ich just vor mir liegen habe, leg' ich Ihnen bei. Es hat Auswüchse und selbst Sprachunrichtigkeiten, aber Sie werden das Talent des Verfassers darin nicht verkennen.“ In ähnlichem Sinne spricht er sich auch fernerhin aus, indem er freilich gerade bei Knebel und durch ihn bei Ramler, der in diesen Briefen immer im Hintergrunde steht, Interesse für Voß voraussetzen konnte, der sich nach Ramler gebildet, und diese ersten Versuche in Ramler'schen Versmaßen und mit Anwendung seiner mythologisirenden Phraseologie gedichtet hatte.

[3]) Voß in seinen Briefen an Brückner, I, 78.

öffnen, binnen Kurzem die Universität zu Göttingen zu beziehen. Einstweilen nahm er einige Gedichte von ihm in den Almanach auf, schickte andere an Ramler und suchte auch diesen für den jungen Poeten mit Erfolg zu interessiren. Dieses außerordentliche Interesse an Voß und die großen Hoffnungen, die er sogleich auf ihn und sein poetisches Talent baute, überraschen uns ein wenig bei dem überlegsamen und kritischen Boie, da jene ersten Versuche keineswegs ein so wunderbares Genie verrathen. Allein wir haben schon in einer früheren Note darauf verwiesen, welch Gewicht Boie auf die Ode legte[1]. Was nun Voß an ihn übersandt hatte, waren Oden, und da die Dichter, welche bereits um Boie zusammengetreten waren, bis dahin sämmtlich nur die leichteren, die scherzhaften und tändelnden Gattungen der Poesie anbauten, so mußte ihm viel daran gelegen sein, auch ein Talent in seine Nähe zu ziehen, welches für jenes höhere Feld der Dichtkunst fruchtbar zu werden versprach, und welches für die ernste Ode auszubilden, Boie ausdrücklich im Sinne hatte[2]. — Da er nun gleichzeitig mit Voß auch einen Sohn des berühmten Cramer, des Genossen Klopstock's, erwartete, einen jungen Mann, „der schon Gelehrsamkeit besitzt"[3], so sah er dem kommenden Sommer, der ihm so bedeutende neue Kräfte zuführen sollte, mit hochgespannten Erwartungen entgegen[4].

---

1) Dies war überhaupt Ansicht und Geschmack der Zeit: vgl. Lit. Briefe, XVII, 149. Gervinus, IV, 127.

2) Boie an Knebel, 108. vgl. an Voß, im Briefw. I, 64.

3) a. a. O. 117. vgl. 128. 129. 134.

4) Brief vom Januar 1772: „Wir bekommen hier nach gerade einen Parnassum in nuce. Es sind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege sind. Ich suche das Völkchen zu vereinigen. Gegenseitige Ermunterung, Kritik hilft mehr, als man glaubt." a. a. O. 116.

Der Bund [1]).

Um Ostern 1772 kam also Voß nach Göttingen, und da dieser Mann bald nach seinem ersten Eintritt einen entschieden herrschenden Einfluß auf diesen Kreis gewinnt, den zum geschlossenen Bund umgeschaffen zu haben, vorzugsweise sein Werk ist, so wird es nöthig sein, noch einige Augenblicke bei der früheren Geschichte desselben zu verweilen [2]).

Johann Heinrich Voß war 1751 in einem Mecklenburg'schen Dorfe geboren worden, der Sohn armer Aeltern [3]) und unter drückenden Verhältnissen, die ihm frühzeitig eine gewisse spröde Herbigkeit der Gesinnung einimpften, wie Entsagung und Beschränkung sie zu erzeugen pflegen, während die glattere Lebenswelle, die das Kind von früh auf weich und behaglich trägt, auch Geist und Gemüth abglättet und geschmeidig macht. Er hatte eine derbe und frische Jugend verlebt, die nicht unberührt geblieben war von den großen Ereignissen des siebenjährigen Krieges, an denen auch er ein lebhaftes

---

[1]) Die Geschichte des eigentlichen Bundes läßt sich am Besten aus Voß' Briefen an Brückner und Ernestine (im ersten Bande des Briefwechsels) verfolgen, Quellen, die so reichlich fließen, daß alles Uebrige, was sonst über diesen Gegenstand vereinzelt mitgetheilt worden, namentlich von Voß selbst, der es liebte, bei jeder Gelegenheit, und besonders in seinen Streitschriften gegen Stolberg u. A., des Bundes zu erwähnen, dagegen unerheblich und überflüssig wird.

[2]) Siehe Voß' „Erinnerungen aus meinem Jugendleben" in der Antisymbolik, II, 176—210. und wiederholt als Einleitung zum Briefwechsel, I, 3—49.

[3]) Es ist überhaupt charakteristisch für unsere Göttinger Dichter, daß sie der Mehrzahl nach in unscheinbaren, meist bäuerlichen oder doch ländlichen Verhältnissen aufgewachsen sind. Dies hat den Inhalt ihrer Poesien wesentlich mit bestimmt. Diejenigen daher, welche diesen Ursprung nicht theilen, die Stolberge und Cramer, haben sich auch in ihrer endlichen Entwicklung am Weitesten von den Uebrigen entfernt.

kindisches Interesse genommen, wie er überhaupt zu Spiel und Balgerei ein Knabe von derber Faust und trotzigem Sinne war. Seine Schulbildung hatte er besonders zu Neubrandenburg erhalten, nach hergebrachtem alten Zuschnitt; doch ist es bezeichnend, daß der junge Voß, der sehr früh an allem Rhythmischen und dem bloßen, unverstandenen Klang des Metrums seine Freude gehabt haben will und der bald auch eigene Verse schmiedete, schon auf dieser Schule unter seinen Genossen der Stifter einer Gesellschaft ward, die neben Latein und Griechisch besonders auch um die Kenntniß der deutschen Literatur bemüht war und sich an Gellert und Hagedorn, vor Allen aber an Ramler bildete und übte[1]). Von dieser Schule aus war er, da seine dürftigen Mittel ihm den ersehnten Besuch einer Universität nicht gestatteten, vom Schüler sogleich zum Lehrer geworden, indem er die Information eines benachbarten Junkers übernahm, eine Stellung, in der er, wie das noch heute so geht, manches Mißliche zu dulden hatte, wodurch die ursprüngliche Herbigkeit seines Wesens immer mehr befestigt, sein Charakter immer entschiedener, sein Starrsinn bewußter wurde. Doch war er mitten in dieser unerfreulichen Lage seiner Neigung für die Alten treu geblieben, an denen er sich ebenso tröstete und aufrichtete, wie unter ähnlichen Umständen Heyne gethan hatte; für seine poetischen Versuche aber fand er einen Freund und Lehrer in E. Th. J. Brückner (geb. 1746), der in seiner Nachbarschaft in einer gleichfalls nicht glänzenden Lage Prediger war und schon als Student in Halle einen Band Trauerspiele (17) hatte drucken las-

[1]) a. a. O. 42. 43.

sen[1]). Durch ihn war Voß, wie mit den neueren Erscheinungen der Poesie, so besonders mit Shakespeare bekannt gemacht worden, dem bedeutendsten Fermente jener Zeit, welchem wir bei Allen und auch bei denjenigen begegnen, deren spätere Entwicklung diese jugendliche Bekanntschaft, ja die laute und ungestüme Begeisterung für Shakespeare kaum mehr ahnen und erkennen läßt.

Wie Voß von dieser Umgebung aus ein Verhältniß zu Kästner und Boie angeknüpft und sich in Folge dessen den Zutritt zur Göttinger Universität eröffnet hatte, haben wir so eben gesehen. Außer diesen Gönnern, zu denen sich anfänglich auch Heyne gesellte[2]), lernte er nun auch jene oben erwähnten jüngeren Freunde Boie's kennen, und, was in dem enthusiastischen Drange der Zeit Eines war mit dem Kennenlernen, lernte sie lieben: zunächst Hölty und Miller[3]), dann

---

[1]) Vgl. über ihn Jördens, V, 785. Nach einigen Auslegern gedenken auch die Göthe-Schiller'schen Xenien Brückner's, aber eben nicht schmeichelhaft: Hofmeister's Supplemente, III, 148.

[2]) Das Mißverhältniß zwischen Heyne und Voß, das späterhin eine so unerfreuliche Berühmtheit gewonnen hat, scheint sehr frühzeitig begonnen zu haben, wie es denn in der That ein ursprüngliches war und in dem Gegensatze von Heyne's weicher, ideeller und sächsisch zierlicher Natur zu dem realistisch derben, unfügsamen Mecklenburger Elemente in Voß nothwendig begründet lag. Zwar ehe Voß mit Heyne bekannt ist (Februar 1772), schreibt er an Boie voll Entzücken: „Ich soll Kästner und Heyne sehen und noch mehr lieben, als ich sie schon abwesend geliebt habe.“ (Voß' Br., I, 71.) Aber das Gegentheil erfolgte, und schon ein Jahr später hält er Heyne's, wenn gleich lobendes, Urtheil über seine Pindarübersetzung für unzuverlässig, „weil Heyne nichts vom Deutschen, von dem Periodenschwung und der Ideenordnung versteht,“ und findet die Muthmaßung unerträglich, als habe er unter Heyne's Aufsicht übersetzt (I, 129.). Und im Herbst 1774 nennt er Heyne gar schon „ein Götzenbild, das der Pöbel anbetet, und das man zertrümmern muß.“ (I, 178.)

[3]) Hölty's Leben, XXVII.

auch Bürger, Cramer, Hahn, Ewald und einige Andere, die der Poesie nur einen dilettantischen Geschmack abgewonnen hatten, ohne selbst für Dichter gelten zu wollen, wie Esmarch und Wehrs. Er selbst charakterisirt, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Göttingen, diese Gesellschaft in seinen Briefen an Brückner folgendermaßen [1]: „Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mit unter der Gesellschaft wären, die mir so manche angenehme Stunde schenkt! Ich muß sie Ihnen doch hernennen: Hölty, ein sehr malerischer Dichter; beide Miller's, Vettern des Doctor Miller [2]) und — Minnesänger; Wehrs, mehr Beurtheiler als Dichter [3]); Ewald, ein feuriges Genie, das sich aber zu seinem Unglück von dem windigen Riedel hat verführen lassen, ungefeilte Oden herauszugeben [4]); Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, von dem Sie die Ode auf den Tod Bernstorf's kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht [5]); Esmarch, ein bloßer Dilettant, der aber die Alten sehr vertraut kennt, und der mit mir jetzt, für den Unterricht

1) Voß' Briefe, I, 83. 87. fgg.

2) Nämlich des Göttinger Professors der Theologie. Sein Vetter, unser Poet, erwähnt ihn öfters in seinen Romanen, besonders in dem academischen Briefwechsel.

3) Vgl. p. 89: „Er hat Geschmack, aber nicht Feuer genug, den Flug des Gesangs zu wagen. Seine Versuche sind matt." Wehrs scheint sich nie öffentlich als Poet producirt zu haben. Auch verschwindet er sehr bald gänzlich aus der Göttinger Gesellschaft; doch war er bei der eigentlichen Stiftung des Bundes gegenwärtig.

4) Dieselbe Klage wiederholt auch Boie an Knebel: 127. 129. Er verließ übrigens schon im Herbst desselben Jahres Göttingen: Voß' Br., I, 93.

5) Vgl. p. 87.: „Viel Gefühl hat er, aber zu viele Nahrung aus Klopstock und — darf ich's sagen? — noch ein bischen zu viel Selbstgefühl. Doch ist vielleicht das Letztere bei einem Genie nicht tadelnswürdig."

im Französischen, den Pindar liest, und Seebach, den Sie in Bielen[1]) haben kennen lernen... Noch einen glücklichen Kopf hätt' ich bald vergessen Ihnen bekannt zu machen. Er heißt Hahn, aus dem Zweibrückischen gebürtig. Einige Gedichte, die ihn uns bekannt machten, waren freilich voller ausschweifender Verzuckungen; aber sie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortreffliche Stück an Miller[2])...

[1]) Im Mecklenburgischen. Seebach wird nicht wieder genannt.

[2]) Dasselbe steht unter der Ueberschrift „Teuthard an Minneholb" im Almanach für 1773, S. 177. und mag, als das erste Manifest der jungen Göttinger Richtung, in welchem dieselbe der Hauptsache nach bereits vorgebildet liegt, auch hier eine Stelle finden:

„Noch log, im Biederstamme Teuts,
Kein Höfling mit gesalbtem Haar
Dem Feinde Freundschaft vor.

Noch schloß ein Wort voll Ernst, und laut
Ein Handschlag drauf der Herzen Bund,
Und ewig war der Bund!

Da kam er übern Rhein, der Knecht
Des Bourbon, stets der Liebe Schwur
Im Mund', im Herzen Fluch.

Ha! Westgelispel war ihm Treu',
Und Eid, und Glauben, und den Dolch
Verkündete sein Kuß.

Geschreckt verschließt Thuiskons Sohn
Nun tief in sich sein Herz, und lauscht,
Und wägt erst jedes Wort;

Und vieler Jahre Reih' (und doch
Wie selten! doch vom Mißtraun wie
Entheiligt!) knüpft das Band;

Ein dünnes, weitgeknüpftes Band!
Fern droht ein Sturm, noch ist er Hauch,
Und, siehe! schon zerfliegt's.

Und wir! — Nicht Jahre kenn' ich Dich,
Doch kenn' ich Dich; seh' Deinen Blick;
Und hört' ich nicht Dein Lied?

Dein Herz ist deutsch, und deutsch mein Herz!
Es liebt Dich! Wiß es ganz! Verflucht,
Was Franzensitte lehrt!

Und jedem Folger Fluch! Hier ist
Mein Wort! Hier meine Hand! Schlag ein!
Und ewig sei der Bund!"

Es ist wahres, kein nachgemachtes Klopstockisches Feuer darin. Er ist ein Feind aller Gallier, die unser deutsches Vaterland mit ihren Sitten verderbten."[1])

Diese Gesellschaft hatte nun schon im Mai unter Boie's Vorsitz ihre wöchentlichen Versammlungen: „Die Producte eines Jeden werden vorgezeigt und beurtheilt, und Boie verbessert"[2]). In so weit also unterschied sich dieser Verein, welchem in der That dieser Name kaum schon gebührt, in nichts von tausend ähnlichen Zusammenkünften junger Dichter, wie dieselben immer und überall Statt gefunden haben; nur daß der Boie'sche Almanach sogleich eine Gelegenheit darbot, die Producte dieses Kreises durch ein gemeinsames Organ zu veröffentlichen, und daher den Mitgliedern desselben den Gedanken einer unmittelbaren Einwirkung auf das Publikum und die Hoffnung, eine literarische Macht zu werden, sehr nahe legte.

Allein die gährenden Elemente der Zeit waren auch in Mitten dieser Anfangs so anspruchslosen Genossenschaft durch

---

Die Antwort von Miller steht dicht daneben: es ist das bekannte

„Es war kein Schwur, es war ein Blick,
Und drauf ein Druck der Hand" u. s. w.

dessen leichter melodischer Fluß sich charakteristisch unterscheidet von dem rauhen, energischen Metrum des Hahn'schen Gedichtes, welches dasselbe ist, wie in Klopstock's Wir und Sie. (Kl. W., I, 212.) Uebrigens ist dieser Friedrich Hahn nicht zu verwechseln mit Ludw. Philipp Hahn, dem Dramatiker, der, gleichfalls aus Zweibrücken, dem rheinischen Kreise der Stürmer und Dränger angehört: Gervinus, IV, 581. Kehrein's dramatische Poesie der Deutschen, I, 51.52. und bei Jördens, VI, 258.

[1]) Bürger's gedenkt Voß in diesem Briefe nicht, weil derselbe damals schon in seinem Amte, also meistentheils abwesend von Göttingen war. Doch achtete Voß auch ihn damals noch sehr hoch, „den unvergleichlichen, das feurige Genie." (Seite 87.) Bald wurde freilich auch dies anders.

[2]) Voß' Briefe, I, 83. vgl. Boie an Knebel, II, 129.: „Wir haben unsre wöchentlichen Zusammenkünfte, wo wenigstens nicht geschmeichelt wird.

zu lebendige Persönlichkeiten vertreten, als daß diese nicht auch in den Uebrigen eine gleiche Gesinnung erweckt, somit aber den Verein aus seiner Unbefangenheit heraus und selbst Boie, den älteren, nüchternen Freund, gegen seinen Willen mit sich fortgerissen hätten. Wir wissen bereits von Boie, daß er, wiewohl begeistert für Klopstock, doch keine blinde Verehrung oder gar Vergötterung desselben wollte; wir haben sein mäßiges und bedachtes Urtheil über die Deutschthümelei der Barden kennen gelernt; auch mit Wieland, wissen wir, war er befreundet. Voß, auf welchen Boie wohl zumeist einwirkte, theilte damals noch diese gemäßigten und verständigen Ansichten: wir haben oben gesehen, wie er Cramer tadelt wegen seines übertriebenen Klopstock'schen Feuers, und Wieland's goldener Spiegel wird auch von ihm als „ungemein reizend geschrieben" anerkannt [1]). Aber dies ward anders durch Cramer und Hahn, beides ungestüme, feurige Naturen, welche, von verschiedenen Punkten ausgehend, beide in demselben propagandistischen Enthusiasmus sich begegneten. Cramer hatte schon in dem älterlichen Hause den Namen Klopstock's, der ja der Busenfreund seines Vaters war, von früh auf wie einen verehrungswürdigen und heiligen nennen hören; er war erzogen worden unter Traditionen von Klopstock's Jugend, seiner Persönlichkeit und seinen Schriften. Er war also für Klopstock schon begeistert gewesen, ehe er noch eine eigene prüfende Kenntniß von ihm haben konnte, und da er nun fähig wurde, sich wahrhaft und mit eigener, lebendiger Neigung an der Klopstock'schen Richtung zu betheiligen, so that er dies natürlich mit einem überschwänglichen und glühenden Enthusiasmus, in

---

[1]) Voß' Briefe, I, 84. 91.

welchem all jene jugendlichen Eindrücke lebendig wurden. Er konnte aber diese Richtung nur da ergreifen, wo sie selbst noch einen lebendigen Herzschlag hatte, welchen die Zeit mitempfand; also nicht in der religiösen Sphäre, die bereits überwunden war, sondern in jener abstract liberalen, freiheitathmenden, deutschthümelnden, in welcher damals Klopstock selbst durch seine Oden und Bardiete sich thätig zeigte. War somit Cramer von Klopstock aus zum Liberalismus und Deutschthum gelangt, so war wohl umgekehrt Hahn erst von diesem auf Klopstock gekommen. Hahn war vom Rhein her gebürtig; es rollte in ihm ein Tropfen jenes feurigen, süddeutschen Blutes, das wenige Jahre später in den Stürmern und Drängern aufschäumte; seine Gedichte, Voß' Briefe über ihn und das Ende, das er nahm, nämlich ein frühzeitiger Tod in Schwermuth und Menschenhaß, bezeichnen ihn als einen Jüngling von ungemein empfindlichem, aufgeregtem und bis zum Aeußersten reizbarem Gemüth [1]. Dazu wuchs er in der Nachbarschaft Frankreichs auf; das französische Wesen, damals überhaupt im Mißcredit in Deutschland, drängte sich dicht in seine Nähe, und je näher es ihm kam, je dichter es die bürgerlichen und geselligen Verhältnisse seiner Heimath wie mit einem Netz umspann, je gefährlicher es hier für Deutschland zu werden drohte, je schroffer mußte der Widerstand sein, welchen Hahn ihm entgegensetzte, je nachdrücklicher mußte er sich fühlen als Deutscher, je lauter und leidenschaftlicher seinen Haß gegen die zudringlichen Nachbarn aussprechen. In dieser Stimmung mußte er denn nothwendig auf Klopstock's urdeutsche Bardenpoesie gerathen und also hier mit Cramer zu-

[1]) Voß' Br., III, 192.

sammentreffen. Beide nun fanden in Miller und Hölty zwei weiche und leichtbestimmbare Gemüther; Voß dagegen, wenn sein, wir möchten sagen, dorisches Blut einmal Feuer gefangen, (und wie leicht mußte dies bei ihm gerade jetzt sein, wo er aus der Einsamkeit und Beschränkung ländlicher Umgebung mit einem Mal in das wetteifernde Treiben eines lebendig erregten, literarischen Kreises getreten war und von so viel neuen und ergreifenden Eindrücken gleichsam überfluthet wurde!) war nachhaltig in seiner Gluth und bildete, was Cramer und Hahn leicht und ungestüm hinwarfen, vermöge des formalen Sinnes, der ihm auch hierin eigen, und eines gewissen gildemäßigen Instinctes, den er schon auf der Schule zu Neubrandenburg bewährt hatte, zu einer festen Form in Gesetz und Bund. Fanden also Cramer und Hahn an Hölty und Miller keinen Widerstand, so ward Voß sogar ihr ausführendes Werkzeug, ja sie wurden selbst überholt und verdrängt durch ihn, dem weder sie, noch ein Anderer in diesem Kreise, an regelndem Talent, an der Gabe, zu ordnen und zu gliedern, gleich kam, weshalb, als der eigentliche Bund zu Stande gekommen war, wir die formale Herrschaft desselben hauptsächlich in Voß' Händen sehen.

Freilich scheint der Zufall selbst dies gewollt zu haben; denn hören wir, was Voß von der Gründung und ersten Einrichtung des Bundes erzählt: „Ach, den 12. September (schreibt er an Brückner 1772[1]), da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir

[1]) I, 91.

überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."[1])

In dieser vertraulichen Schilderung haben wir denn die Grundelemente des Bundes vollständig beisammen: den Freundschaftsenthusiasmus, die abstracte Freiheitsliebe und das Bardenwesen (woher der Hut und die Eiche), und als Rahmen gleichsam des Ganzen die Kleist'sche Naturschwärmerei, die in sentimentalem Aufschwung schon hier, wie ein Vorbote des Siegwart, den Mond zum Zeugen anruft. Keines dieser Elemente ist originell, keines in dieser Gemeinschaft ursprünglich entstanden oder ihr allein angehörig; es sind fremde Anregungen, die hier in ihrer Mischung aufgenommen und als Ganzes in eine Form gebracht werden. Aber eben durch diese Fixirung und durch das Gewicht dieses geschlossenen Kreises wird diese Mischung

[1]) Daher u. A. Voß' Bundeseiche: Sämmtl. poet. Werke in Einem Band, p. 111.

ein eigener und selbständiger Theil der Zeitstimmung, der als solcher sich auch nach Außen hin offenbart und sogar den Versuch macht, andere Richtungen zu unterdrücken und die Herrschaft der Literatur an sich zu reißen.

Zwar der Anfang und diese eigentliche Stiftung des Göttinger Bundes trägt noch denselben privaten und unerheblichen Charakter, wie die früheren, bloß einer gegenseitigen Kritik und Ausbildung bestimmten Zusammenkünfte, und es wäre durch diesen Schwur unter der Eiche für die dichtende Gesellschaft wenig verändert oder gar gewonnen gewesen, wenn nicht eben das Bewußtsein dieses engen Zusammenhalts das Selbstgefühl und die Thätigkeit jedes Einzelnen erhöht, und die Elemente, die im Innern des Kreises schlummerten, herausgetrieben hätte, indem nothwendig eine Opposition gegen alle diejenigen sich erzeugte, welche dem Bunde nicht angehörten oder mit denen er in Neigungen und Abneigungen, in Wollen und Wirken nicht einverstanden war. Denn man hatte eine Form gewählt, ohne eigentlich klar zu sein über den Inhalt; je energischer man diesen nun entwickelte, je schroffer man ihn herausstellte, je mehr schien diese Form gerechtfertigt zu werden und je werthvoller wurde auch sie; ja je mehr man hinterdrein Ernst legte in das Spiel, je mehr konnte man sich wohl selbst überreden, daß es niemals ein Spiel gewesen.

Vorläufig setzte man die Zusammenkünfte in alter Weise fort: „Alle Sonnabend um vier Uhr kommen wir bei einem zusammen. Klopstock's Oden[1]) und Ramler's lyrische Gedichte und ein in schwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch

---

[1]) Also auch hier nichts vom Messias.

liegen auf dem Tisch. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler her, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Declamation des Lesers. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es einer, dem 's aufgetragen wird, mit nach Hause, und schreibt eine Kritik darüber, die des anderen Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch, und soll eine Sammlung von den Gedichten unsers Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind."[1]) —

In dieser gemüthlichen Unbefangenheit indessen, nur seine eigenen nächsten Zwecke treibend, mag der Bund nur wenige Wochen geblieben sein; denn in demselben Briefe, in welchem Voß die eben mitgetheilte Schilderung macht, erzählt er von einer anderen Zusammenkunft, in welcher die aufgeregte Stimmung auch nach Außen hin explodirte und zuerst die Loosungsworte vernehmen ließ, welche die Göttinger sodann zum Feldgeschrei der Literatur überhaupt zu machen suchten. „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen hiesigen Parnaß, auch Bürger von Gelinhausen, zum Abschiedsschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus; Boie, unser Werdomar, oben im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken, erstlich Klopstock's! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Still-

---

[1]) Voß' Br., I, 97.

schweigen trank er. Nun Ramler's! Nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uzen's, Weißen's u. s. w. . . . Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire! u. s. w."[1])

Die Jugend hat von jeher bei ihren Gelagen ähnliche Mummereien geliebt, wie sie hier die Göttinger Freunde trieben; denn je weniger sie ihrer Natur nach im Stande ist, aus sich heraus eigene und selbständige Formen zu schaffen, je eifriger nimmt sie die Maske überlieferter Zustände an, ja dieselbe Jugend, die in allem Uebrigen sich nur stets in dem Unmittelbaren bewegen will und das Conventionelle der gesellschaftlichen Sitte für unverträglich hält mit ihrer Freiheit, schmiegt sich bereitwillig in Formen, durch die sie selbst etwas zu werden scheint und die eben dadurch ihrem renommistischen Trieb Genüge thun und mit einem Ansehn von Wichtigkeit und Wirksamkeit ihrer Eitelkeit schmeicheln. Denn Eitelkeit, Absichtlichkeit und der jugendliche Drang, etwas Seltsames und Auffälliges zu thun, trieben auch hier bei den Göttinger Freunden ihr Spiel, was Voß selbst nicht undeutlich verräth, da er von den nächtlichen Spaziergängen erzählt, welche sie unternahmen, um draußen in der Kühle der Mondnacht wetteifernd Verse zu machen. „Sagen Sie," schreibt er an Brückner, „gefällt Ihnen diese Methode? Ich denke, sie soll in unsern Lebensbeschreibungen noch mal erzählt werden."[2]) Daher haben wir uns auch diese feierlichen Zurüstungen, diesen

[1]) a. a. O. 93. 94.
[2]) a. a. O. 101. vgl. 94.

Werdomar im Lehnstuhl und die Eichenkränze auf dem Haupte der Festgenossen zu erklären[1]). Charakteristisch ist ferner die Untermengung der Elemente, Flaccus, Anakreon und die Bardenschüler von Voß dicht neben einander genannt, sowie daß gerade Bürger es ist, der den Toast auf Wieland vorzuschlagen wagt. Endlich, wie die Verehrung Klopstock's in der feierlichen Weise, mit der man hier sein Andenken beging, ein beinahe religiöses Ansehen gewann, und wie umgekehrt das Deutschthum, der Franzosenhaß und der sittliche Rigorismus der Jünglinge sich in dem Ruf: es sterbe Wieland! gewaltsam Luft machte; so stellten sie es sich nun auch in dem, was sie von Poesien veröffentlichten, zur vorzüglichsten Aufgabe, diese Liebe und diesen Haß zu offenbaren: sie forderten heraus, sie feindeten an[2]) und weil ihnen die Constitution ihres eigenen

---

[1]) Hieher gehört auch, was Voß von Hölty erzählt: „Bei kleinen vertraulichen Schmäusen, sonderlich wo Rheinwein blinkte, war er sehr fröhlich. Er lagerte sich auf Rosenblätter, salbte wie Anakreon seinen Bart... Aber dabei blieb es denn auch." Leben Hölty's, XIII. Diese sich selbsttäuschende Absichtlichkeit, dies Formenwesen und Zurechtmachen selbst da, wo, wie man glauben sollte, der Augenblick unwiderstehlich in ein wirkliches und lebendiges Pathos hätte hineinreißen sollen, ist ein Erbtheil der gelehrt conventionellen Richtung, wie sie sich in den Anakreontikern u. dgl. aussprach. Auch Klopstock und seine Jugendgesellschaft hielt noch diese Nichtigkeit gefangen, wie u. A. der spaßhafte Vorfall darthut, welchen Körte in Gleim's Leben berichtet, p. 58. Hier kränzen Klopstock, Gleim, Schmidt, Zimmer, Glas und Schläfe mit Rosen und verführen einen solchen Lärm, daß man sie für betrunken hält, ehe sie noch überhaupt getrunken haben.

[2]) Den Anfang hiezu machte sogleich in dem Alm. für 1773, demselben also, den Wieland selbst durch einen eigenen Beitrag (Gedanken bei einem schlafenden Endymion, p. 81.) ausgezeichnet hatte und wo er durch Kupfer zum Agathon und Gotter'sches Lob (157.) celebrirt war, eine zornschnaubende Ode Hölty's „an Teuthard," p. 180., in welcher heftig gegen die Franzosen, deren tändelnde, üppige Literatur und die Nachahmer derselben, mittelbar also gegen Wieland geeifert wird:

Bundes so wohl gelungen war, so meinten sie bald, auch den deutschen Parnaß constituiren zu können. —

Auffallend ist es, daß bei diesen Einrichtungen und Zusammenkünften Cramer's gar keine Erwähnung geschieht, den doch anfänglich nicht nur Boie, sondern auch Voß mit so großer Auszeichnung nennen und dessen Einfluß sich in dem gesteigerten Enthusiasmus für Klopstock unverkennbar zeigt. Es müssen daher persönliche Gründe gewesen sein, welche Cramer von der unmittelbaren Theilnahme am Bunde fern gehalten haben, und in der That lassen dieselben sich leicht vermuthen. Denn Cramer, als der Sohn eines hochgestellten und viel vermögenden Mannes [1]), wurzelte in den Neigungen, Bedürfnissen und Gewohnheiten, dem Ton und Umgang der vornehmeren Kreise; die Uebrigen waren an die anspruchslose Frugalität des Mittelstandes, zum Theil an noch engere und wirklich drückende Verhältnisse gewöhnt: ihre bescheidene Natürlichkeit fühlte sich in Verlegenheit gesetzt, wohl gar geärgert durch das höfische und vornehme Wesen, in welchem Cramer sich gefiel. Eine rechte Einigung beider Theile konnte aber um so schwieriger Statt finden, je weniger die aristokratischen Manieren, welche Cramer vor sich her trug, und die Ansprüche, die er machte, den-

„— — Du lächelst,
Muse! der gaukelnden Afterschwester,
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert. Schande dem Sohne Teuts,
Der's durstig trinket, weil es Wollust
Durch die entloderten Adern strömet....
Schwing deine Geissel, Sänger der Tugend! schwing
Die Feuergeissel, welche dir Braga gab,
Die Natternbrut, die unsre deutsche
Redlichkeit, Keuschheit und Treue tödtet,
Zurückzustäupen!..."

[1]) Sein Vater war bis 1771 Hofprediger in Kopenhagen gewesen; dann ging er als Superintend nach Lübeck, wurde aber schon 1774 als Kanzler der Universität Kiel in dänische Dienste zurückberufen. Jördens, I, 330

jenigen historischen Hintergrund hatten, ohne den man damals eine Aristokratie zu sehen nicht gewohnt war. Er war kein Edelmann, kein Patrizier, im Grunde nur dasselbe, was hier die Meisten auch waren: der Sohn eines Predigers, aber freilich eines reichern und angesehenern, als die Andern. Dem Adel hätten sie sich willig untergeordnet, sie hätten die modischen, exclusiven Sitten bei einem Edelmann natürlich und richtig gefunden; nicht so bei dem Sohn eines Predigers, wie sich das Alles deutlich in der ganz entgegengesetzten Aufnahme zeigt, welche Cramer und welche die Grafen Stolberg bei den Verbündeten erfuhren[1]). Noch eine andere Rücksicht stand Cramer entgegen, die ein merkwürdiges Zeugniß für die überspannte Deutschheit dieses Kreises ablegt: man erkannte Cramer für keinen Deutschen, weil er von früh auf in Kopenhagen erzogen war! [2]) und wollte daher den Blendling von Deutschen und Dänen keinen Theil nehmen

[1]) Vgl. besonders Voß' Brief an seine Braut vom Nov. 1775, wo er diesen Gegensatz zwischen Cramer's modisch aristokratischer und seiner eigenen bürgerlich bescheidenen, altväterischen Gesinnung mit Lebhaftigkeit schildert: „Cramer der jüngere fragte mich heute, ob Du auch tanztest? nein! sängest? nein! rittest? nein! Französisch sprächest? nein! — Alles das kann Betty! — Alles das kann Selma nicht! (dies war der poetische Name, mit dem Voß nach dem sentimentalen Gebrauche der Zeit seine Ernestine Boie umgetauft hatte) antwortete ich in demselben Ton; und doch glaub' ich, sie ist nicht weniger liebenswürdig! — Hat sie Dir etwas gestickt? Er zeigte zugleich eine Brieftasche mit kostbar gesticktem Bande. — Nein, nichts. Aber Deine Schreibtafel riecht nicht gut. — Um Gotteswillen, Voß, sie ist parfümirt! — Also parfümirt sich Betty auch? — Ja, das ist feine Welt. — Selma und ich lieben also nicht nach Geschmack, sagte ich ihm lächelnd, aber wir lieben doch, und sind so vergnügt mit dem, was wir lieben, daß es uns vorkommt, dies wäre das Wesen, und jenes, was Du hergerechnet hast, sehr unbedeutende Nebendinge. — Er gab mir Recht, meinte aber doch, daß die Nebendinge auch schön wären. Endlich verglichen wir uns dahin, daß jeder seine eigene Denkart habe.“ (I, 281.)

[2]) Geboren war er 1752 zu Quedlinburg: Jördens, VI, 597.

lassen an dieser Vereinigung lauter ächten, altgermanischen Blutes[1]).

Was Boie angeht, den man als Werdomar auf den Ehrenstuhl gesetzt hatte, so mag es ein ziemlich verlegenes Gesicht gewesen sein, welches derselbe Anfangs zu jenen heftigen Expectorationen seiner jungen Freunde machte; wenigstens sucht er in einem Briefe an Knebel, dem er Voß' Gedicht „an Werdomar" mitgetheilt und der sich wohl nicht wenig gewundert hatte, die übel berufene Bardenwirthschaft jetzt in Boie's eigener Nähe anzutreffen, den Vorwurf dieser Richtung von dem Vereine abzuwälzen und das Ganze überhaupt mehr als ein Spielwerk darzustellen[2]). „Unsere jungen Dichter hatten einen Bund mit einander gemacht, ihre Leiern nicht durch Nachahmung zu entweihen, deutschen Geist und Patriotismus zu singen, aber Barden wollten sie durchaus nicht sein, wie wir jetzt das Wort nehmen, keine Bardenmythologie gebrauchen[3]) und überhaupt, wie einige Neuere, nicht die Bardenpoesie bloß zum Rüstzeuge und zur Stickerei unbardischer Gedichte machen. Die deutschen Stücke im Almanach[4]), die man sehr unrecht für bardische nehmen würde, sind aus ihren Versuchen. Ich munterte den Bund sehr auf, und sie, die sich untereinander zum Spaß alte Namen gegeben hatten, gaben mir den von Werdomar." Boie spricht hier von dem Bunde, wie von etwas Unerheblichem und bereits Vorübergegangenem; allein

---

[1]) a. a. O. 114.

[2]) Knebel, I, 139. Das Gedicht an Boie steht jetzt umgearbeitet bei Voß, 114. Boie's Erhebung zum Werdomar wird schon in der „Bundeseiche" erwähnt.

[3]) Aber Braga? aber Thuiskon? aber Mimer?

[4]) Es sind die schon erwähnten Gedichte von Hahn, Miller und Hölty, 177—181.

die jungen Dichter selbst meinten es sehr ernst damit: sie rissen auch Boie mit sich fort und legten schon damals den Grund zu der Trennung zwischen ihm und seinem alten Freunde Gotter, durch dessen zufälligen Besuch man sich anfänglich sehr geehrt gefühlt hatte, der aber jetzt, nachdem der Bund unter der Eiche zusammengetreten und ein entschiedener Inhalt für denselben gewonnen war, als französirender Dichter, als ein Verehrer und Genosse Wieland's über die Achsel angesehen wurde[1]).

Die Stolberge.

Dennoch hätte die Thätigkeit des Bundes sich ohne Zweifel viel langsamer und schüchterner entwickelt, wären zu diesem Göttinger Kreise nicht eben jetzt zwei neue Mitglieder hinzugetreten, die außer ihrem eigenen gesellschaftlichen Ansehen und dem persönlichen Glanz eines edlen und vornehmen Namens, welchen sie ihm zuführten, auch gerade diejenige Anknüpfung vermittelten, die er selbst am Eifrigsten suchte, nämlich Klopstock's persönliche Betheiligung an den Interessen und Unternehmungen des Bundes. Diese Vermittlung geschah durch die beiden Grafen Stolberg, Christian (geb. 1748) und Friedrich Leopold (geb. 1750), die im Herbst 1772 Behufs ihrer academischen Ausbildung nach Göttingen kamen.

Die unbedingte und ursprüngliche Geltung des Adels und jene naive Ehrfurcht, die man ihm bis dahin namentlich in Deutschland erwiesen hatte, war in dieser Zeit, wo man in der Gesellschaft, wie in der Literatur, gegen die leeren Formen

---

[1]) Noch im October 1772 heißt Gotter „der vortreffliche Epistelsänger und ein braver Mann." Aber schon im Juni 1773 schreibt Voß an Brückner: „Gotters Dichtungsart! Ist Briefton und witzige Liedergalanterie je fähig gewesen, das Herz zu rühren?" u. s. w. Vgl. II, 90.

ankämpfte [1]), auch schon bei uns erschüttert und gebrochen. Daß die Männer der Wissenschaft, daß die Lieblinge der Kunst aus dem Volk hervorgingen, dem ranglosen, ohne Ahnen und ohne Stammbaum, das war ein altes Ding, das zu allen Zeiten so gewesen; allein bis dahin hatte man Gelehrte und Dichter in den Vorzimmern und unter dem Schutze gnädiger Patrone gesehen, sie hatten einen Theil der Hofhaltung gebildet oder wenigstens, wie Gottsched und auch noch Gellert, sogar noch Weiße, in zierlichen Briefen und Zuschriften von fernher einen ästhetischen Nimbus um die Adligen gezogen. Jetzt hatte das Genie sich von dieser Schirmherrschaft und dieser dienstbaren Gefälligkeit emancipirt; es wuchs frei und selbständig auf, und wagte es sogar, geschwellt von dem verhängnißvollen Lufthauch, der aus Frankreich herüber wehte und dort endlich in dem Sturm der Revolution donnernd und zerschmetternd einherbrauste, seinerseits als Adel des Talentes stolz herabzusehen auf den Adel der Geburt und gegen den Trotz des Edelmannes, selbst gegen seine vornehme Geschmeidigkeit ein trotziges und ungefüges Bürgerthum zu setzen. Und nicht bloß um diese gesellige Gleichstellung, diese ideelle Ueberhebung und den abstracten Ruhm schriftstellerischer Bildung handelte es sich; sondern diese Schriftsteller fingen auch an praktisch zu werden, Wissenschaft, Poesie und Literatur überhaupt wurden anerkannt als Potenzen des deutschen Lebens, deren Wirkung sich nicht mehr abläugnen ließ, und die daher durch ihren lebendigen Inhalt der leeren Convenienz der Adelsrechte gefährlich wurden. So fühlte der Adel die Nothwendigkeit, sich, wie man das nennt, zu regeneriren — ein

[1]) In dieser Rücksicht ist auch die Scene im Werther von Bedeutung: p. 103. fgg. im 16. Bd. der kl. Ausg.

bedenklicher Ausdruck und ein schwer zu erfüllender Vorsatz! Denn die Geschichte schreitet wohl vorwärts, aber nie rückwärts, sie entwickelt Neues aus dem Alten, aber bringt nie das Alte zurück; sie generirt, aber regenerirt nicht.

Der Weg nun, der zu diesem Ziele eingeschlagen wurde, war jedenfalls ein beachtenswerther und ohne Widerspruch ein an sich besserer, als der ist, auf welchen man uns jetzt zu drängen sucht, da man, ohne Rücksicht auf das Bewußtsein unserer Zeit und die Entwicklung der gegenwärtigen Gesellschaft, Stammbäume, wie es scheint, zusammensetzen will aus Hufen Landes und den Adel des Bluts an den Umfang des Grundbesitzes knüpfen. Anders verfuhr man damals: der Adel suchte sich selbst und gleichfalls der Bildung der Zeit zu bemächtigen, die praktische Theilnahme an Wissenschaft und Kunst wurde stiftsfähig erklärt und bald gab es Edelleute, die ihren Zeitvertreib fortan in literarischem Dilettantismus fanden, wie ehemals in Jagd und Spiel und in der Ausübung ihrer Hoheitsrechte. So weit war dieser Weg gewiß ein heilsamer und glücklicher: denn Wissenschaft und Kunst üben eine magnetische, eine zauberische Kraft, sie nehmen Manchen wirklich für sich gefangen, der sich ihnen zuerst nur aus Eitelkeit und Neugier näherte, und so sind auf diesem Wege nicht wenig wahrhaft edle Namen aus der Adelsmatrikel übergegangen in die Jahrbücher unserer Literatur und unserer Geschichte, wo sie nun sichrer stehen und auf einem unvergänglicheren Blatte. Andere dagegen, weil sie sahen, daß der Adel der Geburt allein nicht mehr genügte, wollten auch von der Bildung und dem Geiste nur den Adel, den auch diese verleihen; sie hatten keineswegs im Sinne, Verzicht zu leisten auf den Glanz der Geburt und vergaßen niemals, daß sie Edelleute waren; sie wollten die

Edlen des Blutes, die Aristokratie der Geschlechter bleiben, aber zugleich die Edlen des Geistes, die Aristokratie der Bildung werden und so eine neue, gedoppelte Aristokratie bilden, in die nicht Genie allein, noch Geburt allein, sondern lediglich die seltene Vereinigung Beider den Zutritt verschaffen konnte [1]). Diese, da es ihnen gar nicht um die Bildung und den Geist selbst zu thun war, trieben ihre Studien, ihre künstlerischen Versuche, ihre poetischen Leistungen rasch und cavaliermäßig; sie behandelten die Rechte, die sie auf diesem geistigen Gebiet etwa erwarben, wie andere Ehrenrechte, poetisches Talent wie ein persönliches Verdienst, Gedichte wie Ahnen; sie waren stolz und eifersüchtig auf ihre Bildung, renommirten mit ihr und brachten das Peitschengeknall und Sporenklirren ihrer adligen Hetzjagden mit in die Literatur. Aber der Geist ist auch eifersüchtig und duldet nicht, daß man ihn als Spielwerk nutzen will: darum wächst er auch Jenen über den Kopf, er wird ihnen unbequem und feindselig, und das Ende ist daher gewöhnlich, daß sie auch offenbar abfallen vom Geist, dem sie in Wahrheit nie gedient haben.

Aus dieser Sphäre und als die bedeutendsten Vertreter derselben sind die beiden Stolberge hervorgegangen; ja sie geben ein sichtliches und erschütterndes Exempel, wie auch im Uebrigen liebenswerthe, empfängliche und gebildete Gemüther, wie Talent und persönliche Wohlgesinntheit endlich doch zerstört werden von der Erbsünde des edelmännischen Bewußtseins. Denn dies ist die Klippe, an welcher sie gescheitert sind und scheitern mußten, daß sie mit dem übrigen Inhalt ihrer Per-

[1]) Es braucht wohl kaum noch angemerkt zu werden, daß hierin auch das Adeln der Dichter, das einige Zeit hindurch Mode war, seine Erklärung findet: da die Edelleute nicht immer Genie's sein können, so sollten die Genie's Edelleute werden; dann war Beides doch wieder vereinigt.

sönlichkeit, mit ihrer Begeisterung für das Schöne, ihrer Liebe zu Wissenschaft und Kunst, ihrem Drange nach Erkenntniß und geistiger Befriedigung, immer und in allem diesen auch die vergängliche, formale, edelmännische Persönlichkeit, als wäre auch sie etwas Geistiges und Berechtigtes, geltend zu machen suchten. Alles daher, was die Stolberge treiben, jede Richtung, die sie ergreifen, jede Thätigkeit, der sie sich widmen, Alles ergreifen, treiben, thun sie, als wären es Adelsrechte und Privilegien weniger, von Gott selbst bevorzugter Naturen. Sie theilen den abstracten Freiheitsdrang der deutschen Jugend und sind Republikaner mit einem Stolz, einer exclusiven Heftigkeit, einem übermüthigen Pochen auf ihren Republikanismus, wie Andere stolz sind auf das Gegentheil; sie rühmen sich ihrer Deutschheit und fühlen sich als Deutsche, aber das Deutschthum wird in ihrer Auffassung auch nur eine Race und sie vergessen nicht, daran zu erinnern, daß sie mit ihrem „urahnlichen" Stammbaum hinaufreichen, am Liebsten, geradezu bis zu Hermann dem Cherusker; sie hassen und verachten die Franzosen, aber nicht anders, als ehemals der Edelmann den Bürger haßte; sie beschäftigen sich mit dem Alterthum, aber ohne eigentliches Studium und doch absprecherisch, und das bekannte: *τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς*, das nie fehlen darf auf dem Titel ihrer Schriften, gleicht einem Wappenspruch, mit welchem sie ihre gelehrte Kenntniß, ihre humanistischen Bestrebungen von vorn herein documentiren wollen [1]).

---

[1]) Ebenso charakteristisch ist die frühere Vignette der beiden Centauren mit dem Motto:

> **Ceu duo nubigenae quum vertice montis abalto**
> **Descendunt Centauri ...**

mit der zuerst die von Boie veranstaltete Ausgabe ihrer Gedichte (1779) erschien. (vgl. Schiller in den Xenien, Suppl. von Hofmeister, III, 140.) und der Adler vor den Jamben, 1784.

Auf diese Weise geschieht es denn nothwendig, daß, da sie sich dem Geiste niemals ganz und völlig und nur um seiner selbst willen hingeben, sie auch keine Befriedigung finden bei ihm; Freiheit und Bildung verwandeln sich ihnen unter den Händen zu Unfreiheit und Abfall von der Bildung, überall erreichen und werden sie nicht das, was sie wollten, sondern das Gegentheil: aus Freiheitschwärmern werden sie zu Freiheithassern, aus Schülern und Bewunderern des Alterthums zu Anklägern und Verdächtigern desselben, aus Feinden des Papstthums Katholiken.

Diese Entwicklungen schlummerten allerdings noch tief im Kern, als die beiden Grafen in Göttingen erschienen. Ein günstiger Ruf, daß sie Poeten wären, Griechisch verständen [1]) und Klopstock's persönlichen Umgang genossen hätten, ging vor ihnen her. Namentlich dies Letztere mußte ihnen die Aufmerksamkeit des Bundes zuwenden; Boie, als ihr Landsmann, vermittelte die Bekanntschaft. Auch hier nun schlugen die Stolberge sogleich jenen Ton des trotzigen, man darf wohl sagen, hochmüthigen Republikanismus an, der ihnen in jener Periode eigen war und der in diesem Kreise, nach den Elementen, die bereits in ihm gährten, nur den entschiedensten Beifall, den freudigsten Nachklang finden konnte. Dazu schmeichelte den Bund natürlich die Hoffnung, zwei Grafen, und noch dazu zwei poetische, zwei freisinnige Grafen, für sich

[1]) Wie mäßig damals noch die Anforderungen und wie leicht enthusiasmirt die Göttinger Freunde waren, zeigt sich auch in dem, was Voß von der Gelehrsamkeit der „Grafen" im Griechischen rühmt, nämlich daß der ältere 300 Verse der Ilias und der jüngere ebensoviel in der Odyssee mit Hülfe des Wörterbuchs verstehe. Sehr gründlich war also diese philologische Bildung wohl nicht, und dennoch war sie schon „ein Phänomen." Voß' Br. I, 123.

zu erobern, und so wurden daher die Ankömmlinge mit einer unmäßigen Bewunderung empfangen. „Die Grafen Stolberge", schreibt Voß [1]), „ach! welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmack unter den französirenden Großen und Landsassen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und — ohne den kleinen Stolz [2]) — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich! Und den hab' ich gemacht! .. Beide Grafen haben um Aufnahme in den Bund angehalten, und nächstens soll es feierlich geschehn. Und dann erfährt's Klopstock!" —

Wie Voß hier mit Begeisterung über die beiden Grafen schreibt, so war auch er es vorzüglich, der sich ihnen persönlich näherte und eine schwärmerische Freundschaft mit ihnen eingehen zu können glaubte. Zum Theil mochte er sich dazu im

---

1) An Brückner, Decbr. 1772. I, 113. fgg.

2) Es wird nöthig sein, gleich hier die Erzählung einzuschalten, die Voß später, nach dem Bruch mit den Stolbergs, von ihrer Stellung zu dem Bunde gegeben hat, indem beide Schilderungen, die frühere enthusiastische und die spätere kühle, sich wohl gegenseitig berichtigen und die Wahrheit erst in der Mitte zu liegen scheint. „Die Stolberge kamen uns weniger nah, als Jünglingen ihres Standes ... Sie besuchten unsre wechselnden Versammlungen und waren dann rein menschlich; bei ihnen wurden wir ein oder zweimal zum Thee geladen, wo das rein Menschliche vermißt ward. Einer von uns meinte, der ältere sei weniger adelstolz, weil er seine Verse bloß Christian Stolberg unterschrieb; ich behauptete, der jüngere sei's, denn der denke bei Graf nichts weiter, als einen Theil seines Namens." Vgl. die Schrift: wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? p. 7. und den treffenden Ausdruck in der: Bestätigung u. s. w. p. 139.: „Je mehr Friedrich Stolberg sich gräflicher Poet dünkte, desto mehr schien auch der poetische Graf hervor."

Namen des Bundes berufen meinen, den er vorzüglich zusammenhielt, so daß er sich im Stillen als Stifter und Haupt desselben betrachtete: „Im Feuer, worin ich bin, (fährt er in dem eben angeführten Briefe fort) darf ich wohl ein bischen stolz sein. Ich will's also auf den Bund sein, der ohne mich nicht entstanden wäre. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack war zu einseitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Boie's Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft. Hahn, der feurige Hahn, darf frei singen, Hölty auch, und Boie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann. Mehr darf ich nicht sagen." [1])

Auch entsprach der Trotz und die schroffe Herbigkeit, mit welcher die Stolberge ihre patriotische Freiheitschwärmerei bekleideten, Voß' eigenem, eckigen und herben Wesen [2]), ihr poetischer Rigorismus seinem praktisch sittlichen; sie schlossen daher innige Freundschaft, besangen sich gegenseitig in deutschthümelnden Oden und schwuren um die Wette Tod und Verderben dem Gallier [3]). Denn Frankreich zu hassen, war nun-

[1]) a. a. O. 117.

[2]) Voß klagt damals selbst in Briefen und Gedichten mehrfach (z. B. in dem bekannten Scherz an Miller, a. a. O. 118.), daß ihm die Gabe für das Graziöse, das Leichte und Anmuthige mangle: vgl. p. 137.

[3]) Man vgl. besonders die beiden Gedichte: Ode an die Freiheit von Fr. L. Stolberg und die Antwort an Teuthard von Voß, aus der folgende Stelle bemerkenswerth ist:

„Ach nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zittr'! Umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer? Ich? den Mann
Den Klopstock liebt?"

mehr eine Voraussetzung geworden, die sich bei jedem Mitgliede des Bundes von selbst verstand: „Die französische Nation im Ganzen haſſ' ich, mit jedem deutschen Patrioten" [1]). Hierin fanden Voß und der jüngere Stolberg (denn besonders mit diesem hatte Voß sich verbunden, während Christian, der minder regsame Geist, der schlaffere Charakter, das geringere poetische Talent, ihm ferner blieb) besonders an Hahn ihren Mitgesellen: „Wir drei," schreibt Voß, „gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum, und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick, ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären" [2]). Geringer scheint dieser Enthusiasmus bei den Uebrigen gewe-

---

(a. a. O. 113. 114.) Die Stolberg'sche Ode, die Hahn dedicirt ist, wurde in der Gesammtausgabe der Stolberg'schen Schriften sehr verändert: I, 18. In der gleichzeitigen Ode „Mein Vaterland," von Voß an Stolberg gesungen, kommen auch die polemischen Anspielungen auf Wieland und Consorten wieder vor:

„Nach Wollust schnaubt der lodernde Jüngling jetzt,
Der Mann nach Gold! Im dämmernden Myrthenhain
Lustwandeln froher Mädchen Chöre,
Schmachtend in Galliens geilen Tönen.
O dichtet ihnen, Sänger Germaniens,
Ein neues Buhllied, singet den Horchenden
Des Rosenbetts geheime Zauber
Oder das Taumelgelag der Reben!"

(a. a. O. 120. und in der Ges. Ausgabe, 114. Vgl. die Erotiker, 115.)

[1]) Voß a. a. O. 125. und das Gedicht „an die Herren Franzosen" im Alm. für 1774, p. 167., welches großes Auffehn machte und dem Bunde viele Feinde erweckte: Voß' Briefe, I, 148.

[2]) a. a. O. 218. Wem übrigens fiele hiebei nicht die Romantik unsrer Burschenschafter und Sand's That gegen Kotzebue ein?

sen zu sein, wenigstens sprachen sie ihn weniger lebhaft und energisch aus; bei Miller, dessen friedlich weichliches Gemüth allerdings nicht recht fähig war, die Heftigkeit dieses Aufschwunges zu theilen, gewinnt das Pathos der Deutschheit mitunter sogar einen sehr komischen Charakter [1]. In den Hauptsachen jedoch stimmten Alle überein: man muß zuerst deutsch sein, um Poet zu sein; Deutsch oder Nicht-Deutsch sind die Kategorien der sittlichen, wie der ästhetischen Würdigung [2]; Klopstock ist der größte aller Dichter, Wieland ein Verräther.

Die Klopstocksfeier.

Wir haben bereits erwähnt, welche große Empfehlung den Stolbergs ihre persönliche Bekanntschaft mit Klopstock war und welche Hoffnungen der Bund darum in sie setzte. Nun fingen diese Hoffnungen an verwirklicht zu werden, indem die Stolberge es übernahmen, Klopstock eine Schilderung von dem Bunde zu machen und ihm das Bundesbuch mit den Gedichten der Mitglieder zu überreichen: „Der soll jetzt urtheilen, wer Genie hat und wer nicht" [3]. Klopstock war gerade mit der Herausgabe der Gelehrtenrepublik beschäftigt; es mußte ihn angenehm überraschen, daß die Träume von einer regelrechten, bundesartigen Verfassung und Umzäunung der Literatur, welche er in diesem Werk ausgemalt hatte, in Göttin-

[1]) z. B. in folgendem „Deutschen Liede," Musenalm. f. 1774, p. 92.

„Daß ein deutscher Mann ich bin,
Deß erfreuet sich mein Sinn:
Denn ein ächter Deutscher ist
Immer auch ein guter Christ." u. s. w.

[2]) Voß' Br., I, 128.

[3]) a. a. O. 136.

gen im Kleinen bereits zur Ausführung gekommen waren. Auch hatte er bei dem Selbstverlag des Werkes äußerlich auf die Theilnahme und Begeisterung der deutschen Jugend gerechnet [1]). Hier fand er nun einen Enthusiasmus, der Alles noch zu überbieten schien, was in dieser Art ihm in früheren Jahren war erwiesen worden. Er nahm daher die Annäherung des Bundes sehr freundlich auf: „er hat einem jeden einen Kuß durch die Grafen geschickt und seinem Buchhändler geschrieben, uns die Bogen seiner neuen Gesänge des Messias gleich nach dem Druck zu schicken, die dann der Deutscheste am ersten lesen soll. Da wird's aber Streit geben!" [2]) — Wir wissen nun zwar, daß die Göttinger Verbündeten bis dahin auf den Messias nur ein geringes Gewicht gelegt hatten; indessen als nun diese letzten Gesänge, wiewohl gerade sie ohne Frage die Mängel der ganzen Anlage und die Einseitigkeit der Klopstock'schen Dichtung am Sichtbarsten zeigen, als Geschenk des hochgefeierten Autors ankamen, so schlug die Gluth der jugendlichen Begeisterung auch an ihnen in neuen Flammen empor, und während das übrige Deutschland diesen Schluß des Messias ziemlich lau und mit einer Art von Ermattung hinnahm, steiften die Göttinger sich darauf, ihrerseits in der Aufnahme auch dieser letzten Gesänge nicht zurückzubleiben hinter der dankbaren Vergötterung, mit der einst, ein Menschenalter zuvor, eine andere Generation die ersten Gesänge empfangen hatte: „O welch ein Mann ist Klopstock! Ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seelen durchbohren, als unser Klopstock!.. In allen Gesängen die leben-

---

[1]) vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, III, (S. W. 26.) 113. fgg.
[2]) Voß' Br., I, 124. 136.

dige Kraft des Dichters! Meiner Empfindung nach übertreffen — nein! ich sage wohl zu viel, weil sie mir neuer sind — gleich sind sie wenigstens allen vorhergehenden." [1])

Da nun auf diese Weise der Enthusiasmus für Klopstock noch gewachsen und erweitert war und die Göttinger Freunde durch sein Versprechen, ein näheres Verhältniß mit ihnen einzugehen, sich bereits als seine ausdrücklichen Jünger und Schüler fühlten, so war es sehr natürlich, daß sie jede Gelegenheit aufsuchten, ihre Begeisterung für ihn laut und stürmisch an den Tag zu legen. Hiezu schien ihnen Klopstock's Geburtstag am Geeignetsten; sie beschlossen, ihn mit besonderer Festlichkeit zu begehen. „Den zweiten Juli ist Klopstock neun und vierzig Jahr alt", schreibt Voß: „Diesen Tag feiern die Hannoveraner sonst nicht, weil die Marienfeste abgeschafft sind. Aber der Bund wird ihn mit der größten Feierlichkeit begehen. Ich lasse mir ein neu Kleid machen, das ich nicht ehe anziehen will als bis auf diesen Tag." [2]) Und dann die Beschreibung: „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahns Stube, die die größte ist (es regnete den Tag [3])), zusammen. Eine lange

---

[1]) a. a. O. 133.

[2]) a. a. O. 143. Ebenso schreibt er an Ernestine Boie, mit der er damals, nach der empfindsamen Sitte der Zeit, ohne sie zu kennen, in einem sentimental ästhetisirenden Briefwechsel stand, und die bald darauf seine Braut wurde: „Wir wollen dem großen Sänger des Messias und Deutschlands ein Jubelfest feiern. O meine lieben deutschen Freundinnen, wollen Sie an diesem Tage nicht auch an den unsterblichen Mann denken, der unsre Anbetung verdiente, wenn wir nicht Christen wären?" —

[3]) Aus diesem Zusatz scheint hervorzugehen, daß ohne diese zufällige Störung das Fest draußen, etwa unter der Eiche, wäre gefeiert worden, wie der Bund ja überhaupt liebte, sich in Kleist'schen Naturschwärmereien zu ergehen. Vermuthlich waren die regelmäßigen Versammlungen des Bundes auch für diesen Sommer schon völlig aus der Stadt auf's Land

Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkoyen

verlegt worden: a. a. O. 123. 134. Welcherlei Scenen da vorfielen, kann man aus folgendem Briefe Hahn's an Klopstock schließen, den wir hier um so lieber mittheilen, je zerstreuter und seltener Hahn's Nachlaß ist. Charakteristisch ist dieser Brief ohne Frage auch schon für den Sommer von 1773, wiewohl er in der That erst ein Jahr später geschrieben ist, als Klopstock auf der Reise nach Darmstadt in Göttingen erwartet wurde. Der Brief steht in Clodius' Auswahl aus Klopstock's Nachlaß, I, 284. und lautet im Auszuge: „Ach mit lauten Herzschlägen sein Sie von uns Allen gegrüßt, gesegnet, geküßt, o unser Vater Klopstock! ... Mitten unter uns Allen Klopstock! Unter uns Allen? O unsre Stolberge fehlen! Wahrlich dieses Mal wünsche ich sie vergessen zu können, um ganz, ganz Freude zu sein, wenn nun aber der Stuhl nicht mehr leer steht und ach, die Eiche des Bundes nun über Seinem, über Klopstock's Haupte rauscht! O nicht umsonst rauschte sie stolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feste des zweiten Julius Zweige zu brechen. Es war in diesem Jahre das erstemal, daß wir sie besuchten. Gerade über ihr stand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihr uns von ferne als den Bund für's Vaterland an, liefen und ruften ihr Wodans Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Aeste, brachen Zweige und ruften laut: Unserm Vater Klopstock! ... Die Eiche hat nur noch Einen so schönen Zweig, wie der war, den wir flochten und Ihnen zusenden wollten. Dieser mag nun verdorren, aber Sie schlagen uns es doch nicht ab, Sich mit jenem unter der Eiche selbst bekränzen zu lassen? Wir thatenlose, aber thatendürstende Jugend dürfen zur Zeit nur noch Büsche tragen" u. s. w. Der Naturdienst der Göttinger Freunde und die wunderliche Art, wie sich in ihm Sentimentalität, Idylle und Philisterei vermischten, läßt sich besonders aus folgendem Briefe erkennen, den Voß an Ernestine schrieb (I, 218.) und aus dem wir schon oben Einiges erwähnt haben: „Kleist's Andenken hab' ich auch diesen Frühling einen schönen Nachmittag gewidmet. Ich ging mit Hölty nach einem nahen Dorfe, Kleist's Frühling in der Tasche. Wir aßen erst im Wirthshause eine Schale dicke Milch und wollten uns nun im Garten unter einem blühenden Baum hinlegen. Aber der Garten war nur klein und mit weißer Leinwand bedeckt. Was machen wir, lieber Hölty? — Wir wollen oben in der Stube lesen? — Nein, das thu' ich nicht. — Was denn? — Komm nur! Er folgte mir, ich führte ihn nach dem Pfarrhofe." Hier erbitten sie sich nun die Erlaubniß, im Garten lesen zu dürfen: „Wir neigten uns und gingen in den Garten, setzten uns da in eine Laube, die aus

bestreut, und auf ihm Klopstocks sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer [1]) aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kafe; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken [2]), des Bundes Gesundheit,

---

Apfelbaum und Hollunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor, indeß ich in einer nachlässigen Lage eine Pfeife Tobak rauchte. Rund um uns war Alles Frühling. Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner lockten, von ferne ließ sich eine Schaar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüten regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume, und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Grase herumschwärmten. Hierauf bedankten wir uns, aßen ein Butterbrod in der Schenke und gingen im Wehn der Abendkühle wieder nach Göttingen." Vgl. Hölty's Leben, XXXII. XXXIII.

[1]) Der auf Veranlassung der Stolberge denn endlich doch in den Bund war aufgenommen worden: a. a. O. 126.

[2]) Hermann war ausschließlich der fixe Punkt, bei dem die Sympathie der Göttinger stehen blieb; auf das Mittelalter und dessen Ritterlichkeit, wie man aus der Theilnahme der Stolberge und der späteren Entwicklung derselben vermuthen möchte, erstreckte sie sich keineswegs, vielmehr haßten sie das Mittelalter, als eine Zeit des Aberglaubens, der Kirchenherrschaft und weltlicher Tyrannei. Schon gegen Karl den Großen richteten sie Straf- und Zorngesänge, weil ihm „die Lieder der Barden Almosen geworden waren" (nämlich er soll im Testament befohlen haben, seine Sammlung Bardengesänge zum Besten der Armen zu verkaufen) und weil

„... der Sklavenkette Gerassel ...
.. der Franke (Fluch dir, o Mönch, der ihn
Den Großen pries!) um unsern Nacken
Schlang, als mit triefendem Stahl der Wüthrich

dann Eberts, Göthens [1]), Herders u. s. w. Klopstocks Ode der Rheinwein ward vorgelesen und noch einige andere. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß." [2])

In unsre Heimath stürzte, die Druden vor
Der Irmensäule würget', und Wittekind,
Statt Wodan! seinen Wurmstichbildern
Rüche der Opfer und Gold zu weihn zwang.
Verderben brütend laurte schon dazumal
Roms Götzenpriester! Ha, der Bezwinger kroch
Zu seinem Stuhl und schenkt', o Hermann!
Deinen Cherusker dem Weltyrannen!"

So Voß in der Ode an Stolberg, a. a. O. 120. Man sieht, dieses Deutschthum war ein sehr provinzielles und mehr niedersächsisch, als wirklich deutsch. Aber in dieser Art hatten sie es bereits von Klopstock geerbt, namentlich auch den Haß gegen Karl den Großen: s. die Ode „Kaiser Heinrich" in den sämmtl. W. I, 175.:

„Bist Du, der Erste, nicht der Eroberer
Am leichenvollen Strom? und der Dichter Freund?
Ja, Du bist Karl! Verschwind', o Schatten,
Welcher uns mordend zu Christen machte."

[1]) Von dem so eben der Götz erschienen und auch in dem Göttinger Kreise sogleich mit Jubel aufgenommen war, wovon unten Näheres.

[2]) Diese ganze Schilderung ist Voß' Brief an Brückner entlehnt, I, 144. Das Bild, an welchem sie das Auto da fe vollzogen, war das Titelkupfer des Leipziger Almanachs für 1773, so daß sie mit Einem Schlage an Wieland und an diesem Nebenbuhler ihres eigenen Almanachs Rache übten. — Man muß nun zu dieser in der lebendigen Begeisterung des Augenblicks geschriebenen Darstellung der Klopstocksfeier die spätere vergleichen, welche derselbe Voß, dreißig Jahre später, in dem Leben Hölty's giebt (p. XXXIII. fgg.): „Im Sommer 1773 feierte man Klopstock's Geburtstag. Alle, selbst unser Hölty, in Feierkleidern, setzten sich des Nachmittags auf Hahn's Zimmer um einen Tisch, der mit Flaschen voll Rheinwein blinkte; am oberen Ende stand ein Lehnstuhl, worauf Klopstock's Werke lagen; aus den Oden ward vorgelesen. Vater Klopstock und Vater Rhein machten die Unterhaltung warm; man schwebte in Höhen der Begeisterung; man blickte mit edlem Unwillen auf den Leichtsinn, der da-

Diese Klopstocksfeier, gleichsam das Wartburgfest der Göttinger Freunde, ist der Gipfel ihrer bardischen Zusammenkünfte; sie betrachteten sie als eine wichtige Demonstration und sorgten dafür, daß die Nachricht von ihr ins Publikum kam. Klopstock selbst hatte eine Schilderung des Festes verlangt, und bald gingen weit über Göttingen hinaus die abenteuerlichsten Gerüchte über die Barden an der Leine und ihre literarischen Vehmgerichte. Der Bund wurde dadurch als solcher in Deutschland bekannt; er fand Freunde, die sich ihm näherten, fand Feinde, die ihn bald lächerlich, bald verdächtig zu machen suchten. Klopstock aber glaubte jetzt in diesem Bunde ein Werkzeug gefunden zu haben, seine theoretischen Entwürfe zur Gelehrtenrepublik praktisch ins Werk zu setzen; der Augenblick schien gekommen, wo das, was bisher nur ein Verein von Freunden und unmittelbaren Genossen gewesen war, in weitem Umfange den ganzen deutschen Parnaß umfassen sollte.

Aber ehe wir diese Entwürfe und überhaupt die Thätigkeit und die Stellung des Bundes nach außen hin näher be-

---

mals Ernst und Gefühl für Großes hinwegtändelte. Der verständige Boie suchte Entschuldigung; man ward heftiger. Einer trug die komischen Erzählungen herbei. Verbrannt! rief es umher; und sogleich loderte die Flamme auf. Hier auch, rief ein Anderer, das Fratzengesicht aus dem Taschenbuch! Ein Jubel entstand, da dreimal das arme Bild von der Hitze wieder auffuhr. Der plötzliche Vorfall, der nichts als jugendlicher Muthwille gegen den Mißkenner des Desipere in loco war, endigte damit, daß Boie lächelnd die Unbändigkeit verwies. Durch unvorsichtige Mittheilung, man weiß nicht von wem, entspann sich der sinnreiche Barbenmythos, woran die gelehrten Herren den Witz übten; indeß die Jünglinge dem damals lärmenden Bardengetön durch Spottgedichte entgegenstrebten." — Letzteres bezieht sich auf Hölty's Gesang des Barden Hölegast im M. Alm. von Voß von 1776.

trachten, ist es nöthig, noch einen Augenblick bei seinem Verhältniß zu demjenigen zu verweilen, der mit allen einzelnen Mitgliedern desselben mehr oder weniger befreundet war, der in Briefwechsel und lebhaftem geselligen Verkehr mit ihm stand und dessen ungeachtet ihm angehören weder wollte noch durfte; der aber dennoch durch seine unabhängige poetische That auch über den Bund gerade jetzt einen auszeichnenden Glanz verbreitete und ihm die Aufmerksamkeit des Publikums zuwendete: wir meinen sein Verhältniß zu Bürger.

Bürger und die Romanzenpoesie.

Bürger hatte sich im Frühjahr 1772, als durch den Zutritt von Voß, Hahn, Cramer die Elemente des Bundes sich allmälig sammelten, bereits außerhalb Göttingen, in Altengleichen, befunden, wo er durch Boie's Vermittlung die Stelle eines Gerichtsamtmanns erhalten hatte, so daß er nun aller Noth und Unruhe entnommen und einem geregelten Lebensgange auf die Dauer gewonnen zu sein schien. Die Entfernung von Göttingen war freilich nur gering, der briefliche und gesellige Verkehr mit Boie und der übrigen Genossenschaft lebhaft und ununterbrochen; auch beweist die Aufnahme Brückner's in den Bund, die auf Voß' Betrieb geschehen war [1]), daß es der Ordnung desselben nicht zuwider lief, auswärtige Glieder und solche zu haben, die der jugendlichen Sphäre bereits entrückt und an das amtliche Leben gebunden waren. Wenn daher dennoch diese Umstände bei Bürger die Veranlassung wurden, daß derselbe dem Bunde niemals angehörte, noch zur Theilnahme aufgefordert wurde, so setzt dies

---

[1]) a. a. O. 122.

andere, innerliche und bedeutendere Motive voraus, die sich hinter jenen äußerlichen nur verbargen. Und in der That brauchen wir uns nur an Bürger's bisherigen Bildungsgang und den Inhalt seines Wesens zu erinnern, um in seiner Entfernung von dem eigentlichen Bunde nicht Laune, noch Zufall, sondern eine geistige Nothwendigkeit zu erkennen. Bürger hatte lebendiges, ursprüngliches und natürliches Pathos; die Göttinger Verbündeten dagegen lebten sich absichtlich und gewaltsam in ein fremdes Pathos hinein, das Pathos der Klopstock'schen Odendichtung, der Deutschthümelei und des Bardenwesens. Bürger wollte keine Poesie anerkennen, als eine populäre, allgemein verständliche und Alle gleichmäßig erfreuende; die Göttinger im Gegentheil hatten die conventionellen und exclusiven Formen der Bardenpoesie zu Form und Gesetz ihres Bundes gemacht, sie rühmten und freuten sich Klopstock'scher Schwerverständlichkeit [1]) und suchten das Volksthümliche nicht im Anschluß an das lebendige Bewußtsein des

---

[1]) Vgl. Voß an Brückner, p. 128.: „Ich bin nicht einerlei Meinung mit Dir, daß es ein Fehler ist, wenn man eine Ode nicht gleich das erstemal versteht. Die Art der Ode, das Große, Heftige, Unordentliche, Abgebrochene, das doch Alles in der Natur gegründet ist, widerstreitet schon. Ein Anderes ist's bei sanftern Gedichten. Wenn die Dunkelheit nur nicht in der Sache, sondern in dem Uebermaße der Begeisterung liegt, so kann sie bald aufgelöst werden, und desto größer ist dann das Vergnügen. Ueberhaupt warum sollte die Poesie nicht auch ein Studium verdienen? In den griechischen Schulen erklärte man die Dichter." Aehnlich p. 182. Dagegen vgl. die schon früher citirte Abhandlung Bürger's über Volkspoesie. In all seinen Gedichten findet sich nichts, was auch nur von fern auf Klopstock'sche Elemente und Bardendichtung hinwiese; auch hat er, außer späterhin dem elegischen Distichon, sich, wie Göthe, niemals antiker Metra bedient, welche, umgekehrt, die Lieblingsform der Göttinger Dichter waren, besonders wenn sie ihre republikanischen Manifeste gegen Franzosen und Wieland schleuderten.

gegenwärtigen Volkes, sondern in der abenteuerlichen Rückkehr in eine ferne, nebelhafte Urzeit, bei Wodan, Hermann und Wittekind. Bürger war ohne einen Tropfen Klopstock'schen Blutes, er fand Gefallen an Wieland und Gleim, dem Anakreontiker, und hatte den Gresset nachgeahmt; die Göttinger beteten Klopstock an, verbrannten Wieland's Bild, bedauerten Gleim, verachteten Jacobi und athmeten nichts, als Franzosenhaß. Bürger war sinnlich, von lockern Grundsätzen und ungestümem Temperament; die Göttinger sittliche Rigoristen, ihre Liebeslieder voll seraphischen Schwungs und der Mehrzahl nach nicht erlebt. Bürger hatte mit Klotz zu Tafel gesessen und war eingeweiht in die Mysterien der Ueppigkeit und des Genusses; die Göttinger Freunde lebten in naiver Frugalität und bäurischer Genügsamkeit. Endlich vielleicht fühlte Bürger, dem bereits öffentliche Anerkennung seiner poetischen Leistungen zu Theil geworden war, sich selbst an Ruf, wie an Talent den Mitgliedern des Bundes überlegen, dessen barocke Formen überdies seinem feinen und gebildeteren Geschmacke widerstehen mußten. Beide Theile also gingen, ungeachtet persönlich freundlichen Verkehrs, der namentlich zwischen Miller und Bürger sehr herzlich gewesen sein soll [1], in der Poesie dennoch zu verschiedenen Zielen ihren verschiedenen und eignen Weg [2].

---

[1]) Zeitgenossen, II, 2, 107. Für den am Meisten befähigten Dichter des Bundes hielt Bürger den jüngern (Fr. Leop.) Stolberg. Auch mit Cramer verkehrte er gern und viel.

[2]) Doch ließ Bürger es nicht an Anerkennung der Göttinger Versuche fehlen; schon im Herbst 1772 schreibt er an Gleim: „In Göttingen keimt ein ganz neuer Parnaß, und wächst so schnell, wie die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig vier oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Ich erstaune und verzweifle beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht, und die Producte

In dieser Selbständigkeit nun reiften in Bürger allmälig die Keime, die er in Halle und Göttingen empfangen hatte, zu frischer poetischer Frucht. Die Homerübersetzung, zu der er die erste Anregung ohne Zweifel schon durch Klotz erhalten, welcher ihn überhaupt dem Alterthum zugeführt hatte, wurde ernstlich gefördert. Aber noch fruchtbarer zeigte sich die Bekanntschaft mit der Percy'schen Sammlung, die Bürger in Göttingen gemacht, und das historische Element, welches er hier in sich aufgenommen hatte und nun in der Romanze wiedergab.

Der Name der Romanze oder auch der Ballade (denn diese beiden Bezeichnungen gingen gleich Anfangs ungetrennt und mit willkürlicher Vertauschung neben einander, wie es ja noch bis jetzt nicht hat gelingen wollen, den mehrfach versuchten Unterscheidungen beider irgend eine allgemeinere Anerkennung und eine praktische Existenz zu verschaffen [1]) war in

---

dieser Pflanzschule mir vorlegt. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Gattungen. Ich glaube, wir sind noch im vollen Steigen und noch lange nicht an unserm Ruhepunkt." Vgl. die Althof'schen Lebensnachrichten, a. a. O. 403. Aber einige Monate später an Boie, nachdem er früher geklagt, daß er in seinen amtlichen Verhältnissen für die Beschäftigung mit der Poesie allmälig einroste: „Es kommt nach und nach wieder mit mir in den Gang. Mein Köcher ist noch voll von goldnen Pfeilen. O Himmel, wär' ich noch unter Euch in Göttingen! Ich wollt' Euch allzusammen aus dem Sack und in den Sack singen!.. Daß Ihr Herren in Göttingen so viel macht, das dank' Euch Herodes! Aber hier! Hic opus, hic labor est!" — a. a. O.

[1]) So schreibt Bürger selbst an Boie über den ersten Anfang der Lenore: „Ich habe eine herrliche Romanzen-Geschichte, aus einer uralten Ballade aufgestört" (Bürger's Gedichte, Ausgabe von Bohtz, p. 403.), ohne daß er doch irgend ein deutlich unterscheidendes Bewußtsein über diese beiden Benennungen hatte. Denn wie Voß zu dem Bürger-Boie'schen Briefwechsel bemerkt, (a. a. O.) „stand Bürger an, ob er Ballade die scherzhafte, und Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes nennen sollte; oder umgekehrt. Boie rieth zu dem Letzteren." Eine vor-

der deutschen Literatur bereits vor der Percy'schen Sammlung und vor Bürger vernommen worden, nämlich schon 1756, wo Gleim die ersten „Romanzen" herausgab. Noch älter war die Sache: denn wenn wir, wie es jetzt wieder Sitte ist, unter der Romanze oder Ballade im Allgemeinen das episch lyrische Gedicht verstehen, so haben nothwendig die zahlreichen historischen Volkslieder des ausgehenden Mittelalters Anspruch auf denselben Namen[1]). Aber mit der gesammten Volkspoesie war auch das historische Lied untergegangen; seine Wiedergeburt in der Sphäre der selbstbewußten Kunst erfolgte langsam und auf einem Umwege, der das Ziel, zu welchem er dennoch führte, nicht ahnen ließ, ja der gerade abzulenken schien von ihm.

Denn in den Romanzen, mit welchen Gleim zuerst auftrat, wird das volksthümliche Element nicht um seiner selbst willen, in eigner Geltung, als ein wirklicher und würdiger Inhalt der Poesie behandelt, sondern als eine Maske, eine Form, an deren poetische Berechtigung der Dichter selbst nicht glaubt und deren er sich nur aus Muthwillen, nur zum Spiel bedient; sie soll Lachen erregen und zwar das Lachen des Besserwissenden, der im Gefühl und Bewußtsein seiner feineren Cultur sich zu der Unmittelbarkeit des Volksthümlichen nur spottend verhält, und eben in diesem Spott und Widerspruch seinen ästhetischen Genuß, sein Ergötzen und seine Befriedi-

treffliche dialektische Unterscheidung und Entwicklung beider Gattungen hat Th. Echtermeyer in seinem Aufsatze „über unsere Balladen- und Romanzenpoesie" gegeben: Hall. Jahrb. 1840, p. 761—800. und wiederholt vor der zweiten Aufl. seiner Auswahl deutscher Gedichte, 1839.

[1]) Götzinger's deutsche Dichter, I, 34. fgg. Bouterweck, IX, 154. 314. 415. X, 264.

gung findet. So ist in diesen ersten Romanzen das Volksthümliche nur dazu da, um von dem feineren Geschmack des Lesers, der sehr wohl weiß, daß es dem Dichter keineswegs Ernst damit gewesen, wiederum negirt zu werden; mit Einem Wort: das Volksthümliche wird in ihnen ironisirt. — Dies ironisirende Element hatte Gleim in der spanischen Romanze des Gongora vorgefunden[1]). Eine gewisse allgemeine Tradition, daß Spanien das Land der Romanze, war auch zu Gleim's Zeit, so gering damals die Kenntniß der spanischen Literatur unter uns sein mochte, noch nicht ausgestorben. Unglücklicher Weise aber war Gleim gerade auf Gongora gerathen; er hielt die Romanze, die er bei diesem antraf, für die ächte und ursprüngliche, da doch in Wahrheit Gongora vielmehr eben in denjenigen Romanzen, die ihm den hauptsächlichsten Ruf bereitet haben und die daher auch allein zu Gleim's Kenntniß gelangten, also in den burlesk satirischen, die eigentliche Romanze, das Volkslied bereits ironisirt hat. Diese Ironie durchschaute Gleim nicht als das, was sie wirklich ist, als eine Verirrung und Entstellung: im Gegentheil, er hielt die Carrikatur für den Charakter und kehrte daher bei seiner Nachahmung der Romanze diese Seite als die hauptsächliche hervor.

[1]) geb. 1561, stirbt 1627. Er wurde auch der Urheber einer eigenen Mischung von Bombast, Unklarheit und Ueberspannung, des nach ihm benannten Gongorismus oder estilo culto, der einige Zeit hindurch viele Schüler und Verehrer zählte. Man kann diese Gongoristen die spanischen Marinisten nennen: vgl. Bouterweck, III, 432. XI, 237. — In deutscher (prosaischer) Uebersetzung erschienen Gongora's Romanzen 1767 durch Gleim's Freund, J. G. Jacobi: vgl. Klotz' deutsche Bibliothek, I, 2, 2. Gleim's Nachahmungen des Gongora s. in der Körteschen Gesammtausgabe, III, 163. fgg.

Neben Gongora nahm er sich auch den Franzosen Moncrif[1]) zum Muster, dessen Romanze gleichfalls ironisch ist, wenn schon ohne besondere Beziehung auf das Volkslied, welches in der damaligen französischen Literatur wohl vollständig verschollen war: sondern sie travestirt ihren eigenen Inhalt und sucht ihre Wirkung in einem vorsätzlich falschen und übertriebenen Pathos, das eben dadurch in sein Gegentheil umschlägt und komisch wird, weil es hat zu ernsthaft sein wollen. Gleim nun fand jene Ironisirung des Volksthümlichen und dieses falsche, burleske Pathos in derselben bestimmten, von der Literatur bis dahin durchaus unbeachteten Sphäre, in den Gassenliedern nämlich der Bänkelsänger, die mit erschrecklichen Bildern und noch erschrecklicheren Liedern von Todtschlag, Mord, Feuersbrunst, Hinrichtungen und Gefechten, damals noch häufiger, als jetzt, zu Jahrmärkten und Messen das Land durchzogen. In der That waren dies die letzten entstellten Reste der Volkspoesie, die in den Gleim'schen Romanzen zuerst in die Literatur wieder eingeschwärzt wurde[2]). Unterstützt ward diese Ein-

---

[1]) geb. 1687, stirbt 1770. Die Moncrif'sche Romanze scheint sich selbständig aus der Oper entwickelt zu haben, mit der sie das Wunderbare und die Singbarkeit theilt.

[2]) Es ist dies eine Eigenthümlichkeit der Gleim'schen Romanze, welche in dieser Gestalt weder Gongora noch Moncrif kennen. So ist das Original von Gleim's erster Romanze bei Moncrif ganz einfach überschrieben: Les constantes amours d'Alix et d'Alexis, Romance; dagegen bei Gleim lautet der vollständige Titel: „Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heyrath zwingen, sondern ihnen freien Willen lassen sollen; enthalten in der Geschichte Herrn Isaac Veltens, der sich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattin Marianne und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet." Die Uebertragung ist ungleich, in einigen Stel-

führung und überhaupt die günstige Aufnahme, welche die Romanze erfuhr, ohne Zweifel auch durch die moralische

len ganz frei und selbständig, in anderen beinahe wörtlich; wir setzen den Anfang her:

Pourquoi rompre leur mariage,	Die Eh' ist für uns arme Sünder
Méchans parens?	Ein Marterstand;
Ils auraient fait si bon ménage	Drum, Eltern, zwingt doch keine Kinder
A tous momens.	Ins Eheband.
Que sert d'avoir bague et dentelle	Es hilft zum höchsten Glück der Liebe
Pour se parer?	Kein Rittergut,
Ah! la richesse la plus belle	Es helfen zarte keusche Triebe
Est de s'aimer.	Und frisches Blut.

Die zweite Romanze heißt: „Damons und Ismenens zärtliche und getreue Liebe, getrennt durch einen Zweikampf, in welchem Herr Damon von seinem Nebenbuhler am 20. August 1755 auf Auerbachs Hof zu Leipzig mit einem großen Streit-Degen durchs Herz gestochen wurde, wovon er jämmerlich seinen Geist aufgeben müssen" u s. w. Die dritte ist überschrieben: „Wundervolle, doch wahrhafte Abentheuer Herrn Schout by Nachts Cornelius van der Tyt, vornehmen Bürgers und Gastwirthes im Wallfische zu Hamburg" u. s. w. Siehe die erwähnte Gesammtausgabe, III, 93. fgg. In der am Schluß angehängten „Nachricht" (sie fehlt in der Körte'schen Ausgabe, siehe jedoch die „Sämmtl. Schr. des Herrn Gleim," Amsterdam, II, 169.) wird der umherziehenden Bänkelsänger ausdrücklich gedacht: „Je öfterer dieser Versuch von den rühmlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand künftig wird gesungen werden, je mehr wird der Verf. glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen." Also galt Romanze und Bänkelsängerei ganz für dasselbe; an der Bänkelsängerei aber kann die Cultur nur ein ironisches Behagen finden. Nun vergleiche man, wie ganz anders, etwa zu derselben Zeit, der Knabe Göthe diese Volksbücher und die fliegenden Blätter „gedruckt in diesem Jahr" aufnahm, für welche Frankfurt ein Haupthandelsplatz war, was in Göthe's Jugendbildung nicht zu übersehen ist: Wahrheit und Dichtung, I, (S. W. 24.) 51. — Bei dieser Gelegenheit will der Verf. gleich auf einige, so viel er weiß, noch nicht bemerkte Stellen in Shakespeare's Winter's Tale, Act IV. Sc. 3. aufmerksam machen, die für die Geschichte der englischen Ballade und ihre Ausartung in Bänkelsängerei und Gassenlied von Interesse sind. Merkwürdig ist darin besonders die Definition der Ballade (oder Romanze), von der man in der That vermuthen möchte, daß der Recensent der Bibl. d. sch. W. (siehe unten) bei seiner „possirlichen Traurigkeit" sie vor Augen gehabt: „I love a ballad but even too well, if it be dole-

Pointe, die Nutzanwendung und Lehre, welche Gleim und die übrigen ersten Romanzendichter aus der Fabel her in diese neue Gattung übertrugen, so daß auch hiedurch bestätigt wird, was wir oben von der Entwicklung des epischen Gedichtes aus der Fabel bemerkt haben [1]).

So groß nun, wie der Beifall, so lebhaft war auch die

---

ful matter, merryful set down, or a very pleasant thing indeed and sung lamentably."

[1]) So schließt Gleim's Marianne folgendermaßen:

„Beim Hören dieser Mordgeschichte
Sieht jedermann
Mit liebreich freundlichem Gesichte
Sein Weibchen an,
Und denkt: Wenn ich es einst so fände,
So dächt' ich dies:
Sie geben sich ja nur die Hände,
Das ist gewiß."

(a. a. O. 112.) Und noch deutlicher bei Schiebeler, z. B. Schluß von Ariadne und Theseus:

„Der Fabel folgt die Lehre,
So wie der Frau die Magd,
Ein Ding, bei meiner Ehre,
Das oft den Leser plagt.
Drum kurz, was ich erzählet,
Schließt diese Regel ein:
Wenn Euch die Liebe quälet,
So heilet Euch mit Wein."

Oder der Schluß der Romanze von Phaeton:

„So schwingt sich oft zur Epopoe
Ein Herr Verfasser kleiner Lieder
Und von der ungewohnten Höh'
Stürzt er mit seinem Ruhm darnieder."

S. Daniel Schiebeler's auserles. Ged. von Eschenburg, 1773, p. 207. 237. vgl. 218. 240. 253. u. s. w. Wer sich übrigens den Unterschied zwischen Erzählung und Romanze an einem Beispiel klar machen will, der lese Gellert's „Das neue Ehepaar" (nach einem englischen Vorbild: Bd. I. p. 189. der neuesten trefflichen Ausgabe von J. L. Klee), dessen Motiv (ein Mädchen erwartet am Strand ihren Geliebten, aber nur sein Leichnam treibt heran) in unzähligen Volksliedern wiederkehrt. Auch die Vergleichung von Schiebeler's Hero und Leander (a. a. O. 229.) mit dem bekannten Schiller'schen Gedichte ist interessant.

Nachahmung, deren besondere Richtung vornehmlich durch das Mißverständniß bestimmt wurde, zu welchem zuerst Gleim durch Gongora war verleitet worden und welches nun die Kritik theoretisch zurechtzumachen und in ein System zu bringen suchte. Nach ihr also war der Charakter der Romanze „ein abentheuerliches Wunderbare, mit einer possirlichen Traurigkeit erzählt“[1]). Wo nun aber konnten die Dichter das „abentheuerliche Wunderbare“ in reichlicherem Maße finden, als in der alten Mythologie? Auf sie daher und namentlich auf die Ovid'schen Verwandlungen wendeten sich die meisten Romanzendichter, wie Löwen, Schiebeler, Geißler[2]), woran sich nun auch die Travestien antiker Gedichte von Michaelis, Blumauer u. A. anschließen[3]). Denn Travestie, falsches Pathos und Bänkelsängerei waren der Charakter der damaligen Romanze in einem solchen Grade, daß „Travestie“ und „Romanzirung“

---

1) Bibl. der sch. Wissensch. u. d. f. K. von 1758. III, 2, 321—335, im Auszug bei Körte, Gleim's Leben, 492. Daher auch die Schilderung der Romanze bei Schiebeler, a. a. O. 234.

„Ihr Auge that Betrübniß kund,
Doch schalkhaft lacht' ihr Rosenmund.“

2) Dessen Romanzen 1774 ohne seinen Namen erschienen: vgl. Merkur von 1774, 1, 336. Götzinger, a. a. O. 38. — Schiebeler sagt ausdrücklich: Wir

„verbessern den Ovidius,
Der es geduldig leiden muß.“

a. a. O. 234.

3) Michaelis gab schon 1771 „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas. Erstes Mährlein“ heraus. S. J. B. Michaelis' Poetische Werke, Gießener Ausg. I, 97. Die Arbeit blieb, bei Michaelis' frühem Tode (1772), unvollendet; eine Fortsetzung ward von Mehren versucht (Jördens, III, 571.), was ein Zeugniß ablegt für das Interesse der Zeit an dieser Gattung, bis endlich Blumauer's travestirte Aeneide (seit 1782) die Michaelis'schen Anfänge in Vergessenheit brachte. Wie lange aber Blumauer's Machwerk bewundert und wie häufig es nachgeahmt wurde, ist bekannt: vgl. Jördens, I, 104.

gleichbedeutend geworden waren und man von Michaelis' „romanzirter“ Aeneide sprach, wie jetzt wir von Blumauer's „travestirter.“ Wählte man noch ja andere Stoffe, als mythologische, so hielt man doch immer an der Kategorie des „abentheuerlichen Wunderbaren“ fest, weshalb man besonders gern nach Gespenstergeschichten griff; den bänkelsängerischen Ton aber und das Volksthümliche glaubte man am Sichersten durch Schlüpfrigkeiten und Zoten zu repräsentiren, zu denen überdies die Eifersuchtsgeschichten, als ein sehr beliebtes Thema der Romanze [1]), die bequemste Gelegenheit darboten [2]).

In dieser Art finden wir die Romanze auch noch von unsern Göttinger Dichtern behandelt, von Hölty sowohl, als von Bürger; ja der Erstere ist, selbst nach Bürger's Vorgang, dennoch eigentlich niemals zu einer anderen Auffassung der Romanze vorgedrungen [3]). Von Bürger gehören hieher Bac-

---

[1]) Dies erbte sich vermuthlich von Gleim her, dessen erste Romanze gerade die Folgen der Eifersucht zum Thema hatte. Er selbst scheint anfänglich auch dies für eine wesentliche Eigenschaft der Romanze gehalten zu haben; denn die oben citirte Nachricht beginnt: „Die Spanier sind vermuthlich die ersten Erfinder der Romanzen, weil Eifersucht oder Ritterschaft (Chevalerie) bei ihnen mehr traurige Begebenheiten hervorbringen mag, als bei andern Völkern“ u. s. w.

[2]) Unter diesen Romanzendichtern ist einer der fruchtbarsten Gotter, bei dem sich ziemlich alle Bildungsstufen und Uebergänge der Romanze repräsentirt finden, am zahlreichsten die Gleim'sche französirende Romanze, in welcher Gotter der vornehmste Dichter ist; dann aber auch die Löwen-Schiebeler'sche Richtung z. B. in Tarquin und Lukrezia (Ged. I, 31.), die Ritterromanze im Blaubart (1771. a. a. O. 47.), die wahrhaft volksthümliche in Röschen und Lukas (311.) u. s. w.

[3]) In der Voß'schen Ausgabe von Hölty's Gedichten finden sich p. 3 bis 51. sieben „Balladen.“ Die erste, Apollo und Daphne, ist eine mythologisirende Romanze nach Art der Löwen und Schiebeler. Die zweite, Töffel und Käthe, ist besonders durch das geflissentliche Hineinziehen gespen-

chus (1770), der Raub der Europa (1773?), die Menagerie der Götter (1774), die sämmtlich die alte Mythologie trave=

---

stiger, spukhafter Elemente und das behaglich ausführliche Ausmalen solcher Dinge merkwürdig: p. 14. 18., wobei man sich erinnern muß (Voß im Leben Hölty's, p. IX.), daß Hölty schon als Kind sich gern „als Gespenst verkleidete und zu seinem Vergnügen Abends einsam auf den Gräbern umherwankte." In Athelstan und Röschen ist der Stoff bereits volksthümlich, englisch, die Behandlung aber noch conventionell und französirend; die Pointe ist auch hier Gespensterspuk. Dies, nur feiner und in's Feenhafte gewandt, ist auch der Inhalt von Leander und Ismene, welches Gedicht (1772 geschrieben, aber erst 1774 bekannt gemacht) besonders durch die lüsternen Anspielungen merkwürdig ist: die Liebenden lesen „Rost's schöne Nacht anstatt des Abendsegens" u. s. w. (p. 34. 35.), was man von demselben Hölty, der noch in dem nämlichen Jahr einen literarischen Kreuzzug gegen die französischen Dichter und Wieland predigte, wohl nicht erwartet hat. In der Nonne (1773) ist wiederum das Gespensterwesen und die ausführliche Schilderung einiger Geistererscheinungen die Hauptsache. Das Motiv und auch die Behandlung des folgenden Stückes, der Traum, sind allerdings volksthümlich; es ist eine Variation des unvergänglichen „Wenn ich ein Vöglein wär'!" Aber es ist rein lyrisch, verdient also höchstens den Namen Romanze in dem Sinne, wie Claudius' Phidile, Bürger's Robert u. dgl., nämlich als volksmäßiges, singbares Gedicht, als eigentliches Lied; unter die Balladen aber gehört es nicht. Die letzte Ballade endlich ist das bekannte „Ueb' immer Treu und Redlichkeit," welches gleichsam eine Mustersammlung Hölty'scher Romanzenstoffe ist, nämlich von lauter Aberglauben und Spukgeschichten, bei denen er jedoch nicht bis zur epischen Auseinanderlegung gekommen, sondern bei der bloßen Aufzählung, der katalogisirenden Zusammenstellung stehen geblieben ist; den Rahmen bildet die lehrende Moral des alten Landmannes. — Zu bedauern ist es, daß Voß in diese Sammlung nichts von Hölty's komischen Gedichten aufgenommen, d. h. von seinen Travestien und Parodien, welche Gattung er sehr liebte (Leben, XVIII.) und die den Zusammenhang der damaligen Romanze mit Travestie und Parodie gewiß sehr deutlich machen würden. Bekannt von diesen Travestien ist hauptsächlich nur die auf Jacobi's Minnelied, die sogenannte petrarkische Bettlerode (im Wandsb. Boten v. 1774); man hat aber noch nicht den Stachel bemerkt, der in der Travestirung gerade dieses Stückes von Jacobi lag: nämlich mit ihm war — Wieland's Merkur eröffnet worden! Daß übrigens Hölty, selbst nach seiner Bekanntschaft mit Percy und nach der Bürger'schen Lenore

stiren; besonders in der Europa ist in dem weitläuftigen Titel die geflissentliche Bänkelsängerei sowie in der Unsauberkeit des Witzes die bisherige falsche Auffassung der Volksthümlichkeit unverkennbar[1]). — Inzwischen aber hatte Bürger in Göttingen die Percy'sche Sammlung kennen gelernt; und sowohl an den Beispielen, welche sie ihm an die Hand gab, als an Herder's theoretischen Erörterungen über das Wesen der Poesie, reinigte er die falsche Vorstellung von der Romanze, die er bis dahin mit seinen Zeitgenossen getheilt hatte. Er erkannte, daß das volksthümliche Element seine eigene Geltung habe und daher als solches in eigener Bedeutung, ohne Ironisirung, in die Poesie dürfe aufgenommen werden; er lernte zugleich den bisherigen bänkelsängerischen Ton gegen eine andere, neue Sprache vertauschen, die ebenso volksmäßig war als poetisch, ebenso verständlich als

(1773) von dem Wesen der Romanze noch immer die alte irrthümliche Ansicht hatte, beweist sein Brief an Voß (1774, a. a. O. XXIII.): „Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige, es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder wie ein Mensch mit dem Raritätenkasten vor." — Die Miller'schen Romanzen gehören zu der oben bezeichneten Gattung musikalischer, volksmäßiger Lieder ohne wirkliches episches Element, wie das berühmte Bauernlied und Aehnliches. Die sehr zahlreichen Stolberg'schen sind theils ebenfalls Lieder, theils wirkliche Romanzen, beide meist aus der Ritterzeit entlehnt oder auf sie bezüglich, wie die bekannten: „Sohn, da hast du meinen Speer," und „In der Väter Hallen ruhte," die beide in's Volk übergegangen sind. An einer solchen ritterthümlichen Romanze Christian Stolberg's, in der er das eigene altadlige Geschlecht zu verherrlichen suchte (jetzt in den S. W. I, 62.), nahm Voß frühzeitig lebhaften Anstoß: s. seine Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, 140. Ueber die Stolbergische Romanze überhaupt vgl. in Kürze Gözinger, a. a. O. 415. fgg.

[1]) Auch die berüchtigte „Frau Schnips" (1777) ist hieher zu ziehen; denn wie die Menagerie der Götter die heidnische, ebenso travestirt sie die christliche Mythologie.

würdevoll. So gewinnt die Romanze (oder Ballade) zuerst unter Bürger's Händen diejenige Gestalt, in welcher, als das Lieblingskind der deutschen Muse, sie fähig geworden ist, das vorzüglichste Organ und der eigentliche Lebenspunkt für die Entwicklungen unserer Poesie zu werden, die kaum in einer anderen Gattung sichtbarer werden, als hier in der Göthe-Schiller'schen, der Tieck-Fouqué'schen, endlich in der Uhland'schen Ballade. Welch einen Lehrmeister hiebei Bürger an der Percy'schen Sammlung gehabt hat, erkennt man am Deutlichsten aus seinen Balladen selbst, von denen viele und zum Theil die berühmtesten, bald in Ueberarbeitung, bald in Umarbeitung, aus dem gedachten Werke entliehen sind [1]).

Nur gerade von derjenigen Ballade, in welcher Bürger die erste, zugleich aber auch die reiffste und edelste Frucht seiner neuen, durch Percy und Herder [2]) bestimmten Bildung,

---

[1]) Nämlich Suschens Traum, die Entführung, Bruder Graurock, der Kaiser und der Abt, Graf Walter u. s. w.: vgl. über die Quellen dieser und anderer Bürger'scher Balladen in Kürze Götzinger, a. a. O. 95. fgg. Ausführlicher in Fr. W. Val. Schmidt's Balladen und Romanzen der Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. Berl. 1827.

[2]) Im Juni 1773, also während er mit Ausarbeitung der Lenore beschäftigt war, schreibt er an Boie, indem er ihm die Nachtfeier der Venus zurückschickt, ohne sie, wie er gewollt, noch einmal umzuschmelzen: „Der Ton dieses Stücks ist mir schon so fremd geworden, tönt mir schon so weit hinten in der Ferne, und so dunkel, daß ich kaum noch darüber urtheilen und entscheiden kann. — Der, den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herder's Lehre eini-

ja überhaupt seines gesammten poetischen Vermögens dem Volke darbot, von der Lenore, ist dieser Ursprung zweifelhaft geblieben. Es ist dies geschehen, weniger, weil es zur Entscheidung dieses Zweifels an Thatsachen fehlte[1]), als weil man, begeistert für das Gedicht und darum eifersüchtig auf die Engländer, die den ersten Keim desselben für ihre Literatur in Anspruch nahmen, die ruhige Erwägung und Prüfung derselben verschmähte. Man liebte die Lenore zu sehr, man erkannte in ihr zu deutlich einen unvergänglichen Schmuck der deutschen Poesie, als daß man sich mit dem Gedanken befreunden mochte, daß sie nicht bis ins kleinste Fäserchen ursprünglich deutsch sei, vielmehr die eigentlichen Wurzeln dieser köstlichen Blüthe auf fremden Boden hinüber reichen sollten. Und so zeigt sich auch in dieser ängstlichen Einseitigkeit nur die außerordentliche Liebe, die sich das Gedicht und mit ihr der Dichter erwarb: wenig andere Gedichte haben jemals eine so allgemeine Verbreitung, eine so einstimmige Bewunderung gefunden; in einem Augenblick durchflog die Lenore ganz Deutschland, und zu derselben Zeit ließen die Bauern in der Schenke sie sich andächtig vorlesen von dem Küster und Göthe in dem feingebildeten Kreise seiner Lilli hatte seine Freude daran, sie zu deklamiren[2]).

---

germaßen entsprechen." S. den Briefw. zwischen Bürger und Boie über die Lenore, in den Sämmtl. Werken, 465.

1) Vergl. Götzinger, a. a. O. 61., wo auch diejenige Ballade aus Percy, aus welcher Bürger ohne Zweifel einige Anregung empfangen, in Herder'scher Uebersetzung mitgetheilt ist.

2) Vgl. Althof, a. a. O. 436. Göthe in Dichtung und Wahrheit, IV, (S. W. 48.) 44. 45. — Spaßhaft ist die Art und Weise, wie die Lenore im Merkur, VI, 1, 51. in der Recens. des MAlm. für 1774 begrüßt wird: „Mein Glückwunsch," sagt der Verf. derselben, J. G. Jacobi, „an Herrn Bürger zu seiner Lenore! Welche Kunst in der Be-

Dieser außerordentliche und allgemeine Erfolg hob Bürger nun in poetischer Geltung noch höher über die jungen Göttinger Verbündeten, als dies bisher schon der Fall gewesen; die Gleichheit unter ihnen hörte factisch auf, Bürger hatte sich bereits bewährt als Meister, er war selbständiger Schöpfer einer neuen Dichtungsart, die sich im Fluge die Herzen des Publikums erobert hatte, während die Anderen als Schüler in fremdem Gleise gingen. Hieraus also ist klar, daß Bürger nach der Lenore unmöglich noch einem Bunde sich beigesellen konnte, für dessen Zwecke und Formalitäten er schon vorher seiner ganzen Natur nach keine Neigung empfunden hatte. Vielmehr schon während der Ausarbeitung seiner Ballade, die er dem Bunde durch Boie's Vermittlung bruchstückweise zusandte [1]), um, seiner fleißigen und sorgfältigen Art gemäß, mit unermüdlicher Geduld von den Rathschlägen und Meinungen seiner Freunde bedächtigen Gebrauch zu machen, wurde ihm in der Lust des Schaffens das Herz geschwellt gleichsam von einer Vorahnung des Ruhmes, den er durch die Lenore einernten sollte, so daß er sich in scherzendem Uebermuthe gegen den Bund sogar auf-

---

handlung eines solchen Gegenstandes! Eine beständige Mischung des Komischen und des Gräßlichen, ohne daß sie beleidigt! Am Putztisch und am Spinnrocken auswendig gelernt, und vom Kenner bewundert! Ein Gespenstermärchen und ein Meisterstück der Poesie!" Man sieht, hier spukt noch immer Weiße's „possirliche Traurigkeit;" denn sonst möchte es schwer sein, die Komik der Lenore nachzuweisen.

[1]) Die (21) Briefe zwischen Bürger und Boie (a. a. O. 463—471.) haben wir schon oben citirt; sie wurden zuerst durch Voß im Morgenbl. von 1809 veröffentlicht. Der Knalleffect mit der Reitgerte, mit welchem Bürger seine erste Vorlesung der Lenore in dem Göttinger Kreise begleitete, ist zu bekannt, als daß wir ihn hier zu erwähnen brauchten; er gehört in dasselbe Capitel mit Hölty's gesalbtem Bart

lehnte und mit dem Selbstbewußtsein des ursprünglichen, lebendigen Dichters jene beschränkte, in einer einseitigen Polemik, in Anfängen und Nachahmungen sich ermüdende Genossenschaft verspottete. „Ihr sollt," schreibt er am 12. Aug. 1773 u. A.[1]), „Alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen

---

[1]) a. a. O. 466. In einem der nächsten Briefe hatte er sich, nicht zufrieden, der „Adler des Hains" (d. i. des Göttinger Bundes) zu sein, die Würde eines „Condors" beigelegt, woraus sich ein ergötzlicher Briefwechsel zwischen ihm und dem Bund entspann, den wir hier um so ehe mittheilen zu dürfen glauben, als Voß (im Leben Hölty's, XXIX, und in den Noten zum obigen Briefwechsel, p. 467. und nach ihm Döring im Leben Bürger's) nur wenige Zeilen desselben bekannt gemacht hat, der Ort aber, wo er von K. v. Reinhard vollständig veröffentlicht worden ist, nämlich der Gesellschafter für 1824. Bl. 121. p. 597., gewiß nur wenigen Lesern zugänglich sein wird. Die Briefe lauten:

1.

An den Herrn Amtmann Bürger in Gelinhausen.

Du übermüthiges Gefieder!

Sieh einmal, was Du durch Deine Tollkühnheit angerichtet hast! Der Hain hat Dich nicht allein für keinen Condor erkennen wollen, sondern hat den einmüthigen Ausspruch gethan, daß Du zur Zeit nur noch ein Sperber seyst, wohl aber dereinst, wenn Du noch mehr Specimina edirt haben wirst, zur Würde eines Adlers, dergleichen wir sind, erhoben werden könntest. (Dies ist ein Schimmer des Trostes, den ich Dir im Vertrauen geben kann.) Du hast den ewigen Liebe- und Lobebund, so wir mit einander errichtet, in Deinem übermüthigen Condorschreiben dergestalt hintenangesetzt, daß ich es nicht habe ändern können, mein Votum mit zu dem Dekrete zu geben, welches ich Dir hiermit im Namen des Hains zufertige. Auch kann ich hinführo nicht mehr Dein Procurator seyn, bei den Beschmitzungen Deiner seynsollenden Condorschaft. Deinen Ruhm kann ich auch fürder nicht mehr bei den Steinadlern propagiren. Lobchens, die ich auf meiner Reise für Dich gesammelt, werde ich Dir nicht mittheilen, wohl aber Taxirungen, so ich gehöret. Weißest Du auch schon, daß Dich der göttliche Wieland in seinem Götterboten angetastet hat? — Du wirst Dich also Sonnabend einstellen. Ich bin indessen doch auf Deinen Gassenhauer neugierig, und verharre noch immer mit einigem Estime

Dein günstiger Freund,

K. F. Cramer, Adler.

und mich für den Dschengis=Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären, und ich will meinen Fuß zum Zei=

N. S. — Von meiner Donquixotischen halb angenehmen, halb sehr fatalen Reise behalte ich mir vor, Vieles mündlich zu erzählen. — Schreibe mir doch, ob Du gewiß Sonnabend herein kommst. Sonst will ich vielleicht selbst morgen hinaus steigen.

2.

Unserm Ehrsamen, lieben Sperber, Gottfried August Bürger, nesthaft und zu erfragen in den Felsritzen zu Gleichen.

Durch unsern Gerichtsboten.

Wir von Braga's Gnaden Adler des Hains wollen Dir, Ehrsamer, lieber Sperber,

hiemit unangefügt nicht lassen, wasmaßen Wir mißfällig vernommen haben, und Uns zu wissen worden ist, wie Du wider alle Göttlichen und Menschlichen Rechte Dir frev.entlich und ungescheut angemaßt und arrogirt hast:

1. Dich über Deine Sperberschaft zu erheben, und Dich nicht allein Uns, den Adlern des Hains, gleich zu stellen, sondern Dich sogar mit dem Namen eines Condors, des allergrößesten aller gefiederten Geschöpfe, zu belegen: wie nicht weniger

2. Uns unter Dich herab zu setzen, den Uns schuldigen Respekt zu versagen, und im Gegentheil Uns mit einem niedrigern Titul zu benennen. — Ferner und zum

3. Hast Du Deinen Gassenhauer „Eleonore" nicht allein unsterblich gepriesen, sondern denselben sogar über unsere göttlichen Gesänge zu erheben Dich thürstiglich vermessen. Endlich aber und

4. Ist Deine unglaubliche Frechheit so weit gegangen, daß Du Uns Deine Untergebenen genannt hast, da Uns doch die Natur zu Herren über Dich und Deinesgleichen gesetzt und geordnet. So ist Uns auch

5. Auf eine andere Weise hinterbracht und zu Ohren gekommen, wie Du in Deinem verkehrten Sinn Dir vorgesetzt, bei Vorlesung Deines Gassenhauers Uns Allen (woran Wir jedoch noch billigen Zweifel tragen und Dich eines solchen Vermessens nicht fähig glauben) auf die Hälse zu treten.

Wann Du nun auf diese Weise Dich vielfältig und gröblich vergangen hast:

Als setzen, befehlen, ordnen und wollen Wir, thun es auch hiemit Kraft dieses Briefs, daß Du zum

chen meiner Superiorität auf Eure Hälse setzen. Denn Alle, die nach mir Balladen machen, werden meine unbezweifelten

1. Am künftigen Sonnabend, wird seyn der 21ste August, bei rechter früher Tageszeit in Unserer Versammlung Dich ein zu finden, gestalten Wir Dich dann hiemit heischen, laden und citiren. So nicht minder

2. Erwarten Wir, daß Du Uns von Deinem gottlosen Verhalten seit Verfertigung der berüchtigten „Eleonore" Red' und Antwort geben, und Uns geziemende Abbitte zu leisten nicht verweigern wirst. Widrigenfalls aber

3. Sollst Du wissen, daß bei verharrlicher Verweigerung durch Unsern einstimmigen Rath Folgendes erkannt ist, daß Dir

„Durch Unsern Büttel Deine Fittiche abgeschnitten, Dir
„vor die Augen gehalten, damit Du sehest, daß es nur
„Sperberfittiche sind, dieselben hierauf, Dir zur wohlver-
„dienten Strafe, Andern aber zum gerechten Abscheu und
„Exempel, an Dein eigenes Scheuernthor genagelt werden
„sollen. V. R. W."

Geben in Unserer Versammlung den 18. des August-Monats im Jahre nach Christi Geburt 1773.

K. F. Cramer. G. D. Miller, Secretar. mppr.

3.

An die Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfe und Rohrsperlinge in dem alten Gemäuer und Dorn- und Schilfgesträuche der Moräste zu Göttingen.

Wir, von und durch Uns selbst Condor und Selbstherrscher aller Haine und alles Gefieders auf Erden u. s. w., entbieten denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgesträuchs zu Göttingen Unsere Condorliche Ungnade.

Es ist geliefert und verlesen worden, was Ihr unterm 18ten m. c. an Uns gelangen zu lassen Euch freventlich vermessen habet. Wenn Wir nun mit nicht geringem Befremden daraus vernommen, wie Ihr der von Uns tragenden Pflicht so weit vergessen, daß Ihr nicht nur die Condor-Würde, welche Wir Uns selbst bei zu legen für dienlich erachtet, auf eine gottlose und rebellische Weise nicht nur nicht anerkennen, und Uns zum Sperber herabwürdigen wollen, sondern Euch selbst so weit zu erfrechen nicht gescheuet, Uns aus dem höchsten Sonnen-

Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehen tragen." Es ist merkwürdig, wie richtig, wenigstens für einige Decennien, in diesem letztern Punkte die Begeisterung des Dichters prophezeiht hat und wie klar mitten im Feuer der Production, in der köstlichen Trunkenheit geistiger Vaterfreude, er sich selbst

---

Aether, als wohin Eure stumpfen Blicke nicht reichen, herab in Euer morastiges Dorn- und Schilfgesträuch zu heischen und zu laden, und Euch eines Gerichts über Uns an zu maßen: als haben Wir Euch zur wohlverdienten Strafe, andern Gleichgesinnten aber zum öffentlichen Exempel und Abscheu, Kraft dieses verordnet, auch wirklich verfügen lassen: daß

1. Euer hochverrätherisches Schreiben durch des Büttels Hand an den Schandpfahl genagelt, selbiger hierauf mit selbigem verbrannt, die Stätte mit Salz bestreuet und mit einem eisernen Stacket vor Menschen und Vieh verwahren werde. Ihr selbst aber

2. Der bislang wiewohl unverdienter Weise von Uns abgehabten Adler-Würde nicht nur hiermit und Kraft dieses entsetzet, und zu Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen degradiret, sondern auch in Unsere und des Reichs Acht und Ober-Acht also und dergestalt erklärt sein sollet, daß jeder Bube ungestraft Euch in Sprenkeln und Schlingen einfangen und Eure Köpfe, statt der Raben- und Sperlingsköpfe, bei denen alljährlich ab zu haltenden Land-Wruge-Gerichten liefern könne.

Solltet Ihr aber etwa durch Meuterei und Rotten hiergegen obmoviren wollen, so haben Wir

3. Beschlossen, tausend Strophen oder minaces Jambos von Unserer Land-Miliz gegen Euch zur Execution zu commandiren.

Wann auch Unser Allerhöchste Rathschluß und Wille ist, daß diese Verfügung öffentlich kund und zu Jedermanns Wissenschaft gelange, so soll dieselbe von denen Raben, als Unsern Bütteln, nicht nur von allen Galgen herab publiciret, sondern auch allen öffentlichen Orten affigiret und ausgehänget werden.

Geben auf Unserer Residenz, den erhabenen Gleichen, den 19ten Tag des Monats August, nach der Geburt Christi im 1773sten, Unseres Condorthums im Ersten Jahre.

Ad mandatum Condoricum Summum proprium
Pacht, Erz-Canzler, mppr.

über den Werth und die Folgen seiner Schöpfung ist. Zu dem Erstern aber, zu der freiwilligen Unterordnung unter Bürger's überlegenes Talent, hatten die Verbündeten selbst gewiß wenig Lust, ja es ist vielleicht nicht ohne Absicht, daß Voß, der sonst so gern den begeisterten Lobredner und Verkündiger alles dessen macht, was in dem engeren oder weiteren Umkreise des Bundes entstanden war, in seinen derzeitigen Briefen an Brückner und Ernestine der Lenore gar nicht einmal erwähnt.

Literarische Leistungen des Bundes; seine Stellung zum Publikum und zur Kritik.

Und doch ging von dem Glanze, mit welchem die Lenore ausgezeichnet wurde, nothwendig auch Einiges auf diejenigen über, denen der Verfasser, wenn auch nicht als Verbündeter, doch als Freund zugehörte. Dies geschah zunächst schon dadurch, daß sein Gedicht zuerst von dem Göttinger Almanach in das Publikum gebracht wurde, die beste und erheblichste Gabe nicht bloß dieses einzelnen Jahrganges, sondern auch die wichtigste, welche dieses Institut überhaupt der deutschen Literatur dargebracht hat. Der Göttinger Almanach aber war das hauptsächlichste, ja sogar das einzige Organ, welches damals dem Bunde zu Gebote stand; was in ihm von Gedichten producirt ward (und es ist auch charakteristisch, daß die ganze dichterische Thätigkeit der Verbündeten sich auf Lyrisches beschränkte und Keiner von ihnen damals den Gedanken an ein größeres poetisches Werk zu fassen wagte [1]), fand unter Boie's Obhut durch den Göttinger Almanach seine Einfüh-

[1]) Nur Cramer hatte einmal im Plan, „ein Heldengedicht auf den Brutus zu machen": Voß' Br., I, 153.

rung ins Publikum. Da also die Stellung des Bundes, so- weit sie eine literarische und als solche abhängig war von den poetischen Leistungen desselben, wesentlich durch den Almanach bestimmt ward, so wird es zweckmäßig sein, wenn wir hier noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Jahrgänge desselben werfen, die in die Zeit des Bundes fallen, also auf die Alma- nache von 1773 und 1774.

Des erstern ist bereits im Obigen verschiedentlich gedacht worden: er enthält neben einem Wieland'schen Gedichte die ersten deutschthümelnden, bardenmäßigen Manifeste des Göttinger Bundes gegen Wieland und die Franzosen und giebt so ein recht deutliches Bild von der mißlichen Doppel- richtung, in welche Boie, den älteren Freundschaften, Neigun- gen und Verbindungen gegenüber, durch seine jüngeren An- hänger hineingerissen wurde. Ueberhaupt ist die bardische Richtung reichlich vertreten: auch Kretschmann, der bekannte Barde Rhingulph, und eigentlich dem Leipziger Kreise zuge- gethan, ist nicht ausgeblieben. Ansehnlicher tritt der folgende Jahrgang auf: drei Bardengesänge aus Klopstock's „Hermann und die Fürsten" eröffnen, seine „Weissagung" schließt ihn, alles Stücke, die ebenso viel Deutschthum als Freiheit athmen, besonders die „Weissagung", die überdies den Grafen Stol- berg zugeschrieben und daher kein geringes Zeichen der Freund- schaft war, die diesen gefeierten Dichter mit einigen Mitglie- dern des Bundes und durch sie mit diesem selbst verband. Von Bürger enthält er außer der Lenore noch die Nachtfeier, Schön Suschens Traum [1]), einige Minnelieder, an denen dieser Almanach überhaupt sehr reich ist, und eines jener

[1]) Oder wie sie hier bloß heißt: Ballade: p. 155.

merkwürdigen, fromm sentimentalen Gedichte, zu denen sein damaliges Zusammenleben mit einer reizbaren, bis zum Wahnsinn aufgeregten und überspannten Dame ihn veranlaßte [1]). Auch Voß hatte ein Minnelied versucht; doch hatte er sich auch hier wiederum nur der Form bemeistern können und das im Grunde inhaltlose Gedichtchen ist vielmehr eine philologische, als eine geistige Nachahmung der alten Minnesinger [2]). Von Friedrich Stolberg ist besonders eine Ode „die Natur" zu merken, in welcher derselbe Fanatismus gegen Andersdenkende und Andersfühlende, den er schon damals in der Politik, später auch in Kunst und Religion ausübte, hier sogar in den Genuß und die Betrachtung der Natur gelegt wird [3]). Endlich gab auch Brückner durch einige Idyllen

[1]) Das Gedicht heißt jetzt „an Agathe," S. W. p. 11. Die erwähnte Dame war eine Hofräthin Liste zu Gelinhausen, deren religiöse Schwärmerei selbst Bürger eine kurze Zeit hinzureißen im Stande war. „Dieses Frauenzimmer," schreibt er im Sommer 1772 an Boie, in einem Stil, den wir sonst von ihm nicht zu vernehmen pflegen und der ihn wirklich wenig kleidet, „soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden, auf Erden aber soll ein unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art Gesang, die ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele allein hinfort geweiht sein." Althof, a. a. O. 435, vgl. den Briefw. über Lenore, a. a. O. 465, Br. Nr. 7. Auch das Gedicht Gabriele gehört hieher: p. 10., über welches Bürger's Vorr. v. 1778 (a. a. O. 324.) zu vergleichen ist.

[2]) Es ist die bekannte Reimspielerei: „Der Holdseligen sonder Wank" u. s. w.; s. S. W. 153.

[3]) Die Ode steht S. 33. (jetzt S. W. I, p. 20.) und beginnt:

„Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht! Kinder nicht! Weib nicht lieben!...

Er ist kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Ist Spreu dem Feigen! — Sklave, Dich freyte nicht
Die Römerschlacht! — Zu meinen Füßen
Krümme Dich Raupe, daß Dein ich spotte."

wenigstens seinen guten Willen und sein Interesse an den Unternehmungen des Bundes auch von fern her zu erkennen [1]). Unter den übrigen Beiträgen waren vorzüglich die von Claudius [2]) geeignet, dem Almanach Anerkennung und Freunde zu gewinnen, am meisten aber diejenigen, welche unter einer unscheinbaren Chiffre Göthe's Namen verbargen. Von dem Eindruck, den der vor Kurzem erschienene Götz auf die Göttinger Freunde gemacht, werden wir später sprechen; jedenfalls war derselbe so mächtig, daß es Boie natürlich war, Göthe's Bekanntschaft und Theilnahme zu suchen. Denn diesem hatte mit seinem Auftreten im Götz die gesammte Nation wie mit Einem Schlage gehuldigt; seine Theilnahme war

---

Zwar werden diese Verwünschungen im Folgenden eingeschränkt und widerrufen, aber der erste Eindruck bleibt der mächtigere und jene Berichtigung wirkt nur wie eine oratorische Figur.

[1]) „Gemälde aus einer Welt unschuldiger Kinder." Vgl. Leipz. Alm. für 1775, p. 30. und die Fortsetzungen im Alm. v. Voß für 1777, p. 27. u. s. w.

[2]) u. A. das beliebte:

„Ich bin vergnügt: im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,"

welches auch der Percy'schen Sammlung entlehnt ist, und das Neujahrsgedicht des Wandsbecker Boten, in welchem folgende Stellen besonders wichtig und durch unsere früheren Andeutungen bereits hinlänglich erläutert sind:

„Der alten Barden Vaterland,
Und auch der alten Treue,
Dich freies, unbezwungnes Land,
Weiht Braga hier auf's Neue....
Gut sein, gut sein, ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig!
Der König sei der beßre Mann,
Sonst sei der Beßre König!
Dein Dichter soll nicht immer Wein,
Nicht immer Amorn necken!
Die Barden müssen Männer sein
Und Weise sein, nicht Gecken."

(s. p. 170. u. 188.)

daher für den Almanach eine sehr wesentliche Eroberung, besonders da jene Beiträge, auch ohne Göthe's Namen, sogleich allgemein als die Producte eines originellen und bevorzugten Geistes erkannt wurden [1]).

---

[1]) Siehe die weiter unten anzuführenden Recensionen. — Im Alm. sind Göthe's Gedichte mit der Chiffre SD. und HD. bezeichnet; es sind erstlich (p. 15.) der Wanderer (S. W. II, 176.), mit meist unbedeutenden Abweichungen von dem jetzigen Text: V. 8. Gewerbe. (S. W. Gewerb.) 11. sandigen. (staubigen.) 15. Ich bringe keine Waaren Aus der Stadt. (Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.) 16. Schwül ist, schwül der Abend. (Kühl wird nun der Abend.) 24. Zu dem Brunnen, da ich trinke draus. (den ich trinke.) 30. Weiter 'nauf! (Weiter hinauf!) 35. Eine Inschrift, über die ich trete! Der Venus — und ihr übrigen Seid verloschen, Weggewandelt, ihr Gespielen, Die ihr.... (Eine Inschrift, über die ich trete! Nicht zu lesen! Weggewandelt seid ihr, Tiefgegrabne Worte, die ihr...) 52. Da zur Seit'. (Hier zur Seit'.) 54. Da ich trinke draus. (den ich trinke.) 61. Wart', ich will ein Schöpfgefäß Dir holen. (Wart', ich hole das Gefäß Dir zum Trinken.) 85. Willst Du hier Unter'm Pappelbaum Dich setzen? Hier ist's kühl. Nimm den Knaben, daß ich hinabgeh, Wasser zu schöpfen. (Willst Du hier lieber in dem Freien bleiben? Es ist kühl. Nimm den Knaben, daß ich Wasser schöpfen gehe.) 100. Lieblich dämmernden Frühlingstags Schmuck, Scheinend vor Deinen Gesellen! (Des glänzenden Frühlings Herrlicher Schmuck, Und leuchte vor Deinen Gesellen!) 115. Bleib', Mann. (O bleibe, bleibe, Mann!) 118. Hier, zwischen das Gemäuer her. (Da, zwischen dem Gemäuer her.) 125. Du meines Lebens Hoffnung. (Fehlt in den S. W.) 129. Deine Kinder all Hast mütterlich mit einem Erbtheil ausgestattet, Einer Hütte. (Hast Deine Kinder alle mütterlich Mit einem Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.) 136. Dein Bedürfniß. (Deine Bedürfniss'.) 137. Eine Hütt'. (Eine Hütte.) 156. Vor'm Nord geschützet. (vor'm Nord gedeckt.) — Sodann (p. 49.) der Gesang Mahomed's (S. W. 2, 55.) hier bloß „Gesang" überschrieben und, der ursprünglichen Anlage gemäß (Wahrh. und Dichtung, III, S. W. 26, 297.), als dramatischer Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt. Die übrige Verschiedenheit der Lesarten ist auch hier unerheblich: V. 15. mit festem Führertritt. (S. W. frühem F.) 28. Bäche schmiegen sich gesellschaftlich an ihn. (Bäche schmiegen Sich ge-

So erhielt der Göttinger Almanach im Publikum eine Verbreitung, die beinahe unglaublich erscheint, namentlich wenn wir diesen ungeheuren Absatz vergleichen mit der mühselig kümmerlichen Existenz, die unsere heutigen Musenalmanache mehr von der Gewohnheit und dem Mitleid sich erbetteln, als daß diese fernere Existenz derselben in den lebendigen Bedürfnissen des Publikums begründet läge. Es ist dies eines von den vielen Zeichen für die veränderte Stellung und Bedeutung, welche die Poesie im Leben der deutschen Nation gewonnen hat. Aber wir sind weit entfernt, hier denjenigen beizustimmen, welche mit Klagen und Anklagen eine Zeit zurücksehnen, wo unser ganzes Dasein aufzugehen schien in der Kunst, und wo wir kein anderes volksthümliches Leben, kein anderes gemeinsames Interesse hatten, oder doch keines anderen uns bewußt waren, als desjenigen, welches in und an den Entwicklungen unserer Literatur sich offenbarte. Wir hat-

---

sellig an.) 33. Und die Bächlein von Gebirgen. (Und die Bäche von den Bergen.) 39. mit weitverbreit'ten Armen. (mit ausgespannten A.) 48. nimm die Brüder von Gebirgen. (von den Bergen.) 53. Triumphirt durch Königreiche, Giebt Provinzen seinen Namen, Städte werden unter seinem Fuß. (Und in rollendem Triumphe Gibt er Ländern Namen, Städte u. s. w.) 56. Doch ihn halten keine Städte, Nicht der Thürme Flammengipfel, Marmorhäuser, Monumente Seiner Güte, seiner Macht. (Unaufhaltsam rauscht er weiter, Läßt der Thürme Flammengipfel, Marmorhäuser, eine Schöpfung Seiner Fülle, hinter sich.) 63. Tausend Segel auf zum Himmel. (Tausend Flaggen durch die Lüfte.) Das dritte Gedicht (p. 75.) ist „Sprache," ein Epigramm, dessen Aufnahme hier überrascht, da es wohl mit Grund gegen Klopstock und dessen Untersuchungen, welches die reichste, stärkste, schönste Sprache und ob die deutsche auch reich, schön, stark sei, muß gedeutet werden; es steht jetzt unverändert, S. W. II, 272. Endlich (p. 109.) der Adler und die Taube: S. W. II, 77., wo der Alm. V. 4. herab f. hinab und 24. Hergerauscht f. Dahergerauscht hat.

ten keine Geschichte, nur Literatur, keine Thaten, nur Gedichte. Das Gefühl, daß dies anders werden muß, und daher anders werden wird, ist seit Langem verbreitet und eben jetzt lebendiger, denn je. Wenn nun in der gegenwärtigen Krisis die Sehnsucht nach dem, was in der Historie uns mangelt, mitunter auch das geringschätzt, was in der Poesie unser edles und unvergängliches Besitzthum ist, so hat das in der That nicht viel zu bedeuten: die Poesie wird auch uns bleiben, was sie immer und überall gewesen, die ideelle Geschichte nämlich unsers Volkes; aber wir werden nun eine thatsächliche dazu bekommen, wir werden Verse machen und Schlachten schlagen und das Eine nicht aufgeben gegen das Andere. Möchten diese veränderte Geltung der Kunst, das Recht dieser Aenderung und die Zukunft, die sich daraus entwickeln muß, doch namentlich unsre jungen Dichter erwägen, die es jetzt so oft verstimmt und niederbeugt, daß ihre redlichsten Bemühungen, sogar ihre glücklichsten Erfolge dennoch niemals an jene Erfolge reichen, welche die Dichter unsrer früheren Zeit, zum Theil sogar mit viel kleineren Mitteln, dennoch gehabt haben; ja möchten sie, statt Entmuthigung und Ueberdruß, hierin vielmehr die Mahnung finden, mit Herz und Hand, mit Lied und That sich dieser neuen Zukunft zu weihen, welche noch einmal, so Gott will, Leier und Schwert vereinigt zeigen wird![1]) —

---

[1]) Als das Minimum des Absatzes, auf welches er seine Contracte gründete, nahm der Verleger des Almanachs 3000 Exemplare an, und hoffte sogar auf 5000. Nach Hamburg allein gingen 700 Exemplare. Vgl. Voß' Briefe, I, 179. 279. 287. 319. 322. 324. Gewiß waren es ergiebige Zeiten für die deutsche Poesie, wo der Redacteur des Musenalmanachs sagen konnte, daß er nun kein Amt weiter brauche: „die Einnahme des Musenalmanachs ist gewisser als alle Professionen und manche Aemter,“ (Voß, a. a. O.) und das noch dazu

Dieser außerordentlichen Theilnahme des Publikums entsprach nun auch die Aufnahme, welche der Göttinger Almanach von Seiten der Kritik erfuhr: die bedeutendsten Organe derselben behandelten ihn mit einer Achtung und Anerkennung, über welche Boie leicht den perfiden Angriff verschmerzen konnte, der, wie wir gesehen haben, dem ersten Jahrgang seines Unternehmens von dem lautesten Schreier der damaligen Kritik, von Kloß, war bereitet worden. Die Allgemeine deutsche Bibliothek sprach von dem „Geschmack und der feinen Auswahl, welche dem Herausgeber dieses Almanachs gleich in dem ersten Jahre so viel Beifall erworben hat, und die auch die Fortsetzungen auf die vortheilhafteste Weise bezeichnet"[1]), als von einer zweifellosen und anerkannten Sache. Selbst Wieland, wiewohl ihm weder die bittern Anspielungen und Herausforderungen, welche mehre Gedichte des Almanachs sich gegen ihn erlaubten, unverständlich, noch die Klopstocksfeier und ähnliche extravagante Scenen unbekannt geblieben sein konnten, ließ in den Recensionen des Merkur den Göttinger Al-

bei der Concurrenz des Leipziger und auch noch nach der Spaltung des ursprünglichen Boie'schen Almanachs, wo also Voß in dem Göckingk-Bürger'schen Almanach einen gefährlichen Nebenbuhler hatte, wovon unten das Genauere.

[1]) S. Allg. deutsche Bibliothek, XXII, 1, 226., wo die Jahrgänge von 1771 bis 1773 recensirt werden. An dem Alm. von 1774 (Bd. XXV, 1, 216.) wird „ein gewisser Neologismus in scheinbar ächter altdeutscher Manier in den Nachahmungen der Minnesinger getadelt," und als Beleg für diese Ausstellung das „unleidliche" Gedicht p. 203. citirt. Dies aber ist — Voß' schon erwähntes „Der Holdseligen" u. s. w. Also wieder eine Probe, daß der Geschmack der A. D. B. doch nicht so ganz verwerflich gewesen ist und sie nicht ganz den schlechten Ruf verdient hat, den die Genieperiode ihr bereitete und den, ohne die so nöthige eigene Prüfung, wir noch heute immer von Neuem ausbreiten.

manach mit wachsender Auszeichnung beurtheilen[1]), was indessen nur diejenigen befremden mag, die mit Wieland's kritischen Grundsätzen und der großen Weltklugheit unbekannt sind, die er auch in diesem Stück, oft bis in's Zweideutige hinein, nicht bloß sich selbst zu eigen gemacht hatte, sondern auch seinen Mitarbeitern und Recensenten anzuempfehlen, vorzuschreiben und aufzudringen nicht müde ward[2]). Ueberraschend dagegen ist das Verfahren des Leipziger Almanachs. Unsere Leser entsinnen sich der heftigen und boshaften Polemik, mit welcher derselbe Anfangs seinem Göttinger Nebenbuhler den Weg zu sperren, so wie des anmaßlichen Uebermuthes, mit dem er selbst sich vorzudrängen gesucht hatte.

---

[1]) S. Merkur, I, 1, 163., wo der Alm. v. 1773 sehr ausführlich und im Ganzen recht günstig beurtheilt wird, lauer zwar, als (II, 1, 45.) sein Leipziger Nebenbuhler. Unter den Getadelten ist auch hier wieder Voß wegen der Ode „der Winter," deren steifer Prunk (das Gedicht war noch in Mecklenburg entstanden und eines von denen, die er zuerst an Kästner und Boie einsandte; was jetzt unter demselben Titel in den Sämmtl. Ged. p. 100. steht, ist vollständig umgearbeitet) jedoch von Voß selbst bald eingesehen wurde, so daß er mit diesem Tadel sogar vollkommen einverstanden war: Briefe, I, 137. Die Recension des folgenden Jahrgangs s. VI, 1, 39. bis 51. Sie ist von J. G. Jacobi unterschrieben; über den „Wanderer" von E. O. heißt es u. A.: „Nur ein geweihtes Auge kann in diesem Gedicht Alles sehen, was darin liegt. Es hat einen großen Hauptgedanken, dessen Verzierung nicht bloße Verzierung ist" u. s. w. Nur scheint dem Rec. „die Rede des Fremdlings zuweilen ohne Noth geheimnißvoll;" er wünscht daher „einen leichteren Ausdruck und einen geschmeidigeren Dialog." (p. 41.) Auch der „Gesang" wird sehr gerühmt: p. 43.

[2]) Wer hiefür nach Beispielen sucht, der findet in Wieland's Br. an Merck einen reichen Vorrath, z. B. in der ersten Sammlung, p. 82. 92. 216. So wird Wieland auch von Voß, vielleicht nicht mit Unrecht, beschuldigt, trotz dieser öffentlichen Anerkennung im mündlichen Verkehr und insgeheim den Göttinger Freunden einen bösen Leumund gemacht zu haben: s. Bestätigung der Stolb. Umtr. 138.

Allein der Beifall des Publikums ließ sich damals sowohl, wie jetzt, auf die Dauer weder erschmeicheln, noch ertrotzen; der Göttinger Almanach überwog den Leipziger an Zahl und besonders an Werth der Beiträge bei Weitem; man war bald ermüdet und verdrossen worden durch die billigen Späße, die kleinlichen Anfeindungen des Leipziger Herausgebers, und so blieb denn diesem selbst nichts übrig, als seinem Nebenbuhler freiwillig eine gewisse Ueberlegenheit einzuräumen und nun, da die Poltronerie mißlungen war, auch seinerseits zu versuchen, wie weit er mit Bescheidenheit und literarischem Anstand gelangen werde. Schon mit dem Jahre 1772 gewinnt daher der Almanach ein verändertes Ansehen: der literarische Kalender, auf dessen Erfindung der Herausgeber Anfangs so stolz gewesen war, ist theils weggefallen, theils so verändert, daß er sein Pikantes verloren hat; die „Tabelle unserer lebenden schönen Geister" ist der satirischen oder enkomiastischen Randbemerkungen entkleidet; in dem kritischen Theil herrscht ein gemäßigter und minder parteiischer Ton, namentlich wird der Göttinger Almanach mit vieler Wärme beurtheilt und der Vorzug desselben, als einer Sammlung fast durchgängig neuer Stücke, willig anerkannt [1]); endlich der poetische Theil beschränkt sich mehr und mehr auf den Wiederabdruck schon veröffentlichter Gedichte [2]). Der Sieg also des Göttinger Almanachs über

---

[1]) Siehe den Alm. von 1772, p. 74. 1773, p. 47. 1774, p. 36., wo Göthe's Beiträge gleichfalls ausgezeichnet werden.

[2]) Unter diesen verdienen eine hauptsächliche Beachtung diejenigen, welche in dem Alm. von 1773 „aus den neuen Liedern mit Musik von Breitkopf" abgedruckt sind; denn bekanntlich war diese Sammlung der erste Schritt, mit welchem Göthe, damals (1768) noch Student in Leipzig, in die Literatur und vor das Publikum trat. Die Gedichte, welche der Almanach entlehnt, sind folgende. Erstlich p. 44. der

den Leipziger war vollständig, und das Verhältniß des Bundes zu Publikum und Kritik, in so weit er nämlich durch den

---

wahre Genuß, jetzt im VII. Bd. des Nachlasses (S. W. 47.) p. 9: Wahrer Genuß. Die Abweichung von dem späteren Text ist hier im Anfang sehr bedeutend, wie folgende Vergleichung zeigt:

<table>
<tr><th>L. M. A.</th><th>S. W.</th></tr>
<tr><td colspan="2">Umsonst daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllst;</td></tr>
<tr><td>O Fürst, laß dir die Wollust schenken,</td><td>Der Liebe Freuden laß dir schenken,</td></tr>
<tr><td colspan="2">Wenn du sie wahr empfinden willst.</td></tr>
<tr><td>Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,</td><td>Gold kauft die Stimme großer Haufen,</td></tr>
<tr><td colspan="2">Kein einzig Herz erwirbt es dir;</td></tr>
<tr><td>Doch willst du eine Tugend kaufen,
So geh und gieb dein Herz dafür.</td><td>Doch willst du dir ein Mädchen kaufen,
So geh und gieb dich selbst dafür.</td></tr>
</table>

Dann folgen im Alm. zwei Strophen, die die neue Bearbeitung gar nicht kennt:

Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, wärst du nicht lasterhaft.
Sie küsset dich aus feilem Triebe
Und Gluth nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst du nicht.

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Thiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

Alles Uebrige ist gleich, nur hat der neue Abdruck Str. 6, V. 1. die Verbesserung „stillgesell'ger Stunde" für „gesellschaftlicher St." — p. 80. Wunsch eines jungen Mädchen ist unverändert abgedruckt, a. a. O. p. 6. Das dritte (p. 161.) ist die Nacht oder, wie es jetzt heißt (S. W. 1, 46.), die schöne Nacht. Auch hier sind die Aenderungen bedeutend:

L. M. A.	S. W.
Gern verlass' ich diese Hütte,	Nun verlass' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,	Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit vergnügtem Schritte	Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den ausgestorbnen Wald.	Durch den öden, finstern Wald.

Göttinger Almanach bei Beiden vertretend wurde, ohne Ausnahme günstig und ermuthigend.

Verhältniß des Bundes zu Göttingen.

Allein es fehlte viel, daß die Anerkennung und Theilnahme, welche die jungen Dichter im weiten Umkreis des Vaterlandes fanden, ihnen auch von denen gewährt worden wäre, die unmittelbar neben ihnen, in Göttingen selbst, ihre akademischen Lehrer und Mitbürger waren. Diese hafteten, wie das in dem alltäglichen Zusammenleben sich zu ereignen pflegt, an einzelnen persönlichen Wunderlichkeiten; sie hatten wohl ein Ohr für die mißliebigen und abentheuerlichen Gerüchte, welche über die stolz bescheidene Absonderung dieser Jünglinge ausgebreitet, zum Theil sogar von ihnen selbst herausgefordert wurden, kein Auge aber für das, was zu Gewinn und Förderung unserer Literatur sich hier vorbereitete und entwickelte. Voß selbst spricht sich über diese Mißstimmung, die Gründe und den Verlauf derselben folgendermaßen aus: „Niemand erwartete, daß eine stille Beschäftigung mit Musenkünsten auch nur würde bemerkt, geschweige auf einem Musensitze gemißbilligt werden. Aber der Ruhm einzelner Ge-

---

Luna bricht die Nacht der Eichen,	Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,	Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken, die sich neigen,	Und die Birken streun mit Neigen
Senden ihr den Duft hinauf.	Ihr den süßen Weihrauch auf.
Schauer, der das Herze fühlen,	Wie ergötz' ich mich im Kühlen
Der die Seele schmelzen macht,	Dieser schönen Sommernacht!
Flüstert durch's Gebüsch im Kühlen:	O wie still ist hier zu fühlen,
Welche schöne, süße Nacht!	Was die Seele glücklich macht!
Freude! Wollust! kaum zu fassen!	Läßt sich kaum die Wonne fassen,

Und doch wollt' ich, Himmel, dir,
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.“.

dichte zu einer Zeit, da viele Tonarten noch neu waren; Entfernung von gewöhnlichem Studentenverkehr; eine Verbindung, die nicht Landsmannschaft, nicht akademischer Orden

---

Zu diesen Aenderungen vergleiche man folgende Stelle aus der Recension des Almanachs im Merkur, II, 1, 55. „Die Nacht. Unsre Liedersänger dürfen nicht vergessen, daß der Plan ihres kleinsten Liedes seine Philosophie fordere, über welche sie desto behutsamer wachen müssen, je leichter selbige unter den Spielen der Einbildungskraft sich verirrt. Der mindeste Fehler dagegen stört das Vergnügen des Lesers. — In dem Liede, welches ich vor mir habe, sind die beiden ersten Verse müßig, oder vielmehr sie geben mir eine Erwartung, die nicht erfüllt wird... Was hat der Liebhaber in der Hütte gemacht? War sein Mädchen darin oder nicht? Warum verläßt er sie gern? Warum wandelt er mit vergnügtem Schritte durch den Wald? Von allem diesen erfahr' ich nichts... Die Nacht ist schön und darüber freut er sich. Also vergißt er sein Mädchen? Nichts weniger!.. Und doch kann er gern aus ihrer Hütte gehen?.... Sonst gefällt mir das Liedchen, wegen seines geschmeidigen Ausdrucks und seiner leichten Versification. Nur der ausgestorbne Wald ist zweideutig. Man weiß noch nicht, daß es Nacht werden will und könnt' es vom Winter verstehen. Bei dergleichen niedlichen Gedichten muß man sich gewöhnen, auch auf Kleinigkeiten zu achten." Es ist dies wohl die erste Recension, die Göthe überhaupt erfahren, und merkwürdiger Weise eine von den wenigen, die er sehr genau beachtet zu haben scheint. — Endlich das vierte Gedicht ist die Reliquie (p. 199.), jetzt (G. W. 1, 48.) Lebendiges Andenken, mit folgenden wesentlichen Abweichungen:

L. M. A.	G. W.
Ich kenn', o Jüngling, deine Freude,	Der Liebsten Band und Schleife rauben,
Erwischest du einmal zur Beute	Halb mag sie zürnen, halb erlauben,
Ein Band, ein Stückchen von dem Kleide,	Euch ist es viel, ich will es glauben,
Ein Strumpfband, einen Ring — ein Nichts.	Und gönn' euch solchen Selbstbetrug:
Wie lach' ich all der Trödelwaare!	Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sie schenkte mir die schönsten Haare,	Sind wahrlich keine kleinen Dinge,
Den Schmuck des schönsten Angesichts.	Allein mir sind sie nicht genug.

Die zweite Strophe der neuen Bearbeitung fehlt im Alm. völlig; in der dritten hat er V. 3. sehn. (G. W. schaun.) V. 4. Bleibt mir der schönste Theil von dir. (Bleibt die Reliquie von dir.) Str. 4. V. 3.

war; mehr häuslicher, als öffentlicher Fleiß [1]); Umgang mit Grafen, die Griechisch lernten und Oden dichteten; endlich Klopstock's doppelter Besuch [2]), der auf der Reise nach Karlsruhe und zurück einige Tage dem Bunde allein schenkte; alles dies erweckte Mißfallen, und füllte die hundert Ohren und Zungen des Gerüchts. Lehrer einer Akademie, deren erste Pflegerin Haller's Muse gewesen war, sogar solche, denen Dichtererklärung oblag, erlaubten sich Spott gegen Dichter und Musen-

---

Und gleiteten oft mit Verlangen Von da herab zur rundern Brust. (Uns lockt und zog ein süß Verlangen, Wir gleiteten zur vollern Brust.) Und endlich der Schluß: Reliquie, du schöne Beute, Erinnre mich der alten Lust. (Du süß Geschenk, du schöne Beute, Erinnre mich an Glück und Lust.) — Uebrigens hofft der Verf., daß diese Vergleichung älterer Texte, auch da, wo sie nur sehr geringfügige Abweichungen giebt, dennoch keiner besonderen Rechtfertigung mehr bedürfen wird. Denn die Hauptaufgabe und zugleich der eigentliche Genuß, den der gebildete Leser bei einem Dichter, wie Göthe, im Auge hat, ist eine möglichst genaue und vollständige Einsicht in den Entwicklungsgang, in die Entstehung und Bildung des Dichters, ja wenn es sein kann, jedes einzelnen Gedichtes zu erlangen. Dabei aber giebt es kein Moment, das so unerheblich wäre, daß es diese Einsicht nicht befördern und erweitern könnte. Oder wer wollte den Fleiß, welchen Hoffmeister in den vortrefflich geordneten Supplementen zu Schiller auch auf die Sammlung der Varianten gewendet hat, mißachten und die Frucht verkennen, die für das Studium Schiller's auch aus dieser Bemühung erwachsen wird? Eine ähnliche (philologische) Bearbeitung Göthe's ist gleichfalls sehr wünschenswerth und würde für das wahre Verständniß des Dichters vermuthlich fruchtbarer sein, als all das Gesalbadre unsrer sogenannten Aesthetiker, zumal die mystischen Tractätlein der neuesten Göthe-Scholiasten.

[1]) So gab Voß die Theologie (Br. I, 132. 138. 141. III, 141.), die Stolberge das juristische Studium auf (I, 123. vgl. Chr. Stolberg's sehr charakteristische Ode an Bürger, S. W. I, 8.). Ueber Voß' und Hölty's geringe Theilnahme am Heyne'schen Seminar und überhaupt den Heyne'schen Vorlesungen siehe Voß und Stolberg von Dr. C. F. A. Schott, p. 122.

[2]) Ueber welchen unten das Nähere.

beschäftigungen. Man warnte öffentlich vor den unnützen und brodlosen Spielen der Phantasie; man stichelte auf schöne Geister, auf Empfindsamkeit und nichtige Ruhmsucht; man beklagte die belletristische Ungründlichkeit, in welche man beiläufig auch Winckelmann und Lessing hineinwinkte; man bemühte sich durch Scherzreden die anwesenden Mitglieder der unbegünstigten Gesellschaft den Blicken und dem Gelächter der Versammlung zu bezeichnen. . . . Andere, die um einen gastfreien Bruder sich versammelten, Lehrer und Lernende, erfanden beim Wein eine Bardengesellschaft, die mit den Bardenschülern an die Hunderte stark, auf die benachbarten Berge auszöge, in Thierhäute vermummt um Mitternacht opferte, Wodan und Klopstock anriefe, Bildnisse verbrennte und keinen Wein, aber gewaltig viel Bier tränke. Dies Märchen schwatzte sich herum und ward vielfältig ausgeschmückt. Denina [1]), in der Literatur der preußischen Monarchie, verlegt die Feierlichkeit in die Nähe des Blocksbergs; auf dem Stolbergischen Schlosse zu Wernigerode, meldet er, sei ein großer Saal, wo die Barden Deutschlands unter dem Aeltesten Gleim, um einen Tisch, dessen Ehrensitz für Klopstock's Geist ledig gelassen werde, bei Bier und Tabak ein jähriges Fest begehen" [2]).

---

[1]) Aus Piemont; er war ein ästhetisirender Abbé und seit 1782 Academiker in Berlin. Das hier gemeinte Werk ist französisch geschrieben: La Prusse littéraire sous Frédéric II. 3 vol.

[2]) Voß im Leben Hölty's, XXX. fgg. Ganz ähnlich auch in einem Briefe von 1774 an Brückner, I, 180.: „Wir werden hier von den Professoren außerordentlich gehaßt, weil wir Klopstock's Freunde sind und Niemand die verlangte Cour machen. Man erzählt die lächerlichsten Geschichten von uns, von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge (ich kenn' ihn nicht), wo wir nach Art der Hexen

Man erkennt leicht, woher es kam, daß gerade in Göttingen die „stille Beschäftigung mit Musenkünsten" oder, wie wir wohl richtiger sagen, die idealistischen Bestrebungen einer aufgeregten und enthusiastischen Jugend diese Opposition antrafen, die sogar Entstellungen und Gerüchte nicht verschmähte: es ist das reale, das historische Element der Göttinger Universität, das in allem Idealen, und daher, wie in der Philosophie, so auch in der Poesie nur eine Thorheit, einen Luxus übermüthiger und unpraktischer Menschen, wenn nicht noch Verderblicheres, erblickte. Ebenso wenig wird man in Voß' Worten die Anspielungen auf Heyne verkennen; und wenn nun auch der Streit zwischen Beiden erst nach Voß' Entfernung von Göttingen, und dann an einzelnen bestimmten Thatsachen, zum Ausbruch gekommen ist, so irrt man doch gewiß nicht in der Voraussetzung, daß die gereizte und bittere Stimmung, die in Voß so plötzlich und so scharf hervortrat, eben durch die Vornehmheit erzeugt worden war, mit welcher Heyne in diesen frühern Jahren die Mitglieder des Bundes behandelt hatte. Niemand aber konnte diese Vornehmheit schwerer empfinden, als Voß, da gerade er vermöge seiner ursprünglichen Anlage außer Stande war, eine feiner organisirte, zurückhaltende, weichliche Natur, wie Heyne, auch noch in ihren Auswüchsen und Verirrungen zu begreifen und daher mit Rücksicht auf den anderweitigen Kern des Mannes versöhnlich und nachsichtig zu sein gegen die Schwächen desselben. Auch konnte Niemand nachhaltiger gereizt werden durch Verspottung und

---

nächtliche Zusammenkünfte halten sollen, 400 an der Zahl, alle in Ziegenfellen gekleidet, und mit großen Krügen versehn, woraus wir Bier trinken, und solche Alfanzereien mehr, die dem Professorwitze Ehre machen."

Geringschätzung des Bundes, als wiederum gerade Voß, der sich als Stifter und Mittelpunkt desselben betrachtete und ihm bis in die späteste Zeit eine herzliche und eifernde Anhänglichkeit erhalten hat [1]).

Literarische und persönliche Beziehungen.

Mochten nun auch in Göttingen selbst wohl einzelne Männer gefunden werden, die sich dem Bunde freundlicher erwiesen [2]), so war doch das Verhältniß desselben zu dem Boden, auf welchem er sich bewegte, im Ganzen unfreundlich und unergiebig. Um so bereitwilliger mußte er daher sein, nach auswärts Verbindungen anzuknüpfen, soweit nämlich seine einseitige und gegen einen großen Theil der damaligen Literatur polemische Tendenz dies verstatten wollte. Wir werden hier also noch einen Augenblick bei den Beziehungen zu verweilen haben, in welche die Gruppe der Göttinger Dichter zu den übrigen literarischen Gruppen trat, deren in dem ersten Theil dieses Buches gedacht worden ist.

Zu Leipzig, ehemals dem bedeutendsten dieser literarischen Mittelpunkte, standen die Verbündeten, wenn wir die schon

[1]) Vgl. die späteren Briefe an Miller, im II. Bd. des Briefwechsels, besonders den vom October 1803, wo er Miller noch „alter Mitbarde" nennt und sich nach einem Bundestage sehnt u. s. w.: p. 141.

[2]) Voß im Leben Hölty's, XXXV.: „Weit entfernt, daß alle Göttingischen Lehrer den kleinen Krieg gegen die schönen Geister geliebt hätten. Viele in ihrem Fach ehrwürdige Männer achteten wohl wenig auf dergleichen Tand; manche auch, wie Dr. Miller, Feder, Gatterer und Andere, fuhren fort, aufrichtige Gewogenheit zu äußern. Kästner ließ durch Boie und Hölty, die seine Einsamkeit besuchten, die Freunde zum Beitritt in die deutsche Gesellschaft wiederholt einladen; ihre Entschuldigung, und selbst Hölty's Wegbleiben, nahm er mit Nachsicht auf... So reizbar er für das Lächerliche war, gegen die verlachten Jünglinge entfuhr ihm doch kein unmildes Wort."

besprochene Nebenbuhlerschaft des Leipziger Almanachs ausnehmen, in keinem unmittelbaren, am Wenigsten aber in einem freundlichen Verhältniß. Denn was wir bereits früher bemerkt haben, daß nämlich die nur formale Cultur Leipzigs unfähig war, inmitten der neuen, lebendigen und inhaltvollen Entwicklungen den gewohnten Einfluß zu behaupten und daß in Folge dessen die literarische Wichtigkeit dieses Ortes aufhörte, seine berühmten Namen aber in der Achtung sanken und gleichsam veralteten, das zeigt sich auch hier in dem geringen Gewicht, welches die Göttinger Poeten auf Leipzigs Freundschaft oder Feindschaft legen, am deutlichsten aber in den Urtheilen, die sie über die Leipziger Berühmtheiten sich erlauben. Und wie wir uns schon oben diese veränderte Geltung Leipzigs besonders auch an Gellert's Beispiel und der veränderten Kritik anschaulich machten, welche dieser einst so einstimmig verehrte Mann in neuester Zeit von den Vertretern der jüngeren Richtung erfahren mußte; so begegnen uns diese modernen, theils vornehm schonenden, theils mit Ungestüm angreifenden Urtheile über Gellert auch hier in dem Göttinger Kreise, dem neben der französischen Bildung des wackern Fabeldichters sogar auch diejenige Eigenschaft anstößig war, welche man ehemals als ein großes Verdienst, einen löblichen Vorzug desselben bewundert hatte: seine Verständlichkeit, der klare und leichte Fluß seiner Rede, und die allgemeine Verbreitung, welche seine Schriften gefunden hatten. Dergleichen hatte in den Augen der modernen Jugend längst aufgehört, eine Tugend zu sein, vielmehr es war trivial, unpoetisch und ungenial geworden, und wenn man daher dem Andenken Gellert's achselzuckend zugestanden, daß er in der That ein guter frommer Mann gewesen, so meinte man schon, der Pietät

genug gethan und auf die Dauer mit ihm abgeschlossen zu haben [1]). Noch schlimmer erging es Weiße. Daß die

[1]) Was Voß über Gellert an Brückner schreibt, der in Gellert's Verwerfung nicht so völlig einstimmen wollte, ist von besonderer Wichtigkeit, da er ausdrücklich versichert: „Mein Urtheil ist das Urtheil des Bundes und Klopstock's.“ (I, 185.) Die hauptsächlichsten Stellen sind folgende, zuerst in einem Briefe vom Febr. 1773: „Ich habe von Cramer's Vater den Anfang eines langen Gedichts auf Bernstorf gelesen, der ganz vortrefflich ist. So schmackloses Deutsch er vordem hatte, so kräftig ist seine Sprache jetzt. Hierin hat der liebe Gellert auch noch viel verdorben, dessen französisches Deutsch so lange für schön gehalten ward. Und deshalb ist es nur recht gut, daß Unzer und Mauvillon in ihren Briefen ihn ein wenig angegriffen, ob mir gleich die Art mißfällt.“ (a. a. O. 127.) Dann einige Wochen später: „Gellert ist ein guter, ein unterhaltender und belehrender Schriftsteller. Aber den Ruhm, den er bei seinen Zeitgenossen verdiente, verdient er jetzt in dem Grade nicht mehr. Ich glaube noch immer, daß es gefährlich sei, seine Prosa für ein Muster der Schreibart auszugeben. Denn französisch Deutsch kann unmöglich gut Deutsch sein.“ (p. 138.) Und endlich, als Brückner, der ältere, theologische Freund, einmal geschrieben hatte, auch in der Dichtkunst sei doch eigentlich der Nutzen die Hauptsache und nützlich zu sein auch für den Dichter „allein wahre Größe,“ weshalb denn allgemeine Verständlichkeit die erste sowohl Pflicht, als Tugend, wird diese alterthümliche Ansicht von Voß mit Heftigkeit widerlegt und das Unrichtige derselben vorzüglich an Gellert nachgewiesen: „Der Dichter, der nur Eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr, als der, der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert. Nach Deinen Grundsätzen ist Gellert, ist Schmolke mehr als Klopstock, denn beide werden mehr gelesen und verstanden. Und wahrlich, Gellert (als Dichter betrachtet) ist nicht viel mehr, als Schmolke. Was sind seine geistlichen Lieder, als compilirte Sprüche? Geht die Rührung je weiter, als sie die gewöhnlichste Postille verschafft? Ich table Gellert nicht; er ist für seine Leser nützlich, vortrefflich. Aber ich table die, die ihm einen höhern Rang des Genies anweisen, als er sich selbst, trotz aller seiner Eitelkeit, angemaßt hat... Seine Lehrgedichte, — willst Du die Gedichte nennen? Selbst unter den Lehrgedichten stehn sie auf der niedrigsten Stufe. Seine Fabeln — wer hat Aesop und Phädrus einem Homer, Pindar, Virgil nur von ferne an die Seite gesetzt? Lafontaine wird als ein Genie der ersten Größe ge-

Göttinger vor den poetischen Erzeugnissen desselben wenig Achtung hegten, ergab sich theils aus dem ganz verschiedenen Wesen dieser beiden Richtungen, theils auch aus dem eigenthümlichen Werth oder vielmehr Unwerth seiner Poesien wohl von selbst und darf ihnen daher nicht zum Uebermuth gedeutet werden. Aber Weiße war noch Schlimmeres, als nur ein frostiger Dichter, Schlimmeres, als ein Shakespeareverächter, ja Schlimmeres sogar, als der Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wenn gleich, den Göttingern gegenüber, die sämmtlich die Boie'sche Ansicht von dem Schaden der öffentlichen Kritik zu der ihren gemacht hatten [1]), es schon schlimm genug war, das Haupt einer kritischen Anstalt zu sein — er war ein lauer Bewunderer Klopstock's! er hatte in den „Poeten nach der Mode" eine Begeisterung für Klopstock verspottet, die derjenigen sehr ähnlich sah, welche jetzt in den Göttingern auf's Neue lebendig geworden war! er war ein Freund von Klotz und Schmid und Wieland! Konnte man etwas Schlimmeres sein? Und nun brachte der Klotzische Briefwechsel, dessen Veröffentlichung schon manchen der damaligen literarischen Charaktere in ein sehr unerwünschtes, zweideutiges Licht gesetzt hatte, auch von Weiße eine Aeuße-

priesen, aber unter den Franzosen, und von Franzosen! Seine Comödien, seine Briefe, seine Prosa! — Ach laß mich; ich will ja gern dem Volke seinen Götzen lassen, nur verlange nicht, daß ich selbst niederfallen soll. Gellert war ein guter, frommer Mann; ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched Alles war; und durchaus kein Dichter. Gellert schreibt leicht, aber nicht schön.... Er nimmt leicht zu fassende Gegenstände, und gießt dann sein ewiges unausstehliches Wassergeschwätz in solchem Ueberflusse drüber, daß die dumme Eitelkeit, die doch auch gern viel und schnell verstehn oder lesen will, vollkommen befriedigt wird." u. s. w. (p. 182—185.)

[1]) z. B. Voß, a. a. O. 127.

rung an den Tag, welche die volle Rache der Göttinger gegen ihn aufweckte. Weiße nämlich hatte ganz gutmüthig an Klotz geschrieben, er möge Klopstock in seinem Journal nicht frei beurtheilen, weil er übrigens sein Freund wäre [1]). Aber so unschuldig diese Aeußerung im Grunde ist, so war sie doch hinlänglich, die leicht entbrannte Empfindlichkeit der Göttinger Enthusiasten in helle Zornesflammen zu versetzen: sie fanden es unerträglich, daß Weiße, „der Witzling, der nicht Dichter ist," sich des Anscheins unterfange, Klopstock zu schonen, „der Maulwurf den Adler!" Wer zweifelt noch, daß Weiße, der gutmüthige, freundliche, schwache Weiße, nunmehr in ihrer Schätzung die schwärzeste Seele sein mußte, die jemals gelebt hatte? Sie schleuderten also den poetischen Bannfluch gegen ihn, sie haßten ihn als undeutsch, ja sie verachteten ihn

---

[1]) Voß, a. a. O. 120. Der Unwille über diese Aeußerung Weiße's hatte Voß die Veranlassung zu der schon früher besprochenen Ode: Mein Vaterland („die ihm von jedem Bundesbruder einen Kuß einbrachte:" a. a. O.) gegeben; daher der Schluß derselben:

„Der mit des Seraphs Stimme, Messias, dich
Den Söhnen Teut's sang: siehe! den lohnt der Spott
Des ungeschlachten Volks, den lohnt das
Schimpfliche Schonen des Afterfreundes."

Und einige Zeit darauf etwas gemäßigter an Brückner: „Meine prosaische Aufwallung gegen Weiße war zu heftig; allein Niederträchtigkeit bringt mich allemal weit mehr auf, als die gröbste Begegnung, wenn sie nur von Herzen kommt. Gegen Klopstock ist er aber doch wohl nur ein Witzling. Mich däucht, mit kaltem Blute sag' ich's jetzt. Seine Verdienste kenn' ich. Aber er ist doch Einer von denen, die Deutschland am Ersten missen könnte, ebenso wie den chamäleontischen Wieland, der auch als Genie betrachtet Erstaunen erweckt, aber nicht deutsch ist." (a. a. O. 127. 128.) Man sieht, der Bund war in seinen Neigungen und Abneigungen nicht bloß heftig, sondern auch rasch wechselnd: denn ein Jahr zuvor (1772) war Weiße noch unter denjenigen gewesen, die sie bei ihren Bardenfesten mit einem Lebehoch gefeiert hatten: p. 93.

als einen Niederträchtigen. Da nun aber auch Schmid wahrlich nicht der Mann war, mit dem sie hätten in Verbindung treten mögen, so gab es zwischen den Göttinger Dichtern und Leipzig durchaus keinen Anknüpfungs- und Berührungspunkt.

Auch mit der Schweiz hatte der Göttinger Bund keinen unmittelbaren Verkehr; doch war hier nicht weniger für sie, als für die gesammte deutsche Jugend, Geßner ein Gegenstand aufrichtiger Verehrung, die sie ihm selbst da noch zollten, wo sie einzelne Gebrechen an ihm entdeckt zu haben glaubten [1]). Bodmer's geschieht kaum einmal Erwähnung; sie bewahrten also dieselbe diplomatische Rücksicht, die ihr Herr und Meister, Klopstock selbst, gegen die Grillen des alten, eifernden Mannes übte, und nur seiner Verdienste um die Auffindung und Wiedereinführung unsrer mittelalterlichen Literatur mochten sie sich mit Dankbarkeit erinnern [2]). Lebendi-

---

[1]) Voß an Brückner, 191: „Geßner malte Schweizernatur mit arkadischen, oder besser idealischen, das heißt chimärischen, Einwohnern. Er ist nur da vortrefflich, wo er wirkliche Natur hat." Und an Ernestine, I, 256.: „Geßner's Daphnis ist vortrefflich. Ich hatt' ihn seit etlichen Jahren nicht gelesen und hörte neulich von Boie, es wäre nicht viel daran. Die naive Sprache der Liebe kennt Keiner als Geßner; was gehn mich kleine Flecken an?" Auch hebt er ihn triumphirend gegen Gellert in die Höhe: „Geßner ist so leicht, als Gellert, und doch ein Dichter, ein großer Dichter!" a. a. O. 185. Hiemit sind denn zahlreiche Stellen in den Miller'schen Romanen zu vergleichen, besonders im Siegwart.

[2]) So heißt es in Voß' Ode: „Der deutsche Gesang. An Miller und Hölty" (v. 1773, jetzt in den Sämmtl. Werk. p. 116.), wo von den lange vergessenen Weisen des Minnegesangs die Rede ist:

„Endlich wandte den Blick Bodmer, der Held von Zürch,
Und ihr schmähliches Grab sprengt' er mit Hünenkraft" u. s. w.

Erst die Stolberge, auf ihrer Reise nach der Schweiz (1775), knüpf-

ger war das Verhältniß zu Berlin. Für Nicolai freilich, als den eigentlichen Werbehauptmann und Anführer der Allgemeinen Bibliothek, deren Verfasser durch ihre scharfe und unerschrockene Kritik, nach Weiße's Ausdruck [1]), sich in der Literatur eben so furchtbar gemacht hatten, wie die preußischen Soldaten in der Schlacht, konnten sie keine Sympathie empfinden. Dagegen hatte der Bund die Freundschaft Ramler's schon durch Boie gleichsam zur Ausstattung mitbekommen, und wenn er auch die preußisch patriotische Begeisterung des Dichters nicht theilte und sogar ein wenig scheel sah [2]) auf seine Oden, welche Einige mit den Klopstockischen gleichzustellen wagten, so war ihm doch die Billigung des Kritikers, die ehrende Theilnahme des berühmten Mannes nützlich und erfreulich. Die aufrichtigsten Huldigungen sodann wurden Kleist dargebracht: Voß nennt seinen Namen wiederholt unter den wenigen, die er für Glanzgestirne des deutschen poetischen Himmels erklärt [3]), und wir haben bereits gelesen, wie sie das Andenken an den Sänger des Frühlings in ihrer Weise feierlich begingen. — Gemischter Art war das Verhältniß zu dem Halberstädter Kreise: denn wiewohl Gleim den väterlichen Schutz, welchen er jüngeren Dichtern so gern erwies und oft sogar mit rührender Heftigkeit aufdrang, auch den Göttinger Dichtern hatte angedeihen lassen und wiewohl er durch das laute und überströmende Lob, das er Allen, sowie durch die

---

ten ein persönliches Verhältniß mit Bodmer an; späterhin geriethen sie über die Homerübersetzung wieder in Fehde: doch als endlich der Alte starb, versagte ihm Friedrich Stolberg dennoch die Ehre eines poetischen Nachrufs nicht: S. W. I, 341. Vgl. ebendas. 120.

[1]) an Klotz, I, 55.

[2]) z. B. Voß, a. a. O. 186.

[3]) a. a. O. 138. 185.

thätige Unterstützung, die er Einigen von ihnen widmete, im Grunde Anspruch hatte auf ihre lebhafteste Dankbarkeit, so gerieth doch diese Dankbarkeit mit ihrem anderweitigen patriotischen und sittlichen Rigorismus in eine bedenkliche Collision. Sie konnten Gleim nicht ganz vergessen, daß er in der Poesie auch ein Freund und Nachahmer der Franzosen war, der verderblichen, und jene weichliche, anakreontisch tändelnde Tonart, die ihnen unwerth däuchte einer männlichen deutschen Leier, sogar selbst eingeführt und angeschlagen hatte, wozu nun noch seine und überhaupt der Halberstädter Freundschaft und gutes Vernehmen mit Wieland, sowie die Erkältung, die sein Verhältniß zu Klopstock erlitten hatte, als ein neuer Stein des Anstoßes kam. Freilich hielten zuviel Rücksichten und Verpflichtungen die Göttinger ab, ihr Mißfallen laut zu äußern; sie behandelten daher Gleim äußerlich mit der größten Discretion und erfreuten sich dafür seiner begeisterten Lobsprüche, sowie zahlreicher Beiträge für ihren Almanach: insgeheim aber verhehlten sie sich die Gebrechen seiner Muse nicht und sprachen dem Gleim-Anakreon zum Voraus die Unsterblichkeit des Namens ab [1]). — Mit Wien

---

[1]) Voß, a. a. O. 142.: „Wozu denn Nachahmung der Franzosen? Ich will schwören, daß in 300 Jahren Wieland, Jacobi und Gleim-Anakreon (nicht Gleim-Tyrtäus) vergessen sind.“ Eine besondere Zielscheibe des Spottes und der Verachtung muß auch J. G. Jacobi abgeben, „ein dichterischer Stutzer, mit andern Worten, ein empfindsamer Dichter, auf Deutsch, ein Jacobi, oder nach Erklärung des theuren Herrn Magister Sebaldus, ein Säugling.“ a. a. O. 212. (Auch 227. vgl. aber II, 258.) Die letztere Wendung spielt auf Nicolai's bekannten Roman an und die Carrikatur, die derselbe in diesem, in der Figur des Magister Säugling, von Jacobi und ähnlichen süßseligen Schwätzern aufgestellt hatte; vgl. Gruber's Wieland, III, 133. fgg. Uebrigens gehörte Gleim unter die allerfrühesten Gönner des Bundes und überhaupt der poetischen Thätigkeit, die

standen sie theils schon durch den Almanach in Verbindung, für den sie besonders an Denis einen treuen Genossen hatten, theils wurde jetzt durch die Gerüchte, die über Joseph's großartige Projecte zum Besten der Literatur und Klopstock's angebliche Berufung nach Wien umliefen, auch ihre Aufmerksamkeit in Neugier und Hoffnung dorthin gelenkt [1]).

Man darf sich nun aber allerdings nicht verhehlen, daß alle diese Beziehungen zum größten Theil nur äußerlich und zufällig waren und keinen rechten Kern gemeinsamer Ueberzeugung und Bestrebung in sich trugen, weshalb sie auch für die Göttinger Verbündeten selbst keine Frucht und Bildung brachten. Ein ganz anderes Ansehn dagegen und einen viel lebendigeren, viel fruchtbareren Inhalt hat ihr Verhältniß zu dem Norden und zum Rhein, zu der Kritik also und der Produktion, die sich damals quer über Deutschland hinweg die Hand reichten zu dem Bündniß, aus welchem die neue Epoche unserer Kunst sich entwickelt hat. Wie auch bei den Göttingern die Kategorien Dichter und Nichtdichter, Genie, Original und dergleichen mehr, in Gebrauch waren und wie sie überhaupt die Grundlehren der neuen Kritik, zum Theil wohl ohne deutliches Bewußtsein, sich angeeignet hatten, haben wir bereits bei vielen Gelegenheiten bemerkt [2]). Es war

sich in Göttingen entwickelt hatte: vgl. Voß' Br. I, 117. und die früher erwähnten Briefe und Verbindungen Gleim's mit Boie und mit Bürger.

[1]) a. a. O. 134. 159. 176. 248.

[2]) Auffallend würde dabei nur Voß' abweichendes Urtheil über Young sein, wenn dasselbe in der That die gemeinschaftliche Ueberzeugung des Bundes und nicht vielleicht nur Voß' persönliches Urtheil wäre: „Die neueren Engländer sind doch wahrlich so unnatürlich und schlendern dabei so gleichförmig fort, selbst Young nicht ausgenommen. Wer kann die ewigen Antithesen anhören? Sag' er seine Gedanken in

daher natürlich, daß sie den Sprechern und Verfechtern dieser Kritik, sowie im Allgemeinen diesem jüngsten lebensfrischen Anwuchse der Literatur sich auch persönlich zu nähern suchten. So besonders Gerstenberg, der auch als Poet durch seinen Ugolino von Anfang an unter den Heroen zählte, denen sie ihr stolzes Knie bewundernd beugten [1]). Jetzt hatte Klopstock ihn mit den Einrichtungen und Aussichten des Bundes bekannt gemacht und demselben auch in ihm einen theilnehmenden Freund gewonnen [2]). Bald darauf lernte Voß ihn persönlich kennen und schloß eine Freundschaft mit ihm, die auch bis in die späteren Jahre von beiden treulich erhalten wurde [3]). Auch Claudius gewährte ihnen Theilnahme und Freundschaft: wie er den Musenalmanach, so unterstützten einzelne Mitglieder des Bundes durch Wort und That die Wandsbecker Zeitung, welche Claudius damals unter großem Beifall herausgab; auch wurden Hölty, Miller, Voß bald persönlich mit ihm bekannt und nah befreundet [4]).

Von Herder's Einfluß haben wir schon bei Gelegenheit der Bürger'schen Lenore gesprochen. Auch Voß, als er im

---

einer philosophischen Abhandlung, er wird ebenso sehr rühren. Warum ruft er sie durch die Trompete und macht sie dadurch unverständlich?" Briefe, I, 154. Dagegen über den angeblichen Ossian theilt auch Voß völlig die enthusiastische Stimmung seiner Zeit: „Was braucht's schöner Natur! Der Schotte Ossian ist ein größerer Dichter, als der Jonier Homer." p. 191. Wem fiele dabei nicht die bekannte Stelle aus dem Werther ein: „Ossian hat den Homer aus meinem Herzen verdrängt?" u. s. w. Göthe's S. W. 16, p. 125. Auch Thomson war ein Lieblingsdichter: Voß, a. a. O. 152. 224.

[1]) a. a. O. 94. 138. 185.

[2]) p. 156. mit dem pikanten Zusatz: „Gerstenberg wundert sich, wie Deutschland nach Göttingen gekommen."

[3]) I, 286. 288. II, 112. III, 26. 36. IV, 115.

[4]) Voß' Br. I, 117. 127. 145. 158. 169. 194. u. s. f.

Anfang seines Göttinger Aufenthalts sich mit dem Gedanken trug, den Pindar zu übersetzen, hatte von Heyne's, wie er glaubte, unzulänglichem Urtheil an Herder's Rath und Entscheidung appellirt [1]; Herder aber hatte bei dieser, wie bei andern Veranlassungen, die Absichten und Leistungen der jungen Dichter theilnehmend beachtet und empfohlen, so daß dies Verhältniß in jedem Betracht anregend und freundlich war [2]. Zu einem dauernden Verkehr indessen kam es nicht. Als aber Herder im Herbst 1775 einen Ruf zur theologischen Professur in Göttingen erhalten und angenommen hatte und somit die Hoffnung, den berühmten Mann für Göttingen gewonnen zu sehen, schon zur Gewißheit geworden zu sein schien, hatte der Dichterbund sich bereits aufgelöst und die meisten Mitglieder desselben Göttingen verlassen, so daß sie unberührt blieben von diesen Hoffnungen und Erwartungen. Auch wurden bekanntlich diese selbst noch in dem Augenblick der Erfüllung plötzlich getäuscht: die Universität wurde sich der Abweichung von ihrem historischen Princip bewußt, die in der Berufung Herder's lag, des Gefühlstheologen, des Poeten, des

---

[1]) a. a. O. 130. „Findet Herder meine Uebersetzungsart gut, so denk' ich mit Gottes Hülfe den ganzen Pindar wenigstens in zehn Jahren zu übersetzen.“ Herder's Antwort s. p. 135.

[2]) So schreibt Herder an Merck (Wagner'sche Sammlung, I, 42.) über den Göttinger Musenalmanach von 1773: „Recensiren Sie doch den Musenalmanach bald. Es sind doch allerliebste Stücke darin. Von Bürger, der ebenso ein Minneantlitz und Silberstimme hat, als er singt, und der Engel Schmidt bei Gleim: ich glaube, da kann man für solche Sachen recht laut reden: und der Musenaccoucheur Boie verdient doch für seine Mühe auch Dank.“ Doch lieferte nicht Merck selbst, sondern Göthe die hier in Anregung gebrachte Recension für die Frankf. Gel. Anz.: s. S. W. 33, 59. 63. Bei den Göttinger Dichtern standen übrigens diese Frankfurter Anzeigen in großem Ansehn: s. Voß' Br. I, 127.

genialisirenden Subjects; die Rechtgläubigkeit protestirte, der academische Bocksbeutel chikanirte, und Herder verließ Göttingen, ohne das Katheder betreten zu haben, um in Weimar einen entsprechenderen Wirkungskreis zu finden, womit denn sein Verhältniß zu Göttingen gänzlich und für alle Folgezeit aufgelöst ward [1]).

Hatte nun somit die Kritik der neuen Richtung an den Göttinger Dichtern lernbegierige Freunde und Schüler gefunden, so konnte durch nichts der Enthusiasmus übertroffen werden, mit welchem sie die neuesten künstlerischen Productionen dieser Richtung aufnahmen: wir meinen die Schriften von Göthe und von Lenz, die damals, wunderlich genug! in der Meinung des Publikums oftmals mit einander verwechselt wurden, so daß man Göthe auch die Autorschaft des Hofmeister, des neuen Menoza u. s. w. zuschrieb [2]), und die „Gei-

---

[1]) Treffend ist Nicolai's Bemerkung über den eigentlichen Sinn dieses Zerwürfnisses: „Herder will die Orthodoxie in Göttingen gefühlvoll vortragen, und die hochwürdigen Herren der Facultät wollen sie nur in Syllogismen vorgetragen wissen." Br. an Merck, I, 79. Ueber den trivialen Standpunkt der damaligen Göttinger Theologie s. Voß' Br. I, 110. und dann Miller's academ. Briefwechsel, im ersten Theil.

[2]) Voß, I, 169.: „Göthe hat eine Farce wider Wieland drucken lassen, seine Alceste betreffend. Ich habe sie noch nicht gelesen. Aber seinen Hofmeister kenne ich, eine Komödie, ebenso empörerisch gegen das Regulbuch, als Götz von Berlichingen, und ebenso nackte Natur. Klopstock ist sehr damit zufrieden." Und später, p. 252.: „Der Hofmeister soll nicht von Göthe, sondern von einem seiner Freunde, Namens Lenz, sein. Die Aehnlichkeit mit Götz von Berlichingen ist so groß, daß selbst Klopstock getäuscht ward. Das Stück ist vortrefflich." Vgl. p. 176.: „Göthe hat sich vor einem neuen Trauerspiel, Clavigo, genannt. Es war auch nöthig; den Verfasser des Götz verkennt man ganz. Ein neues Lustspiel, der Hofmeister, das nicht von ihm sein

stesehe", zu welcher Lenz sich an Göthe herandrängte [1]), mindestens in den Traditionen des Publikums wirklich vollzogen ward. Freilich hatte Göthe's Auftreten im Götz durch ganz Deutschland mit unermeßlicher Gewalt getroffen und gezündet: denn man muß sich allen Ernstes hüten, die Opposition, welche Göthe und mit ihm überhaupt die geniale Jugend der damaligen Literatur bei Wieland und Nicolai fanden, für so bedeutend zu halten, als man aus den Streitschriften und Farcen, mit denen die Empfindlichkeit der jungen, hitzköpfigen Poeten sich rächte, und sogar noch aus Göthe's eigenen späteren Aeußerungen schließen möchte [2]). Der Enthusiasmus nun aber, mit welchem der Göttinger Bund diese Werke, und na-

soll, wäre seiner würdiger." — Auch der Kritiker des Leipziger Musenalmanachs verwechselt Göthe und Lenz mehrfach.

[1]) Göthe in Wahrheit und Dichtung, III, (S. W. 26.) 252. Unter den von Lenz erhaltenen Schriften ist in diesem Bezug besonders das „Pandaemonium Germanicum" merkwürdig; es beginnt damit, daß Göthe und Lenz auf der Spitze des Parnasses, die sie eben erklommen haben, sich begegnen: „Göthe: Lenz, was Teutscher machst du denn hier? Lenz: Bruder Göthe! (drückt ihn an's Herz.) Göthe: Wo Henker bist Du mir nachgekommen? Lenz: Ich weiß nicht, wo Du gegangen bist (vgl. Wahrh. und Dichtung, a. a. O. 253.), aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht. Göthe: Bleiben wir zusammen!" Siehe Band III, S. 209. fgg. der Tieck'schen Ausgabe von Lenz' Schriften. Vgl. Gervinus, IV, 584.

[2]) Das eigentliche Sachverhältniß in Betreff der Recension des Götz im Merkur, welche den ersten äußerlichen Anstoß zu der heftigen und übermüthigen Polemik von Göthe, Lenz, Wagner u. A. gegen Wieland gegeben, ist kürzlich von Ad. Stahr in dem schon citirten Buche über Merck p. 30. fgg. gründlich erörtert und Wieland dadurch gerechtfertigt worden. Es ist hier nur nicht der Raum, wäre sonst aber sehr leicht, auch von Nicolai nachzuweisen, daß, wenigstens Anfangs, sein Verfahren gegen Göthe weder so spießbürgerlich beschränkt, noch so tölpisch gewesen, wie dieser es aufgefaßt. Vielmehr, wenn man die verschrieenen Recensionen der Allg. Deutschen Bibliothek (über

mentlich den Götz empfing [1]), hatte noch seine ganz besonderen Motive: er galt nicht bloß der poetischen Vortrefflichkeit des Kunstwerkes, sondern auch der literarischen Tendenz; es war nicht bloß eine rein menschliche, eine künstlerische Freude, sondern zugleich ein Parteiinteresse. Sie meinten nämlich in dem Verfasser des Götz einen gleichgesinnten Genossen zu erkennen, sie fühlten sich ihm verwandt und Zweige Eines Stammes, Wellen desselben Stroms, von demselben Inhalt bewegt, wie er. Denn hatte er nicht allen „Reguln" der Kunstrichter und Theoretiker ins Angesicht geschlagen, wie sie es auch wollten, und wie Bürger es in seiner Lenore so eben wirklich that [2])? war Wieland nicht sein Gegner, wie der ihre,

den Götz: XXVII, 2, 361., über Werther: XXVI, 1, 103., über Clavigo: XXVII, 2, 370.) nun wirklich zur Hand nimmt, so erstaunt man über diese willige Anerkennung, dies lebhafte und herzliche Lob, diese bescheidenen, nicht selten sogar sehr richtigen Ausstellungen. Nicolai's ganzes Verbrechen bestand Anfangs nur darin, daß er das Banner der Jugend nicht selbst auch ergriff und nicht den Standpunkt des ruhigen und überlegsamen Urtheils zu Gunsten dieser Stürmer und Dränger aufgab. Die Jugend machte es damals, wie immer: sie wollte anerkannt sein, ohne anzuerkennen; sie war einseitig und hielt Jeden, der nicht mit ihr ging, für ihren Feind. Indem sie nun in dem Streit mit Nicolai ihrerseits alles Maß überschritt, so that Nicolai nun auch von seiner Seite dasselbe und wurde somit, gleichsam gehetzt und wild gemacht von dem Bremsenstachel der Pasquille, der Spottlieder und Carrikaturen, endlich wirklich das Zerrbild von Philisterei und Ungeschmack, als welches er im Andenken der Menge lebt. Vgl. Göthe, a. a. O. 230. fgg. und Nicolai's Brief an Merck, p. 80. 81.

[1]) Voß' Br. I, 144. 145. 156. 157. 169. 176. 186.

[2]) Vgl., was Bürger selbst in dem Briefwechsel über die Lenore an Boie schreibt: „Dieser Götz von Berlichingen hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeistert. Herr, nichts weniger, in ihrer Art, soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist. Hu! wie wird mich der Unverstand darüber anblöken! Aber der kann mir ———! frei! frei! Keinem unterthan als der Natur!" — G. W. 466. Vgl. eben daselbst p. 468.

den Göthe mit Spottgedichten verfolgte, wie sie mit Strafoden und Verfluchungen? war Freiheit nicht auch seine Losung? Und war er im Götz nicht deutsch, wie sie? So hatten sie in der That ein Recht, sich ihm verwandt zu fühlen. Denn was auch unverständige Bewunderer Göthe's an ihm herumgeheimnissen mögen: auch sein Talent ist kein fremdes Samenkorn, das der Wind des Glücks oder die Hand der Götter selbst nur so in unsern Boden hineingeworfen hat; vielmehr ist er auf diesem Boden selbst geworden, gewachsen und genährt, wie eine Pflanze, und trägt die Elemente seiner Zeit als seine eigenen in sich. Man hat sich viele Mühe gegeben, spätere Epochen unsrer Bildung aus Göthe abzuleiten und in seinem universalen Geiste die Spuren künftiger Entwicklungen vorgebildet zu finden, ja man hat unsre ganze jetzige Generation nur als Epigonen des Göthe'schen Genius dargestellt. Wenn nun auch, trotz mancher Fehlgriffe und Uebertreibungen im Einzelnen, das Princip dieser Auslegungen richtig ist; (denn in Wahrheit trägt jeder geschichtlich bedeutende Mann, jede historische That ein Janusgesicht: Jeder ist hier Kind und Vater, Erbe und Erblasser, Resultat und Voraussetzung in Einer Schale) so sollte man es dennoch, oder sogar eben darum, doch nicht so ganz vernachlässigen, auch einmal dasjenige nachzuweisen, womit Göthe in der Zeit vor ihm, in dem Boden um ihn wurzelt und was er als Mitgift von Vorfahren und Zeitgenossen empfangen hat. Dies war es zunächst, womit er seine Zeitgenossen selbst ergriff, indem das, was in unsern Augen die eigenthümliche That seines Genius ist und ihn hauptsächlich erhebt über die Lenz, Klinger, Wagner und die übrige Sippschaft der Sturm- und Drangperiode, in jenen frühesten Werken am Wenigsten sichtbar

wird, nämlich daß er das bloß subjective, formlose und ungebärdige Drängen und Gähren zur bewußten, künstlerischen Thätigkeit des schönen Subjects geläutert und erhoben hat. Von der edlen Unterwerfung aber unter das Gesetz der Schönheit, von Form und Grazie war im Götz noch wenig zu verspüren, und so geschah es, daß die Jugend auch in diesem Stücke, wie Göthe selbst sagt, „ein Panier sah, unter dessen Vorschritt Alles, was in ihr Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich wohl Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen" [1]). Er gedenkt dabei auch ausdrücklich der Göttinger, in deren Dichterkreise „sich zugleich mit so mannigfaltigen poetischen Verdiensten auch noch ein anderer Sinn entwickelte, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist . . . Im Frieden thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein . . . Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade, da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte." [2])

Vermuthlich indessen war Göthe's Apprehension vor

---

[1]) Dichtung und Wahrh. III, (S. W. 26.) 206.
[2]) a. a. O. 138. 139.

dem abstracten Freiheitsdrang der Göttinger und seine Furcht vor dem „unabsehbaren Unglück", das aus ihrem Gerechtigkeitseifer, ihrem sittlichen Rigorismus entstehen konnte, damals noch nicht so groß, wie der Verfasser von Dichtung und Wahrheit es darstellt; wenigstens entzog er sich der entgegenkommenden Annäherung derselben keineswegs. Gotter hatte ihn schon während ihres gemeinsamen Aufenthaltes zu Wetzlar zur Theilnahme am Boie'schen Almanach bewogen [1]); bald boten nun die Stolberge ihm eine lebhafte, ja überschwängliche Freundschaft an und auch Boie lernte ihn auf einer Reise an den Niederrhein persönlich kennen [2]). Die Uebrigen fanden ihre persönliche Vermittlung mit Göthe und dem rheinischen Kreise in Schönborn, der von Frankfurt kommend, wo er mit Göthe befreundet gewesen war und Interesse genommen hatte an Allem, „was diesen Singularen Menschen betrifft" [3]), auf der Durchreise einige Zeit in Göttingen ver-

---

[1]) „Als ich in Wetzlar meine Frankfurter und Darmstädter Umgebung vermißte, war es mir höchst lieb, Gottern gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiederte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, sein Talent geübt und geregelt; er befleißigte sich der französischen Eleganz und freute sich des Theils der englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viel vergnügte Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Vorsätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte." a. a. O. vgl. 148. 158.

[2]) Von Göthe's persönlichem Umgang mit den Stolbergs unten. Ueber Boie's Reise siehe Voß' Briefe, I, 179. Vgl. auch über Göthe's Verhältniß zu den Göttingern Gervinus, IV, 518. 519.

[3]) Worte von Göthe's Mutter in einem Briefe an Schönborn von 1776, der aus Nicolovius' Schrift: Ueber Göthe (p. 438.) im Leben

weilte und ein herzliches, auf gegenseitige Werthschätzung gegründetes Verhältniß mit dem Bunde einging [1]). Auch entstand damals einige Beziehung zu Lavater, herbeigeführt durch die Stolberge, die auf der Schweizer Reise (1775) mit Herz und Kopf (oder auch ohne Kopf!) in das verlockende Netz geriethen, das dieser wunderbare Mann, in welchem „zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff" [2]), um sich ausgespannt hatte, wovon wir noch später sprechen werden [3]).

Klopstock und Wieland.

Wenn nun auch in der eben erzählten Art die Fäden des Bundes sich allmälig weiter spannen, so blieben doch Klopstock

---

Göthe's von Döring p. 520. fgg. wieder abgedruckt ist. Es ist auffallend, daß Göthe dieses Jugendbekannten nirgend gedenkt.

[1]) Schönborn ging damals als Gesandtschaftssecretär nach Algier. Er war mit Klopstock und namentlich auch mit den Stolbergs sehr befreundet. Auch sein Verhältniß zum Bunde scheint sehr herzlich gewesen zu sein: „Schönborn ist ein ganz vortrefflicher Mann, ein großes Genie und Klopstock's Freund... Zu Boie hat er gesagt, der Bund würde in einigen Jahren auf Deutschlands Parnaß Revolution machen. Unsre Grundsätze sind völlig die seinigen." Voß' Br. I, 146. vgl. 156. 171. 178. Er nahm auch am Musenalmanach Antheil: „Der Feldgesang im Almanach (von 1775) ist von Schönborn.. Du vermissest in ihm den christlichen Geist? Was verstehst du darunter? Unsre Religion verbietet uns doch nicht, dem Wütherich, der uns das Blut aussaugt, den Schädel zu spalten, wenn hierdurch ein Volk gerettet wird? Freiheit ist das erste Gut der Schöpfung!" — Voß an Brückner, a. a. O. 176, 186.

[2]) Göthe in den Xenien: Hoffmeister's Suppl. zu Schiller, III, 112.

[3]) Voß an Ernestine, a. a. O. 292.: „Lavater hat mich um meinen Schattenriß für den zweiten Theil der Physiognomik bitten lassen. Er wahrsagt auch aus der Handschrift, und hat mir daraus einen guten Charakter zugeurtheilt. Viel Schwärmerei ist doch bei der ganzen Sache." Vgl. ebend. p. 199.

und Wieland immer die eigentlichen Pole, zwischen denen die Göttinger Dichter sich bewegten: Klopstock der anziehende, der Magnet, dem die Herzen zugeflogen, der Kern gleichsam, um welchen diese Jünglinge wie Krystalle angeschossen waren; Wieland dagegen der abstoßende Pol, der Stein, an welchem sie das Schwert ihrer Begeisterung, ihres Fanatismus, ihres Hasses scharf erhielten. Und wie sie sich groß und geehrt fühlten als Freunde Klopstock's, so däuchten sie sich nicht minder groß als Feinde Wieland's. Denn Wieland war in ihren Augen ein Götzenbild, welches umzustürzen sie als ein großes und verdienstliches Werk betrachteten, und da nun sie selbst mit diesem Werk umgingen, so war nichts natürlicher, als daß sie eben darum sich selbst sehr verdienstliche Leute zu sein schienen. Namen und Ehre also, die Klopstock's Freundschaft ihnen mittheilte, wollten sie an Wieland sich gewaltsam, durch seinen Sturz, erkämpfen. Da nun hienach Wieland sowohl, als Klopstock, die Richtung und den Inhalt des Göttinger Bundes, wie wir bereits vielfach im Einzelnen gesehen haben, aufs Entschiedenste bestimmen; so wird es jetzt am Orte sein, die früher verschobene Betrachtung beider Dichter, wie sie sich geschichtlich entwickelt, welche Stufen unserer Bildung, welche Gegensätze ihrer Zeit sie zur Darstellung gebracht haben, hier in Kürze einzuschalten.

Wir haben in der Einleitung gesehen, wie, dem unlebendigen Dogma, der conventionellen Aeußerlichkeit gegenüber, die Innerlichkeit des Subjects, das lebendige Pathos des Gemüthes allmälig zu seinem Bewußtsein und seinem Recht gelangte. Dieser Uebergang, wie wir sahen, vermittelte sich zunächst in dem religiösen Gebiet, als der eigentlichen Welt und Sphäre des Gemüthes. Den Pietisten, diesem

ersten sprossenden Auge des neuen Geisterfrühlings, entsprachen in der Literatur Poeten, wie Brockes und Drollinger, welche „des Dichters Zeughaus im Herzen" fanden und auch über die Grenzen des bloßen religiösen Bedürfnisses hinaus bereits eine allgemeine Erhebung und Belebung des Gemüthes, die Sentimentalität und Schwärmerei der späteren Jahre, in leisem Anfang vorbereiteten. Diese Anregungen nun setzten sich in Klopstock in der Art fort, daß er dieselben theils (die ausschließlich religiöse Erhebung) abschloß und vollendete, theils (die gemüthliche Erhebung überhaupt, die Sentimentalität), nach Umfang und Inhalt erweitert und vertieft, der nachfolgenden Literatur als fruchtbares Erbtheil hinterließ [1]. So hat auch er eine

[1]) Wie ungetrennt diese beiden Elemente, religiöses Interesse und Sentimentalität, Anfangs nebeneinander lagen, ja wie sie eigentlich ein und dasselbe waren, zeigt sich in der ganzen Aufnahme der Messiade, namentlich auch in der gemüthlichen Theilnahme an der poetischen Person des Abbadonna. So in dem schon früher citirten Hirzel'schen Briefe über die Lustfahrt auf dem Zürcher See, 1750 (Clodius' Auswahl aus Klopstock's Nachlaß, I, 120.): „Kaum waren wir eingeschifft, so wurde Klopstock noch um eine Vorlesung gebeten. Er gab uns ein Fragment, Abbadonna, den redlichsten Teufel, den je die Hölle sah. Voll zärtlichsten Mitleidens baten unsre Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Reuevollen doch in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Klopstock erzählte, daß schon eine ähnliche Gesellschaft, in Magdeburg, für die Beseligung dieses Teufels einen förmlichen Synodalbeschluß gefällt habe; doch hätte er sich damals durch keine Unterschrift seine poetische Freiheit rauben wollen, und würde es auch heute nicht thun... Es wurde über den bemitleideten Abbadonna Manches gesprochen, ich wollte schon in seiner Schwermuth einen Grad von Seligkeit finden." — Andere wieder waren orthodox genug, in dieser Vermengung der Interessen etwas Anstößiges zu sehen: „In Langensalza besuchte Klopstock ein Prediger und bat ihn fast mit Thränen, er möchte doch, um Gottes und der Religion willen, den Abbadonna **nicht** selig werden lassen. Klopstock beruhigte ihn und sagte, er wolle das schon so einrichten, daß die Religion nicht darunter litte." Siehe Döring im Leben Klop-

zwiefache Stellung. Als Nachfolger der Brockes und Drollinger bildet er den Schlußstein der religiösen Dichtung: denn im Messias wird das religiöse Element mit dem poetischen, mit den Gesetzen der Schönheit und der Kunst versöhnt; das Gedicht will nicht bloß als religiöses wirken; es strebt zugleich nach ästhetischem Effect, die Kunst ist nicht mehr der Religion unterthänig, sondern umgekehrt, diese selbst ist Stoff und Inhalt der Kunst geworden. Diese mithin ist factisch das höhere, das herrschende Princip und so auch hierin der Uebergang vom religiösen, vom bloß sittlichen zum schönen Subjecte vorgezeichnet. Nehmen wir also, wie wir es eben thun, unsern Standpunkt bei den Brockes und Drollinger und betrachten Klopstock von hier aus, so sehen wir in ihm Schluß und Ende einer alten Entwicklung: der Messias ist das letzte religiöse Gedicht, das die Herzen des deutschen Volkes getroffen hat; nach ihm (und mit welch einer ungeheuren Fluth geistlicher Dichtungen wurde die Literatur noch nach dem Messias, ja gerade in Folge desselben von unsern fleißigen Poeten überschüttet! [1]) fand diese Saite keinen Wiederhall mehr, sie verklingt, und schon die letzten Töne des Messias selbst gehen spurlos, beinahe ungehört, vorüber. Dagegen, wenn wir unsern Standpunkt bei der jugendlichen Generation der siebziger Jahre, bei den Stürmern und Drängern nehmen, so erblicken wir in Klopstock den Anfang und eigentlichen Quell dieser

stock's, p. 81. aus Cramer's Er und über Ihn, II, 386. und Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elise (gleichfalls von Cramer, dem Göttinger), p. 109. Auch im Siegwart kehrt diese Frage wieder. Vgl. Gervinus, IV, 147. 150.

[1]) Gervinus, IV, 153. fgg. Man denke z. B. noch an die Lavater'sche Evangelienharmonie — welche Geduld reichte aus, dieses endlose Product zu lesen?

neuen Entwicklung[1]). Das Gemüth nämlich, nachdem es im Messias, und überhaupt der geistlichen Dichtung Klopstock's, diese religiösen Themen erledigt und gleichsam abgeschlossen hat mit Gott, gewinnt fortan Raum und Kraft, sich auch mit anderem, mit weltlichem, mit historischem Inhalte zu sättigen und an anderen Stoffen seine sieghafte Stärke zu erproben. Der Poet tritt also jetzt aus der Innerlichkeit religiöser Vertiefung wieder heraus; das bloße Selbstempfinden des Gemüthes in religiösem Aufschwung, in Hymnus und Gebet hört auf: Freundschaft, Liebe, Vaterland werden die Themen der neuen Poesie. Nicht bloß was den Dichter an den Himmel knüpft, auch was ihn an die Erde bindet, nicht bloß wie er betet und Buße thut, auch wie er handelt und genießt, wie er lebt, liebt und leidet, gilt fortan als würdiger Gegenstand der Dichtung. Und wenn zuerst nur die Welt des Unsichtbaren, die geheiligten Chöre der Engel, die unaussprechbaren Mysterien der Religion, so wird nun auch die sichtbare, die historische Welt, Freunde und Mädchen, Gesellschaft und Sitte, Vaterland und Geschichte vom lebendigen Herzschlag des Poeten für die Dichtung gleichsam angeworben und dem Gesetz der Schönheit unterworfen.

Allein dieser Uebergang würde nicht sogleich vollendet, dieses Ziel nicht sogleich völlig erreicht, wie wir ja seine äußerste Spitze, die Aufnahme der Geschichte und des Staates in die Poesie, noch jetzt nicht einmal erreicht haben, sondern in Schiller erst den Vorboten und Propheten dieser Entwicklung besitzen; wir werden aber und können sie auch nicht ehe erreichen, als bis Staat und Subject sich praktisch ausgesöhnt

[1]) Gervinus, a. a. O. 149.

und vermittelt haben: erst die politische Freiheit wird uns wieder Poeten schaffen. — Vielmehr bleibt in Klopstock auch dies Ergreifen der Weltlichkeit, die Erweiterung des Gemüthslebens über das Gebiet des Religiösen hinaus zunächst abstract und nur innerlich; sein Talent versagt ihm, wo er diesen erweiterten Inhalt nun auch außer sich setzen will. Er kommt nicht über die Lyrik hinaus, er vermag nicht zu gestalten und zu formen, was sich am Deutlichsten in den gänzlich verunglückten Dramen und ihren unwahren, unlebendigen Charakteren zeigt. Ja selbst in der Lyrik fehlt ihm für den weltlichen Stoff die weltliche Auffassung, die richtige und wahre Farbe; das Sinnlichste selbst, die Liebe, kleidet sich bei ihm in das Gewand der Religion und bleibt abstract. Ist nun also der bloß religiöse Standpunkt der Poesie durch Klopstock und in ihm selbst allerdings schon überwunden und der bis dahin nur religiöse Enthusiasmus zum Enthusiasmus, zum lebendigen Gemüth überhaupt erweitert, so gelingt es ihm doch nicht, diesen Inhalt auch künstlerisch darzustellen und nun ebenso ihn mit der Kunst auszusöhnen, wie er es mit dem religiösen Inhalt gethan hatte. Er überliefert daher der nachfolgenden Generation nur die subjective Lebendigkeit, das Genie, das Original, das formlose, gährende Gemüth: und zwar dies Alles anerkannt freilich und ausgesprochen als die Grundlage und Wurzel aller Poesie, aber noch nicht fähig, diese seine Natur und Aufgabe durch künstlerische That zu bewähren und auszuführen. So schließen sich an Klopstock die Stürmer und Dränger, deren Wüstheit eben darin liegt, daß sie die Form noch nicht finden können, in welcher das lebendige Wogen und Treiben des Subjects sich erfasse und verkläre [1]),

[1]) Es ist merkwürdig, wie einzelne von den Stürmern und Drängern

bis endlich Göthe, der Sohn des Genius nicht minder als der Schönheit, kommt, den Gürtel der Grazie zu lösen. Und wie die Stürmer und Dränger daher in's Formlose und Abentheuerliche verfallen, so ist dies bereits Klopstock selbst begegnet. Wir haben schon mehrfach angeführt, wie nach dem religiösen das historische, das vaterländisch deutsche Element sich entwickelte. Klopstock selbst theilte diesen Fortschritt, ja er gehört mit unter diejenigen, welche ihn angeregt haben. Aber so wenig wie er im Stande war, der Weltlichkeit überhaupt ihr Recht zu thun und von der Welt weltlich, von der Sinnlichkeit sinnlich, von der Liebe verliebt zu dichten [1]), sondern dies Alles, ungeformt und ungestaltet, in die unwahre Sphäre der farblosen und bloß abstracten Begeisterung versetzte; so verkannte er auch die Geschichte und das nationale Leben da, wo

selbst eine Art von Bewußtsein über dies Verhältniß haben. So schreibt Klinger in der Vorrede zum ersten Band seines „Theater," Ausgabe von 1786: „Die Klagen sind unendlich, die man über die wilden Producte führt, die zu Zeiten in der deutschen Welt, und besonders fürs Theater erscheinen... So viel ist gewiß, daß wir Deutsche durch diese Verzerrung gehen müssen, bis wir sagen mögen, so und nicht anders behagt's dem deutschen Sinn. Nichts reift ohne Gährung... Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form zu suchen, die uns behage!"

1) Der seraphische Schwung, die inhaltlose Schwärmerei der Klopstock'schen und ähnlicher Liebesoden ist sprichwörtlich geworden. Sehr charakteristisch ist es auch, daß ihn zu seinen ersten Liebesgedichten nicht etwa eine wirkliche erste Liebe anregt, sondern — der Gedanke an die künftige Geliebte! So schon im Wingolf, Str. 42. der ursprünglichen Bearbeitung: Götzinger, Deutsche Dichter, II, 55. mit der Note p. 54. Die Elegie: „Die künftige Geliebte" (vom Jahre 1748: S. W. I, 21.) ist bekannt; es wurde dies sodann ein Lieblingsthema der jüngeren sentimentalen Dichter, namentlich auch der Göttinger, wie Hölty, Miller, Voß. (Vgl. Cramer, Er und über Ihn, I, 272.)

es wirklich war: nicht Friedrich den Großen besingt er [1]), sondern Hermann den Cherusker, er ist nicht deutsch, sondern altdeutsch. Ganz ähnlich ergeht es ihm mit der französischen Revolution: so lange dieselbe gleichsam abstract ist und nur in schönen Redensarten von Freiheit und Gleichheit und Menschenrechten besteht, so lange begeistert Klopstock sich an ihr und feiert sie in lauttönenden Oden. Wie sie aber aus diesen angenehmen Phrasen heraustritt, wie sie wirklich wird und mit ehernem Fußtritt in göttlich nothwendigem Gang zerschmettert, was ihr im Wege steht, da mangelt Klopstock die Gabe des historischen Verständnisses ebenso, wie sie ihm in der Auffassung Friedrichs des Großen gemangelt hatte, und erschrocken gleichsam über das Ungeheure, das sich vor seinen Augen verwirklicht und das er nicht zu deuten weiß, widerruft er voll Scham und Angst seine frühere Beistimmung und flucht nun, wo er erst gesegnet [2]). Und gerade so abstract, wie die Stellung seiner Poesie zu Sinnlichkeit und Liebe, zu Welt und Geschichte, so abstract wird auch seine persönliche Stellung zur Literatur, zur Wissenschaft und zur Gesellschaft. Er zieht sich vornehm zurück, er schließt sich ab, umgiebt sich mit Weibern und Vorlesereien, studirt nicht deutsche Geschichte, sondern deutsche Grammatik und hüllt obenein die Ergebnisse

---

[1]) a. a. O. II, 31. 64. I, 109.

[2]) a. a. O. II, 101. 111. 114. 121. 123. aber dann 131. 140. 172. VII, 5. u. s. f. Durch diese Abwendung vom Leben und der historischen Bewegung erinnert er lebhaft an Brockes: wie dieser, haßt auch Klopstock allen Krieg, alle Eroberung: Eroberer, sagt er, sind nicht Menschen, sondern Thiere; es bleibt sich ganz gleich, ob es ein Cäsar, ein Alexander oder ein Dschingischan ist, Mensch ist er mit nichten, ist Thier:

„Sei er kein Wolf denn, sondern ein Löwe; sei er ein Adler
Und kein Geier: er ist doch nur ein anderes Thier."

(S. W. VII, 337.)

dieser Studien in eine Form, welche dieselben durchaus ungenießbar und unfruchtbar macht, daß es ist, als wären sie nie geschrieben [1]). So geht er endlich zu Grabe, einsam und zerfallen mit seiner Zeit, sie nicht verstehend und nicht mehr verstanden von ihr, weder unsere neue Kunst kennend, noch anerkannt von ihr, es sei denn mit dem wiederum abstracten Ruhm, einmal ein großer Dichter gewesen zu sein; zu lesen brauche man ihn nicht mehr [2]). Es hat etwas Erschütterndes und selbst Beängstigendes, dieses Ende, welches Klopstock mit unseren meisten großen Männern theilt; ja, wenn wir sehen, wie sie fast alle, selbst einen so reichen Geist, wie Göthe, nicht ausgenommen, so lebendig sie selbst ihre Zeit bewegt, so voll-

---

[1]) vgl. A. W. Schlegel in den Kritischen Schriften, I, 179. fgg. Schon 1764 war er in der Abstraction so weit gekommen, daß er z. B. den Spondeus in einer Ode besang: S. W. I, 182. vgl. 229. II, 59. 89. 183.

[2]) Sehr treffend hat Gervinus (IV, 153.) diesen isolirten Standpunkt dargestellt: „Anfangs ein Volksmann, dann ein Hofdichter, ward Klopstock zuletzt der Mittelpunkt eines aristokratischen Kreises. In seiner nächsten Nähe sehen wir die Bernstorf und Schimmelmann, die Schönborn und Moltke, die Stolberg und Holck und wie sie alle heißen mögen. Der ganze Kreis um Klopstock und seine fromme Dichtung her macht einen ähnlichen oligarchischen Eindruck, wie wir es oben von den Pietisten in Halle sagten. Der Dichter der Würde fing je länger je mehr an von dem Publikum wie vom Pöbel zu reden, oder jenen ehrwürdigen Namen nur den Kennern zu geben. Eben der Mann, der so bewunderungsvoll von der volksthümlichen, unhöfischen Pflege unserer Dichtung sprach, bemühte sich später so eifrig um die Wiener Academie und dachte wohl, darin Dictator zu werden. In eben diesem dictatorischen Sinne suchte er einmal unter einander zusammenhängende Lesezirkel in allen Hauptstädten zu gründen... Mit diesen Gesinnungen hängt die ganze Tendenz und der ganze Ton seiner späteren Werke eng zusammen, die ihn der Nation immer mehr entfremdeten, und nichts war daher übler angebracht, als wenn man uns zumuthete, im Messias unsre deutsche Nationalepopöe, in ihrem Verfasser unsern ächten Volksdichter zu erkennen." Vgl. Göthe in Wahrh. und Dichtung, II, (S. W. 25.) 292. 293.

ständig sie einst die Träger derselben abgegeben haben, endlich doch zurückbleiben hinter ihr, ihren lebendigen Puls nicht mehr fühlen und verstehen und wie sie sterben, während sie noch leben, — und wenn wir dagegen den köstlichen Eindruck erwägen, den uns diejenigen hinterlassen, denen, wie Lessing und Schiller, die Ehre und die Last eines greisen Hauptes nicht zu Theil geworden, — wahrlich, so können wir bedenklich werden, ob jenes Zurückbleiben hinter seiner Zeit nicht endlich ein allgemeines Loos des alternden Menschen ist, und ob daher nicht wahr ist, was der Grieche sagt, nämlich daß früh stirbt, wen die Götter lieben.

Der Klopstock'schen Dichtung also, auch da, wo sie einen weltlichen und sinnlichen Inhalt hatte, fehlte die weltliche Farbe, das heitere und ergötzende Spiel der Sinne, die Fähigkeit, Gestalten zu bilden und zu beleben. Klopstock bezog Alles auf das Uebersinnliche und Abstracte; er malte nur mit trockenem Pinsel und in die weite blaue Luft. Diese Einseitigkeit bedurfte einer Ergänzung, dieser Irrthum einer Berichtigung und überhaupt die deutsche Poesie einer Schule, in der sie noch eine andere, als nur die seraphisch bardische Sprache lernte. Dies Alles hat ihr Wieland gewährt, in welchem der deutsche Genius gleichsam corrigirte, was er in Klopstock's Schöpfung übersehen hatte, und der für die Entwicklung dieser Zeit ungefähr dasselbe ist, was, nach unserer obigen Andeutung, die zweite schlesische Schule für ihre Zeit gewesen. Keineswegs aber ist Wieland, der Repräsentant also der Sinnlichkeit, der belebenden und formirenden Phantasie, mit diesem seinen Talent über Nacht fertig emporgeschossen, wie ein Pilz, noch auch hat er zu Klopstock's geistlicher Richtung die alleinige Beziehung, ihr Gegensatz zu sein; sondern

er ist sogar auf Klopstock'schem Boden aufgewachsen [1]), er geht von Klopstock aus, ja er ist im Anfange seiner Laufbahn einer der hauptsächlichsten Schüler und Nacheiferer desselben. Wir haben schon oben erwähnt, wie er in der Schweiz Klopstock bei Bodmer ablöste; seine Prüfung Abrahams, seine Psalmen, der Antilucrez, der Antiovid und die Briefe der Verstorbenen u. s. w. sind zahlreiche Producte dieser religiösen Richtung, die er, wie es Nachahmern leichtlich geht, noch viel weiter trieb, als der Meister selbst und mit einem Fanatismus, der sich später wunderbar an ihm gerächt hat, in der Praxis des Lebens zu verfolgen strebte [2]). Wenn nun er, den das Publikum sich gewöhnt hatte, nur mit der Assaphsleier in der Hand, dicht in den Spuren Klopstock's zu erblicken,

---

[1]) Sogar der Pietismus wirkt auf seine Jugend ein, theils in seinem Vater, der ein eifriger Hallischer Theologe nach dem Zuschnitt der Franke und Spener war, theils in seinem eigenen Aufenthalte auf der stark pietistischen Schule zu Klosterbergen: Gruber, a. a. O. I, 6. fgg. 19. fgg.

[2]) Wir meinen die förmliche Denunciation, die er sich in der Widmung der ersten Ausgabe der „Empfindungen eines Christen" (1755) an den Ober-Consistorialrath Sack in Berlin, gegen Uz, Rost und einige Andere erlaubte. Er nennt sie „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen versprochen, alles, was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig auszutilgen." Er fordert Sack daher, wie einen Großinquisitor, auf, „die Unordnungen und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten" u. s. w. Und doch würde man gewaltig irren, wenn man glauben wollte, daß es nur wirklicher sittlicher Rigorismus gewesen, was Wieland zu dieser Angeberei bewogen; sondern, wie Gruber darthut (a. a. O. 203. 204.), war dieser Angriff von Bodmer veranstaltet und hatte seinen Ursprung in einer literarischen Streitsache. Das ist überhaupt das Bedenkliche, daß immer bei Allem, was Wieland thut, noch ein Anderer und etwas Anderes dahinter steckt.

der den Ovid und Lucrez widerlegt, der den redlichen Uz vor ein Ketzergericht berufen hatte — wenn er mit einem Male (1762 in den komischen Erzählungen) vollkommen ein anderer, fremder Mensch, aus dem Prediger ein Faun, aus dem zart sehnsüchtigen Seelchen des Plato das Thier des Epikur geworden zu sein schien; so war es wohl natürlich, daß die Meisten seine frühere Christlichkeit für Maske und Verstellung hielten, und ihn, selbst wo sie seine Späße sich gefallen ließen, doch wie einen Ueberläufer nur mit sittlicher Geringschätzung betrachteten. Diesen Vorwurf der Abtrünnigkeit ihm zu machen, war freilich leicht; es ist auch leicht und ein rasch abgemachtes Ding, diesen Umschwung, wie noch jetzt geschieht, nur aus den Gesetzen des Gegensatzes zu erklären: eine überspannte Saite, sagt man, springt endlich, hinter dem Kreuze steckt der Teufel, und da in der Regel aus Freudenmädchen Betschwestern werden, warum sollte nicht auch einmal umgekehrt eine Betschwester zum Freudenmädchen geworden sein? Allein wir müssen bekennen, daß diese Auslegung uns nicht völlig genügt, wiewohl sie im Grunde die ist, die Wieland dem Beurtheiler selbst an die Hand gegeben hat. Denn ein solcher Uebergang ist nach unserer Meinung nicht denkbar, rasch und unbekümmert, wie man eine Hand umwendet, vielmehr ist er immer eine Katastrophe, die nothwendig auch bei dem leichtfertigsten Naturell von einer gewaltigen Krisis, einem andauernden Kampfe muß begleitet werden. Nun aber wird man sowohl in Wieland's Leben eine Zeit, eine Thatsache, als in seinen Schriften ein Werk vergeblich suchen, die Zeugniß ablegten für das Ringen und die Qual einer solchen Krisis [1].

---

[1] Werke, wie z. B. der Agathon, und die vielen anderen Schriften,

Wir glauben daher, den Schlüssel zu diesem Verhältniß anderwärts zu finden, nämlich so, daß der Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland ursprünglich gar nicht darin beruht, daß der Eine geistlich, der Andere weltlich, der Eine übersinnlich, der Andere sinnlich ist u. s. w. (denn Keiner von Beiden paßt ganz und mit all seinen Leistungen unter Eine von diesen beiden Kategorien); sondern dies halten wir für den ursprünglichen Gegensatz, daß in Klopstock lebendiges Gemüth ist, in Wieland aber das Gemüth gar keinen Theil hat an der Dichtung, Klopstock mit dem Herzen schreibt, Wieland mit dem Kopf, der Phantasie, der glänzenden Belesenheit, — mit Einem Worte: daß Klopstock gemüthliches Pathos hat, Wieland aber durchaus keines [1]). Den Beweis nun für dies

in denen er (denn dies wurde nun das hauptsächliche, ja das ausschließliche Thema seiner Darstellungen) den Uebergang vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen, die Richtigkeit der Schwärmerei, den Wankelmuth menschlicher Tugend, das Lächerliche sittlicher „Don Quixoterie" u. s. w. darstellt, können nicht als Producte einer solchen Krisis gelten. Denn in ihnen allen ist die neue, frivole Weltansicht bereits fertig und liefert gleichsam das feste Land, von welchem aus der Poet mit ironischem Lächeln in die schwellenden Wogen seiner früheren idealistischen Zeit hinüberblickt. In ihnen ist der Uebergang also schon vollendet, der neue Mensch fertig. Ein Poet aber, wo er wirklich in jene entsetzliche Krisis geräth, wird sich getrieben fühlen, der inneren Qual derselben sich in Stücken zu entledigen, die dann wohl von etwas titanenhafterer Natur ausfallen werden, als diese glattwangigen, wohl dressirten Wieland'schen Producte.

[1]) Wieland hat überhaupt kein Pathos, auch kein sinnliches; dagegen namentlich sucht er selbst in seinen zahlreichen Schutzschriften sich wie gegen eine entehrende Anklage zu vertheidigen. Daher auch sein feindseliges Benehmen gegen Heinse, der wirklich erfüllt war von der Sinnlichkeit, wirklich athmete und lebte in ihr, während Wieland sich das nur so vormalte mit der Phantasie: vgl. Körte's Briefe deutscher Gel. I, 136. fgg. und Gruber, a. a. O. II, 563. III, 118. Wie wenig er aber Antheil nahm an dem, womit er sich beschäftigte und was er producirte, ja wie er einen wahren Abscheu hatte gegen jede Hingabe an ein Princip, gegen jede sitt-

Letztere im Einzelnen aus Wieland's Werken selbst zu liefern, ist hier wohl in der That unnöthig, da gewiß Jedem, der nur irgend eine Wieland'sche Dichtung gelesen hat, sich diese Bemerkung von selbst wird aufgedrängt haben. Immer begleitet Wieland seinen Helden nur, er erzählt von ihm, er schildert ihn, kritisirt ihn, reflectirt über ihn, erläutert ihn durch Citate und Parallelstellen, niemals aber identificirt er sich mit ihm, theilt nie mit ihm sein Herz; er sieht seinen Abentheuern, seiner Liebe, seinen Leiden zu, niemals aber leidet und liebt er selbst mit ihm, er entfernt niemals das Bewußtsein aus uns, daß dies Alles nur erzählt ist, vielmehr weckt er dasselbe und erhält es wach durch geflissentliche Selbstironisirung des ganzen poetischen Actes. Ja wenn Jemand noch einen Beweis dafür verlangte, daß Wieland ohne gemüthliches Pathos ist, — kann es einen schlagenderen geben, als diesen, daß ein Dichter von

---

liche Betheiligung an dem, was er trieb, zeigt folgende Stelle aus dem Briefwechsel an Merck (I, 118.), die man von Wieland, dessen zweites Wort die Griechen und immer wieder die Griechen waren, gewiß nicht erwartet hat. Er spricht von der Lavater'schen Physiognomik: „Hauptsächlich chikanire ich unsern lieben Enthusiasten über seine Griechen, welche schönere Menschen und bessere Menschen als das itzige Menschengeschlecht sind. So etwas bringt mich gleich auf, zumal wenn es von einem solchen Manne .. und mit einem so verwünschten Tone von Ueberzeugung und Gewißheit vorgebracht wird." In jenem Glauben aber an die sittliche Vortrefflichkeit der Griechen wurzelte die ganze sehnsüchtige Rückkehr des modernen Geistes zur Antike, in ihr wurzelten Winckelmann, Heyne, Göthe selbst, der daher auch nicht verfehlt hatte, in „Götter, Helden und Wieland" dem Dichter der Alceste den erlogenen griechischen Mantel von den Schultern zu reißen. (Ueber Wieland's Verhältniß zu den Alten, hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Uebersetzer, hat schon früher der Verf. selbst einige Andeutungen versucht: s. in dem Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungsliteratur," in den Hall. Jahrb. 1840, p. 489.)

dieser ungeheuren Fruchtbarkeit, der Epen, Dramen, Romane, kurz Alles geschrieben hat, was sich nur schreiben läßt, dennoch nicht ein einziges lyrisches Gedicht aufzuweisen hat? daß die Lyrik, diese eigentliche Sphäre und Sprache des Gemüthes, ihm ganz und völlig fehlt? daß er nicht einmal für die Grundbedingung der Lyrik, für das Musikalische der Poesie, irgend einige Empfindung gehabt hat? [1])

So hat Wieland also eine ausschließlich formale Bedeutung; er ist ohne Vertiefung, eine glatte und ebene Tafel, auf welcher die deutsche Poesie die Farben behaglich mischen konnte, die sie später gebrauchen wollte. Ein wirklicher Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Dichtung, von Klopstock zu Crebillon, von Plato zu Epikur, hat bei ihm also gar nicht Statt gefunden. Er ist niemals das Eine, niemals das Andere gewesen; überhaupt (ein unerhörtes und alleinstehendes Beispiel, seitdem mit Vernichtung der conventionellen Poesie, in Klopstock das poetische Subject zum Durchbruch gekommen und die Einheit des Empfindens und des Dichtens gleichsam das Staatsgrundgesetz des deutschen Parnasses geworden war!) ist er gar nicht im *Leben*, was er in seinen *Gedichten scheint*. Herz und Dichtung fallen bei ihm wieder auseinander: er ist keusch im Leben, ein wackrer Ehemann, ein tüchtiger Vater; wollüstig aber in der Dichtkunst, frivol, sowie er zu einem Reim ansetzt, und Libertin nur mit dem

[1]) Nicht im Reim, sondern im Rhythmus liegt die Musik der Poesie; Wieland aber ist ohne alles Ohr für das Rhythmische: darum theilt er auch die allgemeine Neigung der Zeit für antike Metra nicht, seine Hexameter sind ohne alle Musik, ebenso sein reimloser Jambus, er kennt keinen Strophenbau und versteht selbst das rhythmische Gesetz der italiänischen Ottave nicht. So ist er auch hierin der Gegensatz zu Klopstock, dessen eigentliches Element eben das Musikalische der Poesie: Gervinus, IV, 127.132.181.473.

Munde. Dies ist auch der eigentliche Punkt, gegen den die Polemik der Göttinger, der Stürmer und Dränger, wie späterhin der Romantiker gerichtet und gegen den sie von ihrem Orte aus berechtigt ist: was die Angreifenden selbst vorschoben, Franzosenthum, Unsittlichkeit u. s. w., sind Außendinge, der eigentliche Gegensatz ist der zwischen einer Poesie mit Pathos, mit lebendigem Subject, und einer bloß formalen Poesie, welche das Subject selbst nicht fühlt, von der das Herz des Poeten selber nicht weiß und nicht bewegt wird [1]). Aber ein solcher Dichter ohne Inhalt war der deutschen Poesie nöthig: denn je weniger er selbst einen eignen Inhalt hatte, desto geeigneter war er, daß auf ihm, wie auf einem Rechenbrette, die Gegensätze der Zeit gegeneinander berichtigt wurden und jede Ueberschwänglichkeit in ein nüchternes Gleis zurückgelenkt. Vor Allem aber, je weniger der Inhalt ihm zu schaffen machte, je ausschließlicher und mit je mehr Glück konnte er sich auf die Ausbildung der Form und den sinnlichen Schmuck wenden, für die er nun in der That Unschätzbares und Unvergängliches geleistet hat: wie eine Biene den Honig aus tausend bunten Blumen sucht, so fliegt emsig er umher in der alten und in der neuen Literatur, entlehnt überall sinnliche Schilderungen, üppige Gemälde, den ganzen farbenreichen Appa-

---

[1]) Dem Leser wird nicht entgehen, daß in diesem letzteren Punkte die Romantik der Schlegel u. s. w. eigentlich mit Wieland in Uebereinstimmung und Verwandtschaft ist. Denn wie Wieland in seiner Poesie ohne persönliches Pathos ist, so verlangten ja auch die Romantiker und priesen es als die Poesie der Poesie, immer beim Dichten selbst noch außerhalb der Dichtung zu bleiben und das ganze Geschäft der poetischen Production zu treiben, wie die Mucker die geschlechtliche Production, — ironisirend. Daß dennoch gerade diese Romantiker die heftigsten Gegner Wieland's waren, darf Niemand befremden: das ist immer die Geschichte von dem Hunde, der sein eigenes Bild anbellt, oder auch von dem Basilisken, den sein eigener Anblick tödtet.

rat der Poesie; seine Sprache ist bewundernswürdig leicht und anmuthig, seine Phantasie fruchtbar und beweglich, seine ganze Poesie bunt und blendend, wie eine prächtige Tapete und von derselben Wahrheit [1]).

Klopstock's Projecte mit dem Bund.

Indem nun also Wieland auf diese Art ergänzte und dem Publikum zu leichtem Genuß darbot, was es bei Klopstock entbehrte und vermißte: die glatte und gefällige Form, den Reiz der Sinnlichkeit, faßbare menschliche Ereignisse, eine Welt voll Abentheuer, voll Handlung und Bewegung; so konnte es nicht ausbleiben, daß ein großer, ja gerade der ansehnlichere und vornehmere Theil des Publikums auf seine Seite trat. Klopstock's eigene, abstracte Haltung aber und seine vornehme capricirte Verachtung des Publikums, ebenso wie die excentrische Polemik, die formlosen Productionen seiner Freunde und Anhänger konnten nur dazu dienen, diese Wieland'sche Parthei noch zu vergrößern, so daß um die Mitte der siebziger Jahre Klopstock's Stellung und Wirksamkeit schon wesentlich erschüttert war und das Bedürfniß, sie auf's Neue zu befestigen und auszubreiten, trotz seiner Ge-

[1]) Hätte Wieland einen eigenen und selbständigen Inhalt gehabt, so hätte er sich unmöglich sein ganzes Leben hindurch an andere, die verschiedensten Charaktere anschmiegen können und sich der Reihe nach bestimmen lassen von Klopstock und Bodmer, von Stadion und la Roche, von Klotz und Riedel, von Göthe und Merck, u. s. w. Die bloße Wohlgesinntheit und das sogenannte Humane reichen da noch nicht aus. Auch seine Principlosigkeit in Aesthetik und Kritik und seine Achselträgerei in der Journalistik erklären sich von hier aus. — Uebrigens vgl. man Gervinus über Klopstock, a. a. O. 113. fgg. und über Wieland, 270—318. Auch Göthe's treffliche Denkrede übersehe man ja nicht: S. W. 32, 233.

ringschätzung der öffentlichen Stimme, sich dennoch ihm selbst aufdrängen mußte. Namentlich war diese Stellung erschüttert und die Begeisterung, die er bis dahin bei der Jugend, die Achtung, die er bei den Aelteren, die ehrfurchtsvolle Duldung, die er bei den Andersdenkenden genossen hatte, beeinträchtigt worden durch ein Werk, welches von beiden Theilen mit ganz anderen Hoffnungen unternommen und unterstützt worden und nun endlich in seinem Erfolge sehr zurück geblieben war gegen die beiderseitigen Erwartungen. Dies war die Gelehrtenrepublik, welche 1774 erschien. Klopstock's Absicht war es gewiß gewesen, sich mit diesem Buche dem Publikum wiederum zu nähern; denn Gedanken über die Literatur selbst, ihr Verhältniß zum Dichter und zum Publikum und die wechselseitigen Beziehungen dieser beiden bilden den Inhalt desselben. Nun hatte auch das Publikum an seinem Theil den besten Willen gezeigt, das Buch freundlich und mit Begeisterung zu empfangen. Es war auf Subscription erschienen, zu einem ungewöhnlich hohen Preise, „weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun Jedermann hinzu, selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war auf's Höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich [1])." Allein als das Buch nun wirklich erschienen war, so sah man denn wohl, daß Klopstock auch in diesen Dingen

[1]) Göthe in Wahrh. und Dichtung, III, (S. W. 26.) 115.

und auch da, wo er an die lebendigsten, die literarischen, Interessen der damaligen Gegenwart selbst anknüpfen wollte, dennoch nicht im Stande war, aus der gewohnten Abstraction herauszutreten. So hatte er auch in diesem Buch seine praktischen oder doch wenigstens praktisch gemeinten Ansichten und Gedanken in ein wunderlich abstractes, deutschthümelndes Gewand vermummt. Die Literatur wird dargestellt als ein Druidenstaat, mit Meistern und Gesellen, Oberzünften und Unterzünften, mit Landtagsverhandlungen, Gesetzen, Strafen u. s. w. Blieb nun wegen dieser wunderlichen Fassung das ganze Buch dem größeren Publikum, das ihm so bereitwillig, so liebevoll entgegengekommen war, unverständlich und ungenießbar, und mußten schon jene enthusiastischen Jünglinge und Mädchen diese getäuschte Freude, diese rasch abgekühlte Begeisterung schmerzlich, wenn nicht unwillig empfinden; so hatte Klopstock in eben dieses Buch so viel von jener schon oben besprochenen stolzen, aristokratisch feindseligen Haltung gelegt, er gab so deutlich zu erkennen, daß er eigentlich wohl im Sinne habe, selbst der Diktator der neuen Republik zu werden, vor Allem, er trat der Philosophie, der Kritik, den positiven Wissenschaften mit einer so öffentlichen und unzweideutigen Verachtung gegenüber [1]), daß der laute

---

[1]) Die „Ausrufer" d. i. die Kritiker (Gelehrtenrepubl. p. 66. fgg. im 12. Bd. der sämmtl. Werke) waren ihm von jeher verhaßt gewesen, wie sich das aus dem, was wir oben bei Gerstenberg angedeutet haben, hinlänglich erklärt. Kritiker aber und Philosoph sind in seiner Schätzung ganz dasselbe. So heißt die bekannte Stelle im Anfang des Wingolf (S. W. I, 6.):

„Deß spott' ich, der's (d. i. das Lied) mit Klüglingsblicken
Höret, und kalt von der Glosse triefet!"

in dem ursprünglichen Text von 1747 viel bezeichnender also:

„Deß spott' ich, der es unbegeistert,
Richterisch und philosophisch höret!"

Unwille, der spottende Widerspruch der Angegriffenen nicht ausbleiben konnte. Geflissentlich daher hob die Kritik sowohl das Ungereimte der Anlage, das Schwerfällige der Form, als den anmaßlichen Stolz, das Kastenwesen und die Tyrannei hervor, mit welcher Klopstock in diesem Buch die gesammte

---

Siehe Götzinger, a. a. O. II, 44. Ebenso heißt es Str. 27.:

„Sei unbekümmert: wüchs' auch der Narren Zahl
Stets, wenn zu ganzen Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt bedeckten" ... u. s. w.

wo also Narren und Philosophen (oder Kritiker) für ein und dasselbe gelten. (Doch bringt Str. 37. der Dichter selbst diese Kategorien in Verwirrung: S. W. I, p. 11.) Noch schlimmer ergeht es den Philosophen in der Gelehrtenrepublik, wo die dictatorischen Sprüche „von den Lehrgebäuden" (d. i. den Systemen der Philosophen) folgendermaßen lauten: „1. Neue Lehrgebäude werden gleich, wenn sie fertig sind, verbrannt. 2. Wenn das Lehrgebäude brennt, wird der Erbauer an die Grenze geführt. Läßt er beim Umsehen nur eine Thräne fallen, so wird er so lange verwiesen, bis der Wind die Asche ganz zerstreut hat. 3. Wer auch nur als Handlanger dabei geholfen, vornehmlich aber wer den Kranz aufgesetzt und die Rede gehalten hat, wird mit der lauten Lache bestraft. — Einige wollten, daß man die Einführung dieser Gesetze, weil Wolf noch lebte, bis zum künftigen Landtage aussetzen sollte. Aber wie konnte die versammelte Republik, Eines Mannes halben, unterlassen, was sie zu thun vorhatte?" u. s. w. S. W. 12, 47. Auch erklärte er sich noch 1795 im Berliner Archiv ausdrücklich gegen Kant: vgl. Klopst. und seine Freunde, II, 292. Ergötzlich ist, daß Wieland — sonst in so Vielem der Gegenfüßler Klopstock's, doch diese Antipathie wider die Philosophen theilte: „Er erklärte sich (1794) auf's Neue sehr stark gegen die Epidemie der Kantischen Philosophie. Alle gute Köpfe müßten en masse gegen ein Unwesen aufstehen, das alle Humanität und Philologie umzustürzen drohe. Ein Fürst solle die Barmherzigkeit haben, für die transscendentalen Herren ein Tollhaus anzulegen" u. s. w. Siehe den Aufsatz von C. W. Böttiger: „Chr. M. Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Aeußerungen," (beiläufig gesagt, eine ganz unerhebliche, für die Literaturgeschichte beinahe völlig unergiebige Compilation aus Klatschnotizen des alten Böttiger, die besser ungedruckt geblieben wären:) in Raumer's Histor. Taschenbuch, X. Jahrg. 1839, p. 430. Vgl. Gruber, III, 256.

Literatur, und namentlich die Entwicklung der deutschen Literatur bedrohte [1]). Mit Einem Wort, die Republik, die man

[1]) Namentlich die Recension in der Allg. deutsch. Bibl. XXVIII, 2, 102. fgg. erregte den Klopstockianern großes Herzeleid und erhöhte ihren Haß gegen Nicolai um ein nicht Geringes. Sie ist gemäßigt und anständig, trifft aber die wesentlichen Punkte sehr wohl, wie u. A. folgende Stellen aus dem Eingang beweisen werden: (p. 105. 106.) „Es läßt sich aus den Nachrichten, die Herr Kl. uns von der deutschen Gel. Rep. vorlegt, noch nicht recht abnehmen, ob seine Beschreibung bloß historisch oder gesetzgebend sei, ob man sie neben die monarchiam solipsorum oder neben des Morus Utopien, Rudbeck's Atlantica u. dgl. zu stellen habe. Im ersten Falle müßten wir die ganze Beschreibung ihrer Einrichtung, die Geschichte ihrer Landtäge u. s. w. in einem mystischen Sinne nehmen.... Alsdann aber würde dies mystische Geschichtbuch das einzige in seiner Art sein. Denn schwerlich hat man jemals die Allegorie so sehr gedehnt, daß man ein einziges Bild mehre Bände von solcher Dicke fortgezogen hätte, da sie gemeiniglich schon am Ende des ersten Bogens gezwungen und ermüdend wird... Sollte aber die Beschreibung der D. G. R. gesetzgebender Art sein, wie uns denn das am Wahrscheinlichsten vorkommt, so muß es uns doch erlaubt sein, diesen Entwurf zu prüfen, ehe er die gesetzliche Kraft erhält. Wir wissen zwar nicht, in welche Klasse ein Journalist von dem Gesetzgeber möchte gewiesen werden, und ob er nach den Grundsätzen der Republik, die eine aristokratische Form erhalten wird, zu der gesetzgebenden oder ausübenden Macht oder gar nur zum Pöbel gehören werde... Die wenigen Anmerkungen, die wir machen werden, sollen die Sache gar nicht erschöpfen, sie sollen nur zu einem Denkmal der Freiheit dienen, die jedem schreibenden und denkenden Deutschen theuer sein muß." Und gegen den Schluß (p. 118.): „Des Gesetzgebers Parteilichkeit gegen die Philosophie ist zu sichtlich. Und gleichwohl ist dieß die Wissenschaft, worin der Vorzug der Deutschen am Meisten siegreich und unbestritten ist. Es ist gewiß kein eitles Schreckbild, wenn wir der deutschen Nation aus der Einrichtung einer D. G. R. Rotten und Tyrannei weissagen. Würde dabei wohl die zur Aufnahme der Wissenschaften nöthige Freiheit bestehen, wenn man diese parteiischen Gesinnungen für seine Kunst und in dieser wiederum für seine Manier in eine politische Verfassung übertrüge?" u. s. w. — Auch der Merkur recensirte das Buch scharf und nach=

hatte benutzen wollen zu einem Ehrendenkmal für Klopstock, war eine Niederlage für ihn geworden; die alte Neigung der Menge hatte den Muth verloren, die alte Abneigung der Kritik den Muth und sogar das Recht gewonnen, ihre Stimme zu erheben. Diese Niederlage aber ward um so bedeutender, als zu derselben Zeit, da Klopstock mit der Gelehrtenrepublik diesen ungünstigen Erfolg hatte, Wieland, sein Nebenbuhler, für seine neue Unternehmung, den Merkur, sich des günstigsten Fortgangs, einer stattlichen Einnahme und eines erweiterten Einflusses erfreute. Es ist begreiflich, daß Klopstock unter diesen Umständen bereiter war, als er bei seiner ablehnenden und abgeschlossenen Persönlichkeit sonst vielleicht gewesen wäre, dem Bunde, der sich von Göttingen aus mit so stürmischer Begeisterung, so treuer Verehrung an ihn herandrängte, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu schenken. Denn nicht nur sah er hier Männer heranwachsen, die schon jetzt als Jünglinge Säulen und Stützen seines Ruhmes werden konnten, sondern dieser Bund, den sie geschlossen, und diese unbedingte Hingabe, mit der sie ihm sich weihten, mußte ihm sogar mit der Hoffnung schmeicheln, als könne die Traumwelt der Gelehrtenrepublik, in die er sich so eben behaglich eingesponnen hatte, am Ende doch, und zwar zunächst durch diese Jünglinge und an diesen Bund anknüpfend, verwirklicht werden. Dazu kam, daß die Wiener Aussichten wohl immer nebliger und ungewisser wurden[1]); wenigstens durfte es räthlich scheinen, einstweilen,

sichtslos: 1774, 3, 337. fgg. vgl. Wieland an Knebel in Knebel's Nachlaß, II, 210.

[1]) Als Klopstock am Schlusse der Gelehrtenrepublik (p. 412. a. a. O.) die sämmtlichen Entwürfe und Unterhandlungen dem Publikum vorlegte, war gewiß ihm selbst kein Zweifel mehr, daß das ganze Project für immer aufgegeben war. Denn sonst hätte er wohl diese Recht-

bis etwa eine kaiserliche Bestallung zum Präsidenten der deutschen Akademie, zum Dictator der literarischen Republik, ihm eine größere Macht in die Hände geben würde, auch die Herrschaft dieses kleinen, freiwilligen Bundes und die Einwirkung, die durch ihn erreicht werden konnte, nicht von sich abzuweisen. Wir haben bereits oben erfahren, wie freundlich daher Klopstock die durch die Stolberge vermittelte Annäherung des Bundes aufgenommen, wie er ihnen Briefe, Bücher und Küsse geschickt und sie zu ferneren Mittheilungen ermuntert hatte. Dies Verhältniß wurde nun immer enger: die Mitglieder des Bundes fingen an, nach Hamburg zu wallfahrten [1]), um das verehrte Angesicht zu schauen und aus Klopstock's eigenem Munde zu vernehmen, welche großartige Aufgabe und Zukunft er dem Bunde gesteckt hatte. „Komm her, mein liebster Bundesbruder," schreibt Voß im März 1774 an Brückner [2]) „und umarme mich! Boie hat einen Brief von Klopstock an den Bund mitgebracht. Hier ist die Abschrift. Der größte Dichter, der erste Deutsche, von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Göthe und einige Andere, die deutsch sind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Scla-

---

fertigung seiner bekannten Zuschrift an Joseph weder für nöthig erachtet, noch aus Discretion gewagt. Vgl. Voß' Br. I, 159. 176.

[1]) a. a. O. 154. „Wir haben zusammen zwei Bogen Neujahrwünsche gemacht und uns zwei Dukaten damit verdient. Nun wollen wir übersetzen und für das Geld zu Klopstock reisen. Ich will ein spanisches Buch übersetzen, Hölty Italiänisch, Miller Englisch, Hahn auch und der jüngere Miller Französisch. Das soll gehn."

[2]) a. a. O. I, 156.

verei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den inneren Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; sonst wählen die Elfe. Mehr wissen wir selbst noch nicht. — Gerstenberg wundert sich, wie Deutschland nach Göttingen gekommen ist. Die Grafen schreiben, daß er viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen! Denn Freiheit und Tugend ist unsre Losung. — Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig Niemand etwas drucken lassen. Klopstock selbst will sich diesem Gesetz unterwerfen."

Bald darauf (Ostern 1774) war Voß so glücklich, selbst die langersehnte Reise nach Hamburg zu Klopstock zu machen, von der er schon ein Jahr zuvor gemeint hatte, „er würde in einer Woche bei Klopstock mehr lernen, als man in hundert Collegiis lernt, wo zehnfaches Wiedergekäue wiedergekäut wird" [1]) und die er in vollem Ernst als einen Wendepunkt nicht bloß seines Lebens, sondern der Geschichte überhaupt zu betrachten keinen Anstand nahm. Denn so spricht er sich, einige Wochen vor der Reise, in einem an seine Braut gerichteten Briefe aus [2]): „O Klopstock, edler, großer, urdeutscher Mann! In sechs Wochen hab' ich Dein Antlitz gesehen und, Heil mir! Dich umarmen dürfen! Dann ruht Dein Segen auf mir, ... dann wird das Gebein der Satansopfer erbeben, und Deutschland von Neuem Deutschland, eine Wohnung der Redlichen sein."

Dieser begeisterten Vorfreude entsprach nun das Glück

[1]) III, 137.
[2]) I, 239.

des Besuches selbst: Voß' gerades, kernhaftes Wesen, seine aufrichtige Verehrung Klopstock's, sein sprachliches Talent gewannen ihm die nahe und herzliche Freundschaft des berühmten Dichters [1]), der nach der persönlichen Bekanntschaft, die er nunmehr mit den meisten Mitgliedern des Göttinger Bundes gemacht hatte, sich immer ernstlicher mit dem Plan beschäftigte, denselben zu einem allgemeinen Bunde deutscher Dichter, zu einer wirklichen Gelehrtenrepublik zu erweitern und als solche zu organisiren. In diesem Sinne gab er schon am Schlusse des mehrerwähnten Buches über dieses neue Project ähnliche verrätherisch geheimnißvolle Winke [2]), wie er sie

[1]) Aus diesem ersten Zusammentreffen hat Voß uns einige nicht uninteressante literarische Urtheile Klopstock's aufbehalten: „Von unsern Dichtern ist ihm keiner widriger, als Weiße. Er sagt, daß er keinen Funken vom Genius hätte und nur ein neuer Hofmannswaldau wäre. (Hier möchte man bedenklich werden gegen die Gedächtnißtreue des Berichterstatters; vielleicht war es Wieland, den Klopstock mit Hofmannswaldau verglich, da die Aehnlichkeit zwischen diesem und Weiße wirklich nicht abzusehen ist.) Wieland's Genie schätzt er, ist aber desto unzufriedener, daß er immer nachahmt.. Ueber Jacobi lacht er. Mit Göthen ist er ungemein zufrieden, nur wünscht er weniger ausländische Worte in seiner Sprache." a. a. O. I, 160.

[2]) Er läßt den „Landtag" am Schlusse durch einen „Aldermann" zu einem Bündniß aufgefordert werden, mit der Tendenz:.. „hinzugehen, und in jenem großen Umkreise der Wissenschaften, die Länder, welche nur halb besessen werden, ganz einzunehmen; die Mitbesitzer der andern Hälften nicht nur dadurch zu schwächen, daß wir in diesen Hälften besser, als sie anbaun, sondern auch dadurch, daß wir es da thun, wo wir uns allein niedergelassen haben; nirgends der falschen Cultur zu schonen, über alle Gärten, wo nur Blumen wachsen, den Pflug gehen zu lassen, jedes Gebäude, das in den Sand gebaut ist, niederzureißen, und sollten ganze Städte auf solchem Grund und Boden liegen, und wär' es dann auch mitten in den besten gemeinschaftlichen Besitzen, oder auf Landwinkeln der französischen Gelehrtenrepublik, der englischen, wo wir sie anträfen, und würden sie auch von

einige Jahre zuvor in der Widmung der Hermannsschlacht über die vermeintliche Wiener Academie gegeben hatte. Diese Auszeichnung, und daß er, ihnen selbst wohl verständlich, zum

---

Chimären bewacht, die Feuer und Flammen spieen, diese Städte von allen Ecken anzuzünden und nicht ehe von dannen zu ziehn, bis der Dampf überall aufstiege: uns aufzumachen und neue Länder zu suchen, auf der kühnen Fahrt selbst nicht die kleinste Insel, kein Pünktchen in dem Oceane liegen zu lassen, sondern überall zu landen, Alles zu umgeben, auszuspähn, zu untersuchen; in den anbaulichen Entdeckungen gleich die Erde aufzureißen und Saat zu streun; und treibt die unüberwindliche Unruh des Aufsuchens so gewaltig fort, daß nur in dem nächsten, dem besten Felsen gegraben wird: Hier sind Deutsche gewesen!... Glücklicher Zeitpunkt!" u. s. w. Nachdem er dann die glückliche Zeit geschildert, wann dieser Bund gebildet und das Ziel desselben erreicht sein wird, fährt er fort: „Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzo laut vor Unruh schlägt, ob die Republik den großen Entschluß, sich zu diesem Zwecke zu vereinigen, fassen werde. Ist er gefaßt; so macht Euch nichts mehr Unruh. Denn Ihr wißt, daß der Deutsche gewiß ausführt, wenn er einmal beschlossen hat, auszuführen!.. Das Alles könnt Ihr erleben, Jünglinge, und daran könnt Ihr Theil haben." (a. a. O. 432. bis 434.) Indem nun bei der Berathung dieses Antrages Unruhe und Murren in dem „Volk" entsteht,... „sprangen zwölf edle und vaterländische Jünglinge, die einander zugewinkt hatten, auf Einmal auf, sonderten sich von dem Volke, zwangen ihrer Einen zum Anführer, und gingen bleich und zitternd, aber dennoch sehr muthig, nach dem halben Kreise zu. Die Aldermänner winkten, und riefen ihnen Rückkehr entgegen; allein die Jünglinge sahen und hörten nichts mehr, gingen hinauf, sagten: Es wäre jetzt eben eine weite, ansteckende Seuche unter das Volk gekommen! baten, beschworen die Aldermänner bei der Ehre der Nation, bei dem Vaterlande, nicht hart zu sein, ihnen es nicht zu versagen, nicht abzuschlagen heute, an diesem festlichsten ihrer Tage, eine Stimme haben zu dürfen... Die Aldermänner gestanden sie zu. Die Jünglinge gingen nicht wieder zum Volk hinunter. Sie traten seitwärts neben die Bildsäulen, blieben dort stehen und schlugen, mit jeder Anmuth der Bescheidenheit, und mit der schönen Röthe des zurückgehaltenen Feuers, die Augen nieder." (p. 439. 440.) Dazu vgl. Voß' Br. I, 159.: „Auf dem letzten Bogen kommt eine Schaar von Jünglingen vor, die unser Bund ist. Ich zitterte, als ich sie las." —

Schlusse seines Werks sogar sie selbst eingeführt hatte, schwellte das Herz der Jünglinge mit edlem Stolz: sie fühlten sich bereit und fähig zu allem Großen und Tüchtigen — leider nur, wußten sie selber noch nicht was! und Voß durfte das verwegene Wort wagen: „Der Bund muß in Deutschland obenan stehen, mit Klopstock können wir's!" [1])

Endlich im Herbst kam Klopstock auf der Durchreise nach Darmstadt, wohin Markgraf Karl Friedrich ihn in großmüthiger Pflege der Kunst entboten hatte [2]), selbst nach Göttingen. Die Stimmung der dortigen Professorenwelt war ihm wegen seiner Gelehrtenrepublik und der Verachtung, die er in ihr gegen die Fachwissenschaft, das historische Wissen, die gelehrte Tagelöhnerei zu erkennen gegeben hatte, wenn möglich, noch feindlicher geworden, als sonst [3]). Dies veranlaßte Klopstock,

---

[1]) Voß' Br. I, 174.

[2]) a. a. O. 177. vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, IV, (S. W. 48.) 98.

[3]) Voß, a. a. O. 175.: „Hier thut die Gelehrtenrepublik so vortreffliche Wirkung, daß fast alle Professoren dawider schrei'n, weil fast alle, von mehr als Einer Seite, getroffen sind.. Der zweite Theil wird die Leute noch grimmiger machen. Da kommt gar eine Polizeiordnung gegen die Spaßvogeleien der Professoren, und Michaelis wird nicht undeutlich angedeutet." (Ebenso p. 247.: „In Göttingen mißfällt die Gelehrtenrepublik fast allgemein. Die Professores schrei'n in Collegiis dawider. Ich vermuthe aber, daß im zweiten Theile die Strafe kommen wird." Bekanntlich ist dieser zweite Theil nie erschienen.) p. 181.: „Noch ein Pröbchen von ihrer Spaßvogelei über Klopstock. In einem ihrer Kränzchen sagte jemand: Klopstock hätte sich nur darum in der Barbei (Boie's Wohnung, eine Anspielung auf Schnurrbarbei, den Aufenthalt der Universitätsjäger) versteckt, weil er besorgt hätte, es möchte ihm Mancher den Thaler, warum er ihn geprellt hätte (durch das Subscribiren auf die Gelehrten-Republik) mit dem Stock

während seines mehrtägigen Aufenthaltes ausschließlich mit den Mitgliedern des Bundes zu verkehren und Gastfreundschaft und Geleit von ihnen anzunehmen, was natürlich das freudige Selbstgefühl der Jünglinge wiederum vermehrte. Auch hier bildete die zukünftige Entwicklung des Bundes den Gegenstand der Unterhaltung, und wenn auch das eigentliche Wie und Wann sich noch immer nicht herausstellen wollte, so fing man doch an, sich allmälig klarer zu werden über die Zwecke, die man verfolgen, und namentlich über die Feinde, die man vernichten wollte, wie wir aus dem Brief erfahren, welchen Voß bald nach Klopstock's Durchreise an Brückner schreibt [1]): „Mit dem Bunde hat Klopstock große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt. Von seinen Freunden schlägt er Resewiz [2]) und Schönborn vor. Alles, was wir schreiben, muß strenge nach diesem Zweck, nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheil des Bundes. Zwei Drittheile von den Stimmen entscheiden. Er selbst will nicht mehr, als Eine Stimme haben und zwar auf unser Bitten die letzte. Nebenabsichten sind — die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks, ferner der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, z. B. einen Heyne, Weiße, Ringulf u. s. w. zu zertrüm-

---

wieder ausklopfen. Die ganze hochgelahrte Anwesenheit lachte Beifall." Ueber Klopstock's Besuch s. ebendas. p. 177. 178.

1) a. a. O. 178.

2) geb. 1725. Er war erst Prediger zu Quedlinburg, dann zu Kopenhagen und endlich Rector der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg. Man schätzte ihn als Kanzelredner und pädagogischen Schriftsteller.

mern, die Schemel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreien, umzustürzen u. s. w." —

Trennung des Bundes.

Allein wie es im Sprichwort heißt, daß Hochmuth vor den Fall kommt, so geschah es auch diesen hochfahrenden, weitumfassenden Plänen der Göttinger Verbündeten, und beinahe unmittelbar, nachdem jener leere Stuhl, den sie einst am Klopstocksfeste für den Schatten ihres Herrn und Meisters hingestellt, jetzt endlich den Verehrten selbst empfangen und somit die kühnste Hoffnung des ursprünglichen Vereines sich erfüllt hatte, löst der ganze Bund sich auf. — Die Zeit, welche den jungen Dichtern zu Göttingen vergönnt, wo ja nicht die Poesie und der Bund, sondern die Wissenschaft und die Vorbereitung für das amtliche Leben ihre eigentliche Aufgabe gewesen, war abgelaufen, und wie sie sich anfänglich aus Nord und Süd zusammengefunden hatten, so trieb jetzt der Wind des Schicksals, der Zwang des künftigen Berufes sie nach Nord und Süd wieder auseinander. Zwar, hätten Klopstock sowohl, als die Verbündeten, weniger in Abstractionen gelebt und ein schärferes Auge für die wirklichen Verhältnisse der Welt gehabt, so hätten sie gleich Anfangs sich selber sagen müssen, daß diese Trennung eintreten und bald eintreten mußte und daß, um von allem Anderen abzusehen, schon die kurze Dauer des Studentenlebens dasselbe nicht geeignet macht, großartige Reformen der Literatur oder des Lebens aus ihm zu entwickeln.

Ja die Verbündeten selbst hatten dies bereits an ihrem eigenen Kreis erfahren: denn schon im Herbst 1773 hatten

die Stolberge Göttingen verlassen, nach einem gewaltsam erschütternden Abschiede, der den Verbündeten lange unvergeßlich blieb und selbst noch später in einzelnen ihrer literarischen Producte sich wiederspiegelt [1]). Erhielten die Entfernten nun auch

[1]) So in den Miller'schen Romanen, wo der Abschied der Stolberge öfters copirt ist. Die Schilderung, welche Voß in einem Briefe an seine Braut (I, 221. fgg.) von dieser Trennung macht, ist für die sentimentale Ueberschwänglichkeit des Bundes, namentlich auch für die Absichtlichkeit derselben, sehr bezeichnend: „Der zwölfte September (schreibt er) wird mir auch noch oft Thränen kosten. Er war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Boie versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Das sind die bittersten, bitterer als die über die Wange strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Unser Trost blieb noch immer der folgende Abend; aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um zehn Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. Es war schon Mitternacht als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zusammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller und Hahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Wort etwas Komisches, man lachte, und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen. Wir wählten Miller's Abschiedslied auf Esmarch's Abreise," (das schöne und noch jetzt nicht vergessene: Traurig sehen wir uns an, Achten nicht des Weines u. s. w.) „das wir auf die Grafen verändert hatten.... Boie konnt's nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfweh zu Bette, hat auch nachher nicht Abschied genommen. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's deutsches Trinklied machte uns darauf ein wenig ruhiger, und dann ward noch ein Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben

noch Verkehr mit dem Bunde und steuerten sie namentlich zahlreiche Gedichte zu dem Bundesbuche bei, so wurden sie doch immer schmerzlich vermißt und man konnte sich nicht verhehlen, welch wichtiges Ferment der Bund an ihnen verloren hatte.

Denn auch die, welche demselben nach dem Abgange der Stolberge als neue Mitglieder beigetreten waren, beschränkten sich entweder auf bloße gesellige Theilnahme ohne Mitwirkung, theils, wo sie dem Bunde auch wirklich thätig angehörten, waren sie durch Nüchternheit der Gesinnung gerade das Gegentheil der beiden Grafen und eigentlich mit der rigoristischen Tendenz des Bundes überhaupt in Widerspruch, so daß also die Stolberge in keiner Art ersetzt wurden. Das Erstere gilt von Closen, einem Landsmanne Hahn's und wie dieser frühzeitig und namenlos gestorben, der in der letzten Zeit des Bundes eine ähnliche Stellung einnahm, wie im Anfang Wehrs, Esmarch und der zweite Miller [1]); das Letztere dage-

Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen, und sangen von Neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen an's Fenster und zeigte ihm einen Stern. Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg. Es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe."

[1]) „Durch gleiche Gesinnung ohne Mitarbeit gehörten dem Bunde an der jüngere Miller aus Ulm, der Göttinger Wehrs, der Angler Esmarch, und Clauswitz, der Hofmeister der Grafen Stolberg, und zuletzt Hahn's Freund, der Zweibrücker von Closen, der in Göttingen starb." Voß im Leben Hölty's, p. XXIX. Vgl. den Briefwechsel, I,

gen von Leisewitz, der durch Hölty dem Bunde zur Aufnahme vorgeschlagen und durch Klopstock's Freundschaft, auch ohne daß man von seinem poetischen Talente bereits Kenntniß hatte, hinlänglich empfohlen war [1]). Desto angenehmer wur-

---

221. 252. 254. 265. II, 91. 96. IV, 119. — Noch nach der Auflösung des Bundes näherte sich Sprickmann den einzelnen Mitgliedern desselben: er schloß 1776 in Hamburg mit Voß Freundschaft und verkehrte dann in Göttingen, namentlich mit Hölty: a. a. O. 301. fgg. II, 96. IV, 116. Außer vielen, sehr unerheblichen Gedichten, meist Epigrammen, die er hauptsächlich zu Voß' Almanach beisteuerte, hat er auch mehre Theaterstücke geschrieben, bürgerliche Dramen, „in denen er in Lessing's Dialog Charaktere der Sturm- und Drangzeit entwirft:" Gervinus, IV, 577. vgl. Kehrein's dram. Poesie der Deutschen, II, 70. Er war aus Münster gebürtig (1749), wo er auch starb (1833); über sein Verhältniß zum Münster'schen Kreise der Gallitzin siehe den Aufsatz von Lerin Schücking: „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde," in dem Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie, herausgegeben von F. Freiligrath, C. Matzerath und Karl Simrock, Jahrgang 1840. Auch Overbeck, der bekannte Verfasser der Kinderlieder, hatte im letzten Jahre des Göttinger Aufenthaltes viel mit Voß verkehrt: Voß' Br. III, 26. vgl. II, 96. 152. IV, 19.

[1]) Voß an Brückner, im Juli 1774 (a. a. O. I, 168.): „Leisewitz ist mit Hölty schon lange umgegangen, der ihn schon immer als einen vortrefflichen Mann gekannt hat. Vorigen Winter bat er Hölty, ihn mit uns bekannt zu machen, und seit der Zeit ist unsre Achtung und Liebe zu ihm immer größer geworden. Er hat das beste Herz und eine Seele voll Freiheit und Vaterland. Sein Genie für die Satire ist sehr groß und dabei schreibt er eine schöne Prosa. Als Geschichtschreiber wird er noch einmal glänzen. Er hat sich vorgenommen, den dreißigjährigen Krieg zu beschreiben. Klopstock will lieber, daß er die letzten schlesischen Kriege, die er selbst vordem hat beschreiben wollen, wenn Einer Alles könnte, dafür wählen möchte." vgl. p. 171. — Jene geschichtlichen Studien setzte Leisewitz auch in späteren Jahren fort und man hegte große Erwartungen von dem endlichen Resultat (vgl. Jerusalem in seinem Aufsatz über die deutsche Sprache und Literatur: Nachgelassene Schriften, II, 381.); allein langsam und schüchtern, wie Leisewitz war, konnte er sich nie zur Herausgabe entschließen.

den die Freunde überrascht, als sie nun bei näherem Verkehr in Leisewitz auch den Poeten entdeckten, und zwar gerade den, der in ihrem Kreise bisher noch gefehlt hatte, den Dramatiker, so daß „auch dieses Fach im Bunde besetzt ist.“[1]) Doch währte seine Theilnahme nur wenige Monate, indem im Herbst 1774 auch er, nach vollendeten Studien, Göttingen verließ. Und so wurde der ganze Verein in die weite Welt versprengt: „Michaelis (1774) bleibt Niemand vom Bunde hier, außer Boie und vielleicht Hölty. Miller geht auf ein halb Jahr nach Leipzig und dann zurück nach Ulm; sein Vetter nach Wetzlar, Leisewitz nach Hanover, Hahn nach Zweibrücken.“[2]) Wenige Monate später ging auch Boie von Göttingen, und endlich mit dem Frühjahr des folgenden Jahres eilte auch Voß, der Boie's Nachfolger in der Redaction des Musenalmanachs wurde, wie er im Grunde sein Nachfolger in der Leitung des Bundes gewesen war, das vereinsamte und ihm verhaßte Göttingen mit Hamburg und Wandsbeck zu vertauschen, wohin Klopstock und Claudius ihn riefen[3]). Zwar hatten die Freunde außer ihrem eigenen vertraulichen Briefwechsel auch eine besondere officielle Bundescorrespondenz verabredet, und hegten wohl überhaupt, wenigstens Einige von ihnen, die Hoffnung, auch in der Ferne insgesammt verbunden zu bleiben und die Träume der Klopstock'schen Republik doch noch einmal zu verwirklichen.

---

1) Voß, a. a. O. 174.

2) Voß, Br. I, 174. vgl. 178. Von Hahn schreibt Voß: „Der Abschied ward mir sehr sauer. Hahn's Seele war doch am Meisten für die meinige.“ a. a. O. 186. vgl. 260. Er kam indessen bald darauf nach Göttingen zurück und fing an, Theologie zu studiren: 194.

3) Voß' Br. I, 181. 187.

Allein wie sie hinaustraten in's Leben, machte auch das Leben seine Rechte geltend an sie: aus Jünglingen wurden Männer, aus Dichtern Hauswirthe und Beamte, aus Freunden endlich Feinde, und nur allzuherbe und noch in einem tiefern Sinne ward erfüllt, was Voß bei dem Abschied prophezeiht hatte: „Wir werden nie wieder an Einem Orte beisammen sein." [1])

[1]) a. a. O. 261.

Drittes Buch.

Uebersicht.

Wir haben in Vorstehendem gesehen, in welchem Verlauf und welchen Durchgangspunkten die Innerlichkeit, das bewegte und lebendige Subject, auch in der Poesie als selbständige, siegreiche Macht sich losrang von der Aeußerlichkeit der conventionellen, inhaltlosen Form; wir haben gesehen, wie es auch hier den starren Gegensatz aufzuheben und in künstlerischer Production mit Leben und Geschichte sich selber zu erfüllen und eben dadurch die wahre Vermittlung darzustellen strebte. Wir sahen, wie der erste sprossende Keim dieser neuen Entwicklung auch innerhalb der Poesie sich in der Sphäre des religiösen Bewußtseins ansetzte und entfaltete, und wie dieser Keim sodann von Klopstock in der Messiade an der Sonne der Kunst zu Blüthe und Frucht gezeitigt wurde. Wir sahen aber auch, wie bei dem Versuche, nun auch das sinnliche, das persönliche Leben, die Welt und die Geschichte mit dem poetischen Subjecte zu vermitteln und der Kunst nun auch diesen Stoff als einen wahren und würdigen zu vindiciren, Klopstock abstract wurde, indem er, statt das wirkliche Leben, die gegenwärtige Geschichte in wirklichen und lebendigen Formen darzustellen, vielmehr in die unwahre Tradition einer fabelhaften

Vergangenheit, in den lähmenden Zwang conventioneller Formen sich verlor. Dagegen sahen wir in den Stürmern und Drängern das lebendige Pathos der Gegenwart auch in lebendiger und darum wirksamer Form zur Erscheinung kommen: aber noch entbehrte diese Form der Schönheit, sie war roh, eckig und gewaltsam, und daher dieser erweiterte Inhalt, wenn er auch dem Princip und der Anlage nach bereits für die Kunst gewonnen war, doch noch nicht völlig mit ihr versöhnt und noch nicht wirklich geworden in ihr — ein Mißklang, der erst durch Göthe aufgelöst, ein Bruch, der erst durch ihn berichtigt wird.

Auf der Mitte nun zwischen Klopstock und dieser jüngeren Generation stehen die Dichter des Göttinger Bundes. Denn wie jene beiden Richtungen mit einander verwandt, und wie überhaupt die Genie's, die Originale ursprünglich die geistigen Söhne Klopstock's sind, so wird diese Verwandtschaft am Sichtbarsten in den Göttinger Dichtern, welche in der Mitte schwanken zwischen Beiden und ebenso sehr dem Einen angehören, als den Andern. Sie theilen also das Pathos der Stürmer und Dränger, sie sind reformatorisch, sie sind Aufklärer, aber in der abstracten Klopstock'schen Form. Dies ist der Widerspruch, der die Wirksamkeit ihrer Dichtungen beschränkt, die Klippe, an welcher ihre Entwürfe scheitern, die Krankheit, an welcher der Bund selbst nothwendig untergehen mußte.

Ueberblicken wir noch einmal die Stadien, welche der Bund durchläuft! Wir fanden seine erste Spur in den harmlosen und beinahe zufälligen Zusammenkünften einiger Jünglinge, welche, poetisch angeregt und auf die Beschäftigung mit Kunst und Literatur gerichtet, bei dieser Vereinigung theils

gegenseitige Ausbildung und Belehrung, theils gemeinsamen Genuß der Natur und einer einfachen Geselligkeit, also überall nur eigene und nächste Zwecke im Auge haben. Eine neue Epoche, zugleich die Existenz des eigentlichen Bundes, hebt mit dem nächtlichen Eidschwur unter der Eiche an: es gilt nicht mehr bloß der Kunst und der eigenen Ausbildung, sondern sittlichen und allgemeinen Zwecken; Tugend und Freiheit werden die Loosung der Verbündeten, sie wollen über ihren engen Kreis hinausgreifen in die Literatur, ja aus der Literatur in die Geschichte selbst, um auch hier Richtungen zu bekämpfen und Feinde niederzuwerfen. Zum Panier dieses Kreuzzugs wird Klopstock gemacht, gleichsam der Gott, der Heros, dem sie in der Klopstocksfeier sich gewidmet haben. Nun macht dieser selbst, neben seinem bisherigen geistigen Einfluß, auch den persönlichen geltend: er wird der Freund, der Schirmherr und Genoß des Bundes, welchen er praktisch, zur thatsächlichen Verwirklichung seiner abstracten Theorien von einem geschlossenen Freistaat der deutschen Literatur gebrauchen will. So verliert der Bund immer mehr und mehr seinen lebendigen Inhalt und wird mehr und mehr in das Klopstock'sche Gleis, zu den Klopstock'schen Abstractionen und Träumereien hingedrängt. Aus Freunden und Verehrern werden Schüler und Jünger, die Begeisterung wird zur Anbetung, die Hingabe zur Hörigkeit, und die selbstgewählten, halb spielerischen Formen des Bundes sollen sich abschließen zum Kastenwesen eines mysteriös abstracten Literatenstaates, mit Einem Wort: der Sieg der conventionellen Form über den Inhalt, die Verwandlung des deutschen Parnasses in eine Druidenrepublik mit Meistern und Gesellen, mit Alten und Jungen, wird als das Resultat des Göttinger Bundes in Aussicht gestellt.

Hier aber offenbart sich sogleich die Beschränktheit dieser Entwürfe, die Ohnmacht dieser Kräfte. Der Klopstock'sche Standpunkt ist in der weiteren Ausbildung des deutschen Geistes bereits überwunden: die Sympathien des Bundes daher, welcher diesen Klopstock'schen Standpunkt zu dem seinigen macht, finden keinen Anklang in der übrigen, lebendigen Literatur, seine Pläne und Hoffnungen keine Verwirklichung. Ja nicht einmal in dem Kampfe gegen Wieland, gegen die bloße Form also, gelingt es dem Pathos der Göttinger, sich siegreich zu erweisen. Denn diese Wieland'sche Form deutet wenigstens auf die Zukunft, sie ist ein Element zukünftiger Poesie, eine Schule und Uebung künftiger Entwicklung und als solche von geschichtlicher Bedeutung, von lebendigem Werth: die Form dagegen, in die das Göttinger Pathos sich vermummt hat, weist zurück auf eine längst verschwundene, zum Theil nie gewesene Vergangenheit, sie ist todt und unfruchtbar, eine leere Schale, die der Wieland'schen Knospe gegenüber ohne Recht ist und darum ohne Macht.

Auch hat es dieser historischen Probe und des Zusammenstoßes mit der übrigen Literatur gar nicht bedurft, um die Unhaltbarkeit des Göttinger Bundes an den Tag zu bringen; sondern seine Mitglieder selbst liefern diese Probe, indem sie von der eigenen Sache zurücktreten und den Bund selbst zerfallen lassen. Denn da sie mit ihrem Pathos in dem allgemeinen Pathos der Zeit, in den Stürmern und Drängern stehen, die Form aber, welche sie zusammenhält und vermöge welcher sie den Bund bilden, abstract und ohne lebendige Berechtigung ist; so nimmt in demselben Augenblick, da mit ihrer Trennung und Entfernung der äußerliche Zusammenhalt der Form aufhört,

auch der ganze Bund ein Ende, seine Mitglieder aber fallen, je nach ihren verschiedenen Talenten, Neigungen und Schicksalen, zu verschiedenen Zielen der allgemeinen Entwicklung der Zeit anheim. Es hört also hiemit auch der unmittelbare genetische Zusammenhang ihrer ferneren Entwicklung auf, für welche der Bund, wenn auch in seinen Reminiscenzen und Nachklängen oft noch das Anregende, doch nicht mehr das Bestimmende ist. Wir müssen daher, da die Dichter des Bundes diesen gemeinsamen Boden verloren haben, auch den bisher versuchten Gang genetischer Darstellung aufgeben, und lassen nunmehr in diesem letzten Abschnitt unsers Werkes einen Ueberblick über die ferneren Leistungen und Schicksale der einzelnen Mitglieder in einzelnen kurzen Charakteristiken folgen.

Der Hamburger und der Göttinger Almanach.

Vorher jedoch müssen wir noch einen Blick auf diejenigen literarischen Institute werfen, welche gleichsam den Nachlaß des Göttinger Bundes bilden und auch bis in die spätere Zeit hinein zwischen einzelnen Mitgliedern desselben einen äußerlichen Zusammenhalt vermitteln; zunächst also auf den Musenalmanach.

Wir haben bereits erzählt, daß Boie mit dem Jahre 1776 die Redaction dieses Institutes an Voß abgab. Für diesen knüpften sich an die Uebernahme desselben noch mehr als bloß literarische Hoffnungen und Zwecke; nämlich der damals bedeutende Ertrag des Almanachs gab ihm die Mittel an die Hand, einen eigenen Hausstand zu gründen und seine Braut, Ernestine Boie, die Schwester seines väterlichen Freundes,

heimzuführen [1]). Er betrieb daher die Herausgabe mit großem Eifer und suchte den Kreis der Mitarbeiter durch wiederholte und unmittelbare Anknüpfung an die beliebtesten der damaligen Schriftsteller zu erweitern und zu sichern [2]). Und

[1]) Voß' Briefe, I, 179. vgl. 259.: „Wenn Gott will, so bin ich durch dies kleine Buch der freiste Mann." Das Weitere s. 279. 287. Interessant ist dabei die Art, wie Klopstock, der (wie wir sogleich bei den Miller'schen Romanen sehen werden) durch seine Poesien gar oft Liebschaften und Ehen stiftete, hier in der That als Ehestifter auftritt, indem er die Bedenklichkeiten, welche Ernestinens Mutter gegen das Unsichere der Almanachseinnahme und somit gegen die ganze Heirath äußert, durch allerhand Deductionen, daß es sicherer und also besser sei, Redacteur des Musenalmanachs zu sein, als etwa Kaufmann ꝛc. hinwegzuräumen sucht: s. a. a. O. 326. und 329., wo auch Klopstock's Brief an Ernestine, die sich in ihrer Liebesnoth um Rath und Entscheidung an Klopstock unmittelbar gewendet hatte.

[2]) a. a. O. 180. nennt er Göthe, Lenz, Bürger, Herder, Claudius, Müller in Zweibrücken als gewisse Theilnehmer außerhalb des Bundes. Dieser „Müller in Zweibrücken" ist ohne Zweifel Friedrich Müller aus Kreuznach, bekannter unter dem Namen des Maler Müller; er ist der Idyllendichter der Stürmer und Dränger: vgl. Gervinus, IV, 579. Seine ersten Gedichte waren eben damals theils einzeln (Bacchidon und Milon, 1774), theils in einem Manheimer Journal „die Schreibtafel" erschienen und hatten großes Aufsehen gemacht. Namentlich zeichnet die Allg. deutsche Bibliothek ihn mit lebhaftem Lobe aus: XXXI, 1, 221—226., wo es u. A. heißt: „Wir freuen uns, ein junges wahres Genie bekannt gemacht zu haben. Es hat allerdings noch Fehler, aber sie entspringen aus der glücklichen, beneidenswerthen Quelle, die Quinctilian am Ovid tadelt: Ueppigkeit der Erfindung, Auswüchse der Phantasie und Laune... Der Verfasser, der sich selbst einen Maler nennt, muß in seiner Kunst groß sein, wenn ihn da eben das Gefühl und die Kenntniß der Natur eben das Genie, die Laune und der Capriccio regiert. In den sanften Schilderungen würde er vollkommen glücklich sein, wenn sein Ausdruck etwas leichter und weniger gedankenvoll wäre. Aber in den höhern Gattungen, wo sein Genie frei die Flügel regen darf, da reißt er unsre ganze Bewunderung an sich... So kühn die Phantasie des Dichters sich aufschwingt, so vergißt er doch nie — und das danken wir ihm sehr — Gemälde der Leidenschaft, des Herzens anzubringen; wir sollen ihn nicht bloß als ein Meerwunder anstaunen, wir sollen ihn fühlen, mit ihm sympathisiren." u. s. w.

da es ihm bei diesem Unternehmen eben auf den baaren Gewinn ankam, so wollte er den Almanach, der Sitte der Zeit gemäß, welche auf die Emancipation der Literatur vom Buchhändler und eine auch dadurch zu erreichende Selbständigkeit und äußerliche Geltung der Schriftsteller hinarbeitete [1]), in Selbstverlag erscheinen lassen, und verpflanzte somit das ganze Institut von Göttingen in die Nähe seines neuen Aufenthalts, nach Hamburg.

Nun aber war auch der bisherige Göttinger Verleger des Almanachs nicht geneigt, auf den Gewinn Verzicht zu leisten, den er bis dahin von diesem Werk gehabt; er setzte daher auch seinerseits den Almanach fort, oder vielmehr, da das Boie'sche Institut das ursprüngliche ist, dieses aber von Boie selbst an Voß abgetreten war, er gründete einen neuen Almanach, so daß seit dem Jahre 1776 zwei Musenalmanache erschienen: der Hamburger von Voß, und dann der Göttinger, zunächst von Göckingk redigirt. Daß es dennoch zwischen diesen beiden Nebenbuhlern zu keiner Polemik kam, wie etwa

---

Beiträge von ihm brachte gleich der erste Vossische Almanach (für 1776), dann auch das deutsche Museum von Boie (z. B. I, 284.) und der Bürger'sche Almanach von 1792. Doch sind die an letzterem Orte abgedruckten Stücke keineswegs neu, vielmehr schon zum Theil in der „Brieftasche" erschienen. — Die Beiträge von Lenz (1777, 28. 1778, 41. 46. 122.) hat Tieck in seiner Ausgabe von Lenz' gesammelten Schriften übersehen, wiewohl sie zum Theil sehr charakteristisch sind, z. B. folgende Schlußstrophe des Gedichtes „an das Herz:"

„Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis in's Mark,
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark."

[1]) Vgl. Göthe in Dichtung und Wahrheit, III. (S. W. 26.) Doch wurde es nichts mit dem Selbstverlag des Vossischen Almanachs, sondern der Buchhändler Bohn in Hamburg übernahm denselben.

anfänglich zwischen dem Leipziger und Göttinger Almanach, das wurde hauptsächlich durch Göckingk herbeigeführt, den behaglichen und friedfertigen Mann der Mitte [1]), der überdies von früher her mit Boie, wie auch mit Voß selbst in gutem Vernehmen war. Ja Göckingk gestand dem Hamburger Almanach nicht nur eine gewisse Superiorität freiwillig zu [2]), sondern nach kurzer Zeit (1778) trat er gänzlich zurück von dem Göttinger Unternehmen [3]) und vereinigte sich mit Voß in der Herausgabe des Hamburger Almanachs, bis endlich im Jahre 1787 diese gemeinsame Redaction wegen einiger Mißhelligkeiten, die sich dabei herausgestellt hatten, aufhörte [4]) und Voß wieder der alleinige Herausgeber wurde.

Den Göttinger Almanach dagegen hatte nach Göckingk's Abgang im Jahre 1779 Bürger übernommen, nicht ohne

[1]) Gervinus, IV, 268. fgg. Nur, glauben wir, hat Gervinus in dieser Darstellung Göckingk's den Werth der „Lieder zweier Liebenden" (die erst einzeln in den Almanachen, dann gesammelt 1777 erschienen: s. die Gesammtausgabe von 1821. III, 5. fgg.) zu gering angeschlagen: sie sind wirklich erlebt, voll wahrhaften Pathos, in der Form durchgearbeitet und wohllautend und nehmen in jeder Hinsicht unter den Liebesliedern jener Zeit einen hohen Rang ein.

[2]) Voß, a. a. O. I, 298.: „Neulich (Januar 1776) hab' ich einen Brief von Göckingk bekommen, der mir eingesteht, daß mein Almanach unstreitig den Vorzug hätte, und daß er seinen nur pro forma fortsetzen wolle, mir auch sogar seine beste Epistel anbietet."

[3]) a. a. O. 322. 324.

[4]) Siehe Voß' Nachwort zum Almanach von 1787 und seinen Brief an Gleim in dem Vossischen Briefwechsel, II, 284., wo er in seiner beliebten derben Weise sagt: „Ich glaubte es meiner Ruhe schuldig zu sein, einer Hülfe, die mich durch ihre Unsicherheit zur Verzweiflung, Taubenmist und Schildriemen anzubeißen, bringen könnte, lieber gänzlich zu entsagen." Vgl. II, 114. III, 127. 167., so wie auch den Briefwechsel bei G. von Halem's Selbstbiographie, p. 64. Ueber die Angelegenheiten des Almanachs handeln auch Voß' Briefe an Klamer Schmidt in Halberstadt, IV, 125. fgg.

Voß' empfindlichen Widerspruch, der in dieser literarischen oder gar kaufmännischen Concurrenz eine Verletzung alter Freundschaft sah [1]). Nach Bürger's Tod (1794) kam die Redaction an K. von Reinhard, den Freund Bürger's und Herausgeber seiner Werke, unter dessen Händen sich der Almanach mühselig und unter wechselndem Schicksal fortschleppte bis 1804, wo endlich die Theilnahmlosigkeit des Publikums seine fernere Existenz unmöglich machte [2]). Nicht einmal so lange hatte der Almanach von Voß sich erhalten: der letzte Jahrgang desselben war bereits 1800 erschienen. — Der Charakter beider Almanache ist sich ziemlich gleich: auch aus dem Hamburger verschwindet mehr und mehr der ungestüme Drang der Göttinger Bundesjahre [3]), das Genie wird abgelöst von der Spießbürgerlichkeit, die Ode weicht dem geselligen Liede, das ganze Buch wird der Sammelplatz alles Mittelmäßigen und Trivialen. Wenn nun der

---

[1]) Diese Correspondenz zwischen Voß und Bürger siehe in Voß' Briefwechsel, II, 66. fgg. Auf sie folgt nur noch ein Brief Bürger's von 1789, die Subscription auf seine Gedichte betreffend (ebendas. 70.). Wie sehr die Freundschaft zwischen Beiden gestört war, zeigen auch namentlich die lieblosen und harten Urtheile, welche Voß öfters über Bürger's Homerübersetzung äußert.

[2]) Siehe K. von Reinhard's eigenen Aufsatz „Der Göttingische Musen-Almanach" im Gesellschafter für 1823, Blatt 100.

[3]) Auch die Polemik gegen Wieland und dessen Richtung nahm sehr bald ein Ende. Zwar im Alm. für 1777 richtet Voß' Gedicht „der Sklave" (p. 81.) noch einen sehr bittern Stachel gegen Wieland's unpatriotische Tranquillität, einen Stachel, den man dem späteren Abdruck (S. W. p. 158.: der zufriedene Sklave) nicht mehr so deutlich anmerkt, da bei ihm das Motto aus Wieland weggelassen ist. Aber 1781 (p. 62.) duldet Voß schon, daß Wieland auch in seinem Almanach gerühmt wird, freilich von Gleim, der ihm eine Respectsperson war. Und der früher so arg verhöhnte Jacobi zählt schon 1779 unter den Mitarbeitern des Almanachs. Von Bundesgliedern bleibt dem Almanach, und zwar dem Vossischen, nur Miller getreu: vgl. Voß' Briefe an Miller, II, 85. fgg.

Bürger'sche Almanach einige Zeit lang durch die Beiträge des Herausgebers einen ansehnlichen und unläugbaren Vorzug erhält, so ist dafür der Abfall nach Bürger's Tod nur um so sichtbarer und kläglicher [1]). Aber die Zeit war vorüber, wo Musenalmanache überhaupt von Bedeutung waren, und selbst der von Schiller herausgegebene (1796 bis 1801) konnte weder eine lange Dauer gewinnen, noch hat auch er, Göthe's und Schiller's eigne Arbeiten, die Xenien namentlich und die Romanzen abgerechnet, welche hier zuerst erschienen, einen dauernden Einfluß auf unsere Literatur behauptet.

Boie und das deutsche Museum.

Das zweite der oben erwähnten Institute ist das deutsche Museum, welches 1776 von Boie und Dohm gegründet und von Ersterem bis 1791 fortgeführt wurde. Allerdings, als Boie in der Mitte der siebziger Jahre Göttingen verließ und gleichsam die literarischen Aemter und Würden niederlegte, welche er bis dahin in der Gesellschaft seiner jüngeren Freunde bekleidet hatte, scheint es seine Absicht gewesen zu sein, dem gesammten literarischen Treiben fortan zu entsagen. Denn eben in Göttingen und in seinem Verhältnisse zum Bund mochte er empfunden haben, wie schwer es ist, an der Spitze einer aufgeregten und lebhaft producirenden Jugend sich selbständig zu behaupten und doch diese bevorzugte, diese leitende Stellung nicht dem Uebergewichte des Genies, dem glücklichen

[1]) An neuen Namen treten in beiden Almanachen nach der Reihe auf: Langbein, Kosegarten, Salis, Heydenreich, Bürde, Tiedge, Matthisson, v. Nicolay, Halem, Bouterweck, Seume, Conz, Falck u. s. w. Dem Vossischen Almanach sind die Wiener Poeten (Blumauer, Alxinger, Retzer: 1780), dem Bürger'schen dagegen Lichtenberg, Voß' bittrer Feind, und dann (seit 1790) die Schlegel und Woltmann eigen.

Erfolge eigener Productionen zu verdanken, sondern nur dem Ansehn des Aelteren, der nüchternen Besonnenheit des Kritikers, der Gewandtheit des erfahrenen Geschäftsmannes. So war auch seine Einwirkung auf den Bund immer äußerlicher und unbedeutender, sein Verhältniß zu ihm wohl immer unbehaglicher, seine Autorität immer wankender geworden. Ja er selbst, statt, wie er Anfangs that, den Bund zu bestimmen, war bestimmt worden von ihm, das junge Volk war ihm über den Kopf gewachsen und nicht er zeichnete seine Bahn dem Bunde vor, sondern der Bund riß ihn selbst mit fort auf einen Weg, den er freiwillig nie betreten hätte. Er hatte sehen müssen, wie Klopstock, den er von jeher innigst verehrt, niemals aber hatte anbeten, nie der Kritik entziehen wollen, in diesem Kreise als absolut vergöttert wurde; er hatte dulden müssen, daß Wieland, an dessen Dichtungen er bis dahin ein aufrichtiges Wohlgefallen gehabt hatte, als Verräther und Verführer einer öffentlichen Aechtung preisgegeben ward; die Franzosen, an denen er selbst sich gebildet, mußte er verspotten und verfluchen, den französischen Geschmack, die Eleganz und Sauberkeit ihrer Form, die ihm so wohl zugesagt hatte, mußte er als unwürdige Tändelei verspotten hören; er mußte alte werthe Verbindungen, wie mit Gotter, mit Heyne gelockert und Göttingen, wo er so lange friedlich und umgänglich gelebt, in bitterster Feindschaft, in offenem Krieg mit dem Bunde sehen; ein Feind endlich alles Extremen, alles Gewaltsamen und Carrikirten, mußte er sich selbst außer Stande finden, auch innerhalb des Bundes das heilige Gesetz der Mitte aufrecht zu erhalten. Und dies Alles mußte er nicht bloß dulden, sondern er mußte es auch unter seinem Namen dulden, — noch mehr: er mußte es selbst mitwirkend theilen,

und wir haben schon gelesen, wie Voß rühmen durfte, daß bei der Klopstocksfeier Boie, der nicht raucht, doch auch einen Fidibus aus Wieland's Schriften nehmen und auch mit dem Fuße auf den Idris stampfen muß! — Nun endlich sah er durch Klopstock's Entwürfe dem Bunde ein neues Ziel gesteckt: die kastenartige Beherrschung der Literatur, die Tyrannei unter der Maske des gelehrten Freistaates, welche, bei der freien Entwicklung, die er, seiner billigen und leidenschaftlosen Denkungsart gemäß, jeder literarischen Richtung zugestanden wissen wollte, er unmöglich gut heißen konnte.

Und hätte es zu all diesen inneren Gründen [1]), die ihm eine Veränderung seiner bisherigen Stellung wünschenswerth machten, noch eines andern, äußeren bedurft, so fehlte in der That auch dieser nicht. Boie war, wie wir gesehen haben, eine gewandte und praktische Natur, es mußte ihm daran gelegen sein, diese Fähigkeit auf einer würdigeren Bühne zu bethätigen und die abstracte Stellung des Hofmeisters, des Schriftstellers mit einer amtlichen Thätigkeit, mit einer Betheiligung am Staat und der Gemeinde zu vertauschen. Er verließ also Göttingen und ging nach Hannover, um hier, nachdem er so lange, wie man es nannte, nur den Musen gedient, endlich auch den Eintritt in den Staatsdienst zu versuchen. Auch hier gebrach es dem bescheidenen Manne nicht an dem bescheidnen Glück: es gelang ihm, bei den Dithmarsen, denen er verwandt war durch die Biederkeit seiner Gesinnung,

[1]) Namentlich ärgerte ihn die polemische Deutschthümelei seiner Freunde: „Im Almanach war Vossens Angriff (in der Ode „Deutschland") an der unrechten Stelle. Er hat mich dadurch in keine kleine Verlegenheit gesetzt und meinen Vorsatz, ganz mich davon loszumachen, beschleunigt." Boie an Merck, I, 57.

als Landvogt ein ansehnliches und ehrenvolles Amt zu erhalten, das ihm ein reiches Feld tüchtigen Wirkens öffnete, und in welchem er nach einer langen und fruchtbaren Thätigkeit, von seinen wackern Marschbauern geachtet und geliebt, im Jahre **1806** als dänischer Etatsrath starb [1]).

Indessen geschah dieser Uebertritt in das praktische Leben, für welches er recht eigentlich berufen war, nicht so schnell, daß seine alte literarische Neigung ihn nicht noch einmal in die Literatur zurückgeführt hätte. Vielmehr bald nach dem Abgange von Göttingen, schon im Jahre **1776**, sehen wir ihn mit Dohm das deutsche Museum gründen, so daß er also noch einmal an der Spitze eines literarischen Institutes steht, und zwar diesmal eines solchen, für welches er in Wahrheit geeigneter war, als wie in Göttingen Haupt und Heerführer einer jungen übermüthigen Dichterschaar zu sein. Das deutsche Museum sucht die Mitte zu halten zwischen belletristischem und wissenschaftlichem, zwischen unterhaltendem und belehrendem Journal; doch ist das letztere Element bei Weitem stärker vertreten und die eigentliche Grundlage des Ganzen. Charakteristisch ist, daß das Blatt sich fast aller Kritik enthält; dagegen bietet es den Nachbildungen der Alten, namentlich aber der altdeutschen Literatur einen bedeutenden Raum. Seine vornehmste Tendenz ist [2]), Fragen des öffentlichen Interesses, politische Ereig-

---

[1]) Vgl. die Beilage von Ernestine Voß zu Voß' Briefen, IV, 345.

[2]) Boie an Merck, I, 70.: „Das Museum ist der wissenschaftlichen Unterhaltung gewidmet; wir wollen so gut, wie möglich, die Gegenstände der itzigen Aufmerksamkeit zu fixiren suchen, immer am meisten auf das Rücksicht nehmen, was Deutschland näher angeht und mit der Zeit es ganz zu einem deutschen Nationaljournal zu machen suchen... Rezensiren wollen wir eigentlich nicht, aber wohl große Werke der Ausländer, die nicht ganz übersetzt werden können und müssen, ausziehen, einzelne Stücke aus

nisse, Maßregeln der Regierungen und dergleichen allgemeine und praktische Angelegenheiten zu erörtern; es thut dies mit einem anständigen Freimuth, einer unbefangenen Sicherheit, die dem heutigen Leser die schmerzliche Ueberzeugung aufdrängt, daß das Selbstgefühl, das Gefühl für Oeffentlichkeit und Freiheit der Mittheilungen, in der deutschen Nation seit siebenzig Jahren nicht stärker geworden ist, sondern schwächer. Denn wenn die öffentliche Stimme sich ihres Rechtes bewußt wäre, würde sie auch die Kraft gewinnen, sich dasselbe zu erobern, und welche Censur der Welt will ein Volk schweigen machen, das sich bewußt ist, reden zu wollen, weil es reden kann?! Dem deutschen Museum aber war in den öffentlichen Angelegenheiten eine Sprache vergönnt und es hat dieselbe geführt, wie sie heute, nach zwei Menschenaltern, nach den unermeßlichen Fortschritten, die inzwischen unsere Bildung, unsere Wissenschaft, unsere Kunst gemacht haben, uns nicht mehr erlaubt ist. —

Boie's eigener Antheil an dem Museum ist sehr gering: er beschränkt sich, so viel man erkennen kann, auf wenige, sehr unerhebliche Notizen. Dagegen finden sich aus dem Göttinger Kreise reichliche Beiträge von Bürger und von Voß [1]),

solchen übersetzen und bei Gelegenheit über einzelne Bücher was sagen... Die kleinere gesellschaftliche Poesie verbleibt den Almanachen, aber größere Stücke von jedem Ton und Manier werden mir immer willkommen sein."

[1]) Die Beiträge von Bürger siehe im Jahrg. 1776, I, 1. (Uebersetzung des Homer.) 440. (Aus Daniel Wunderlich's Buch, über den Begriff der Poesie.) 1777, I, 193. (Dido, nach Virgil.) II, 435. (Ueber Büchernachdruck.) 1779, I, 534. (Uebersetzung des Ossian.) Die Beiträge von Voß, unter denen besonders seine Streitigkeiten mit der Allg. deutschen Bibliothek, mit Lichtenberg und Heyne zu merken, sind bereits

namentlich von den Stolbergs, welche, mit Göckingk, sowie späterhin mit Halem zusammen, die vorzüglichsten Lieferanten der Museumspoesien sind. Einen eigenthümlichen Artikel bilden die Reisebriefe und Berichte, der erste Anfang, wie es scheint, von demjenigen, was späterhin unter dem Namen der Correspondenzen eine stehende Rubrik unsrer Journale geworden ist: nur daß die Correspondenzen des unmodischen deutschen Museums sich um ernstere Dinge drehen, als die der heutigen modernen Blätter, weniger also um die Bretterbühne [1]), als um die Bühne der Weltgeschichte, weniger um Anekdötchen und Stadthistörchen, als um die öffentlichen Angelegenheiten, um die Beamten, die Verwaltung und die Einrichtungen von Städten und Provinzen. Die ganze Haltung des Blattes drückt vortrefflich den Charakter seines Herausgebers aus: es ist vielseitig, nüchtern, parteilos und anständig, um Nebenbuhler, wie um die Gunst der Menge unbekümmert, ein ernsthaftes und tüchtiges Blatt. In dieser Farbe hat Boie, an welchen Dohm schon nach zwei Jahren die ungetheilte Redaction abgab, das Museum bis zum Jahre 1788 erhalten, wo der veränderte Geschmack des Publikums vermuthlich kein Behagen mehr an dieser soliden, aber trockenen Nahrung fand, und nach einem kurzen Versuche, es als „Neues Deutsches Museum" noch einmal in Aufnahme zu bringen, sah Boie sich genöthigt, das ganze Unternehmen fallen zu lassen. (1791) [2])

---

in dem Verzeichniß seiner Schriften im Anhang zu Bd. IV. der Br. p. 295. fgg. aufgeführt.

[1]) Doch finden sich allerdings auch Theaterberichte, nur daß sie von Lichtenberg sind und Garrik's Darstellungen erläutern: 1776, I, 265. II, 982. 1778, I, 11. II, 433.

[2]) Die Angelegenheiten des deutschen Museums bilden den hauptsäch-

Hölty.

Wenden wir uns nun von Boie zu den eigentlichen Dichtern des Bundes, so dürfen wir unsere Uebersicht füglich mit Hölty beginnen, welcher, von einem frühzeitigen Tode dahingerafft, am Ersten aus diesem Kreise geschieden ist. Er hatte Miller nach Leipzig begleitet[1]), war dann in die Einsamkeit seines väterlichen Dorfes zurückgekehrt und rüstete sich

lichsten Gegenstand des Briefwechsels zwischen Boie und Halem, der jetzt bei der Biographie des Letzteren veröffentlicht worden ist. Auch anderweitig sind diese Briefe zur näheren Kenntniß Boie's nicht unergiebig, z. B. sein sehr charakteristisches Urtheil über Heinse's Ardinghello, „dies Meisterstück der üppigsten Phantasie und Philosophie: ich möchte dies Stück haben schreiben können und doch nicht geschrieben haben," (p. 65. Bruchstücke des Ardinghello waren, zum Theil in usum Delphini kastrirt, früher im Museum erschienen) womit man unten Friedrich Stolberg's Urtheil aus demselben Briefwechsel vergleiche; ferner über die Dramen der Stolberge, wogegen Voß' Br. III, 179. u. s. w. — Uebrigens lag eine ins Einzelne gehende und vollständige Geschichte des deutschen Museums außer den Grenzen dieses Buches, indem dasselbe erst im Zusammenhang mit den übrigen Journalen der Zeit richtig gewürdigt werden kann. Eine vollständige Geschichte des deutschen Journalismus von Thomasius an ist nun aber eine ebenso mühselige und die Kräfte eines Einzelnen fast übersteigende, als nach gerade unentbehrlich gewordene Arbeit: gerade in dem Treiben der Tagesschriften, in der Kritik, den Neigungen und Abneigungen der Zeit, liegt gleichsam das feine Nervengeflecht der Literatur in offener Thätigkeit vor uns; sie sind die Gradmesser der öffentlichen Bildung, die Quellen, aus denen wir das literarische, das ästhetische Bewußtsein der Zeit erkennen und das eigentliche Werden und Weben der Literatur selbst begreifen. Und diese reichen Schachte der Erkenntniß liegen nun verschüttet und verschlossen, wir kennen kaum die Titel jener Journale und auch diese sind uns, der ungeheuren Mehrzahl nach, leere Namen und nichts weiter. Welche Frucht dagegen und welche lebendige Einsicht in die Entwicklung des deutschen Geistes dürfte die Literaturgeschichte sich versprechen, wenn diese Schachte geöffnet, diese hohlen Schemen unter der Hand des Geschichtschreibers zu lebendigen und beredten Gestalten würden! —

[1]) Vgl. seinen Reisebrief im Leben Hölty's von Voß, XXXVII.

eben, Voß' Aufenthalt in Wandsbeck, die idyllischen Freuden und die Uebersetzerleiden desselben zu theilen, als ein Siechthum, welches schon lange an ihm genagt, im Jahre 1776 seinem Leben und damit allen Hoffnungen, die seine Freunde, die er selbst in seine dichterische Zukunft gesetzt hatten, ein Ende machte. Die Entwicklung Hölty's bewegt sich daher in den engsten Grenzen, die Welt außerhalb des Bundes hat am Wenigsten auf ihn gewirkt; mithin sind in ihm die Nachklänge jener Göttinger Jahre am Reinsten und Unvermischtesten erhalten. Wir haben ihn schon oben als eine in sich gekehrte, sentimentale, träumerisch weichliche Natur bezeichnet; es kommen daher auch in ihm hauptsächlich nur diejenigen Elemente des Bundes zur Darstellung, welche dieser Anlage seiner Persönlichkeit entsprechen, am Meisten also die Kleist'sche Naturschwärmerei, die ihm, dem ländlich Erzogenen, Ungewandten, der durch städtische Gesellschaft leicht gestört und verdrossen wurde, ein wirkliches und lebendiges Bedürfniß der Seele war [1]. Nun erhielt diese sentimentale Mischung des

[1]) Die Erzählungen von Hölty's spaßhafter Ungewandtheit und seinem Sonderlingswesen sind zum Theil sehr wunderlich: „Nicht selten geschah es, wenn er nach Tische mit seinen Freunden auf der Gasse ging, daß ihn jemand anhielt und zum Kafe nöthigte. Hölty fragte nach der Wohnung und war plötzlich verschwunden. Aber bald kam er wieder daher gewankt, ohne sich merken zu lassen, daß er weggewesen war. Er ging nur hin, machte dem Wirth einen Bückling, trank, ohne ein Wort zu sprechen, was ihm eingeschenkt wurde und ging wieder weg... Er war mit einigen Freunden bei Hahn, als die Nachricht kam, daß Klopstock durch Göttingen reisen würde. Er hatte sich bisher ganz ruhig, mit dem Butterbrod in der Hand, auf dem Stuhle gewiegt; mit einemmal stand er auf und bewegte sich langsam und stolpernd auf der linken Ferse herum. Was machst Du da, Hölty? fragte ihn Einer. Ich freue mich! antwortete er lächelnd." Voß vor der Ausgabe der Gedichte, p. XV. XIII. vgl. X. XXVIII. und die Ged., p. 70. Ueber seinen Naturenthu-

Hölty'schen Charakters, diese ursprüngliche Neigung, abwärts von der Welt in die Einsamkeit der Natur zu flüchten, noch eine besonders lebhafte Färbung durch das Bewußtsein seiner Krankheit, durch die Ahnung seines unabwendbar frühen Todes. Er fühlte sich ausgeschlossen von dem Leben, in welchem dort außen die Andern sich so freudig tummelten, der einsam tröstenden Natur und den stillen Gräbern zugesellt. Hier horcht er der Nachtigall, die bald ihm nicht mehr singen soll, hier lehnt er sich an die bemoosten Kirchhoffsteine, unter denen nun auch er bald schlummern wird, hier sieht er die Blüthe regnen vom Apfelbaum und sieht in der fallenden Blüthe das Bild seiner eignen Jugend. Wo er diesen lebendigen Inhalt seines Gemüthes poetisch darstellt [1]), da sind seine

---

siasmus schreibt er selbst: „Mein Hang zum Landleben ist so groß, daß ich es schwerlich über's Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte, ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche." Brief von 1775. a. a. O. p. XXIII. Er ist ein lebendiger Geßner, sein Gesichtskreis erweitert sich nicht über Kleist's Frühling: „Der schöne Mai ist so weggeschlüpft. Ich schlenderte den ganzen Morgen im Garten oder im nahen Walde herum; oder lag im Grase und las den Messias oder im Shakespeare." p. XLIV. „Wir haben jetzt die angenehme Heuernte, die Wiesen duften von Heuduft und wimmeln von Arbeitern. Ich liege oft in der Dämmerung auf einem Heuschober, und hänge meinen Phantasien nach, bis der silberne Mond am Himmel hervorgeht und mich angenehm überrascht." (XLVI.) Einem solchen Gemüth war es natürlich, zu singen:

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!"

(S. das Landleben, p. 105. vgl. 121.) Daher auch die vielen Mailieder u. dgl.

[1]) vgl. a. a. O. 70. 94. 97. 133. 169. 223. und seinen Brief an Voß in der Einleitung, XXIII.: „Den größten Hang habe ich zur länd-

Gedichte durchaus erfreulich und auch noch jetzt für Jeden, der sich über Einzelnes hinwegzusetzen weiß, was in der Form vielleicht veraltet ist, von großer und wahrhafter Wirkung. Aber über diese Sphäre hinaus, weil der Inhalt seines Wesens über sie nicht hinausreicht, versagt ihm sein Talent; er wird conventionell, unwahr und darum ohne poetischen Effect. Wir haben schon gelesen, wie ihm auf diese Art die Romanze mißlingt; auch die Stellen, die wir aus seinen deutschthümelnden Oden mittheilten, werden hinlänglich dargethan haben, wie unwahr und gespreizt dieses ihm ursprünglich fremde Pathos sich bei ihm entwickelt. So geht es ihm nun auch besonders mit der Liebe: seine Liebesgedichte sind abstract und ohne Sinnlichkeit, voll seraphischen Schwungs, meist an das Nebelbild der künftigen Geliebten gerichtet [1]). Ist somit der Kreis der Hölty'schen Poesie auch nur eng und die Melodie seiner Leier nur eintönig, so hat er doch diesen Kreis erschöpft und diese wenigen Klänge mit einer Innigkeit und Wahrheit angeschlagen, daß sie noch jetzt unsre Herzen ergreift. Und so ist es eine gerechte Fügung des Schicksals, daß Hölty, vor manchen bedeutenderen Talenten, die, wie er, frühzeitig abgerufen wurden, in der Liebe des deutschen Volkes unvergessen geblieben ist und gerade sein Andenken in dem Munde, in dem Herzen jeder neuen Generation aufs Neue lebendig wird. Der bescheidene Dichter, der die Gabe des Liedes so hoch und heilig achtete, eine Stimme der Götter, zum Guten und Besten

---

lichen Poesie und zu süßen melancholischen Schwärmereien in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil."

[1]) Die künftige Geliebte ist ein besonderes Lieblingsthema seiner Muse: 109. 145. 153. 201. vgl. 80. 102. und die Briefe in der Einleitung, XXIV. XXXVIII. XLIII.

aufzumuntern, und dessen brechendes Auge so sehnsüchtig an dem Kranze der Unsterblichkeit hing, den er sich nicht beschieden glaubte[1]), hat es wohl verdient, daß die Nachwelt ihm diesen Kranz freiwillig dargebracht hat, und es wäre, glauben wir, von der Kritik nicht wohlgethan, wollte sie diesen Schmuck seines Grabes nicht mit schonender Dankbarkeit erhalten.

Hahn und Cramer.

Mit Hölty ward auch Hahn von einem raschen Verhängnisse ereilt; aber darin begünstigte das Schicksal ihn weniger, daß es ihm nicht vergönnte, sich selbst durch dichterische That ein Denkmal zu errichten, und seine frühe Gruft nicht, wie die seines Bundesbruders, mit einem aufkeimenden Lorbeer schmückte. Sein literarischer Nachlaß beschränkt sich ausschließlich auf die erwähnten Gedichte in den älteren Göttinger Almanachen; sein Andenken wird nur durch die Briefe und Mittheilungen seines Freundes Voß bewahrt. Diese nun lassen uns ahnen, daß Hahn diejenige Richtung, welche damals die Stürmer und Dränger in ihren dramatischen Charakteren vorzüglich darzustellen strebten, das Aufzehren nämlich des

---

1) „Welch ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden.... Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter sein, wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirne trägt,.. so soll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!" — (Leben Hölty's, XXII. XXIII.)

Subjects in thatenlosem Unmuth [1]), in seinem eigenen Leben wirklich eingeschlagen: die Flamme, die einst so hell aufgelodert in ihm, sank in sich selbst zusammen, er ward schwermüthig und apathisch. Auch äußerlich scheint er in ein wüstes Wesen verfallen zu sein; die alte innige Freundschaft mit Voß ward mannigfach erschüttert und getrübt [2]), bis endlich 1779 dieser an Esmarch schreibt: „Hahn ist im Mai gestorben, bis an sein Ende ein Menschenhasser. O Empfindlichkeit, Mutter der Tugenden! aber ohne Vernunft, Erzieherin von tugendlügenden Furien, gieb mir meinen Freund wieder!" [3]) —

Vielleicht, wenn Hahn lange genug gelebt hätte, um Zeuge der politischen Ereignisse zu sein, die wenige Jahre

[1]) Namentlich Klinger liebt die Darstellung solcher, wie man es jetzt nennt, blasirten und zerrissenen Gemüther; so der Blasius in Sturm und Drang (Theater, II, 263.), der „ewig am Bratspieß steckt" und von sich selber sagt: „Nein, ich lieb' nichts. Ich hab's so weit gebracht, nichts zu lieben und im Augenblick Alles zu lieben und im Augenblick Alles zu vergessen . . . Ich bin zerrissen in mir, und kann die Fäden nicht wieder auffinden, das Leben anzuknüpfen. Laß! ich will melancholisch werden; nein, ich will nichts werden." (a. a. O. 268. 270. 288.) Aehnliches im „leidenden Weib", das Tieck irrthümlich unter Lenz' Schriften aufgenommen hat: vgl. Gervinus, IV, 582.

[2]) So schreibt Voß schon im März 1776 an Miller (II, 91.): „Ueber Hahn hatte ich Closen etwas geschrieben, das er ganz mißverstanden hat. Das beste Mittel, ihm zu zeigen, daß man des Freundes Fehler sehen und doch Freund bleiben kann, wäre, wenn ich jetzt Hahn nachdrücklicher unterstützen könnte . . . Freund bleiben, hab' ich gesagt; aber der Grad und die Wärme der Freundschaft wird natürlich durch die Art seiner Fehler bestimmt. Wem ich gleichgiltig bleibe, den kann ich unmöglich so lieben, als den, der meine Liebe mit ebenso viel Gegenliebe vergilt. Was geht mich sein Genie und alle seine übrige Vortrefflichkeit an, wenn er seiner Trägheit auch nicht einmal die kleinste Gefälligkeit zu meinem Besten ablocken mag!" Vgl. p. 96., wo er der „kaltsinnige" heißt.

[3]) a. a. O. III, 192.

später in dem benachbarten Frankreich die republikanischen Träume, die Tugend= und Freiheitsideale der Göttinger Jugend zu verwirklichen schienen und die auch in Deutschland alle regsamen Köpfe entzündeten, hätte dies auch ihn aus seiner Versunkenheit wieder aufgeweckt; ja vielleicht, bei der früheren Heftigkeit seines Charakters, hätten diese Ereignisse ihn ebenso mit sich fortgerissen, wie es Cramer widerfuhr. Dieser wiederholt denselben Weg, auf welchen wir ihn bei den Anfängen des Göttinger Bundes fanden, den Weg also von der Schwärmerei für Klopstock zum politischen Freiheitsenthusiasmus, nun auch in seinem spätern Leben. Er war Professor in Kiel geworden und gab als solcher das bekannte Buch: „Klopstock, Er und über Ihn" heraus, welches gleichsam die Actenstücke, die symbolischen Bücher für die Anbetung Klopstock's, sammeln sollte, die hier auf den äußersten Gipfel getrieben wird [1]). Schon in dieses Werk spielen die Beziehungen auf die französische Revolution hinein, für welche er sich mit unmäßiger Heftigkeit begeisterte; vollständig aber sind ihr die verschiedenen Aufsätze und Arbeiten gewidmet, welche er seit 1792, in Gemeinschaft mit dem Dänen Baggesen, in Gestalt einer Zeitschrift unter dem Titel „Menschliches Leben" erscheinen ließ. Er selbst nennt diese Schrift „das eigentlichste Werk seines eigentlichsten Ichs, das schon länger als zweimal neun Jahre auf dem Stapel seiner Ein=

---

[1]) „Ein wunderliches Werk. Es sollte Sammlung der Werke, Leben, Kritik, Panegyrikus und Alles werden. Klopstock hätte es nicht gestatten müssen, daß dies Werk unter seinen Augen angefangen ward." Gervinus, IV, 114. Es ist dies die weitläuftige Ausführung der schon 1777 begonnenen „Briefe von Tellow an Elise" und erschien von 1780 bis 1793 in sechs Bänden: vergl. Merkur von 1780, 3, 261.

bildungskraft lag," womit die Keime desselben also ausdrücklich in die Göttinger Zeit zurückgeleitet werden. Durch diese Schrift aber, sowie durch die Heftigkeit, vielleicht sogar die Eitelkeit, mit welcher er in mündlicher Lehre und Unterhaltung den Verfechter der französischen Revolution machte, ward er höheren Orts anstößig und mußte, weil es ja eine alte Erfahrung sein soll, daß der Mund schweigt, wenn der Magen bellt, seine liberalen Ideen mit der Entsetzung vom Amte büßen (1794), — ein Verfahren, das damals noch ungewohnter und auffälliger war, als es seitdem geworden ist, und daher, wiewohl in verschiedenem Sinne, das Interesse der Zeit lebhaft beschäftigte [1]). Cramer aber begab sich nun

---

[1]) Wie Friedrich Stolberg, einst sein Bruder und Busenfreund, den Vertriebenen empfing, erzählt Voß in: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? p. 28.: „Daß in Kiel der Professor Karl Cramer entlassen, diese bestürzende Nachricht nahm ich mit auf die Reise. Cramer hatte die ewigen Begriffe von Freiheit, die, ohne Bestimmung einer Regierungsform, nur gegen Willkür und Gewaltsamkeit sind, oft so schief gefaßt, so wunderlich ausgedrückt, daß ich dem zürnenden Stolberg rieth, um die Freiheit in übeln Ruf zu bringen, müßten die Gewalthaber Cramern zum Fortschreiten durch Auszeichnungen ermuntern, durch höheres Gehalt oder durch ein Adelsdiplom. Der sich selbst allein schädliche Mann ward, weil er in adligen Gesellschaften unerfreuliche Dinge hinplauderte, dem edlen Bernstorf als ein gefährlicher angezeigt. Bernstorf ermahnte den Sohn seines Freundes, warnte, drohte; umsonst, Cramer trotzte, seiner Unschuld sich bewußt; und es geschah, was bei gelassener Behandlung zu vermeiden war. Bald nachher, da Bernstorf noch Cramer's Reue und Herstellung wünschte, trafen sich Cramer und Fritz Stolberg in Plön, Freunde von der Kindheit her und Duzbrüder. Der Unglückliche, der seinem Fritz nichts zu Leide gethan, der nur dem Adel Bürgertugenden gewünscht hatte, ward wie fremd übersehen, wie verpestet gescheut; er ging in des Wirths Garten und weinte sich aus." — Vergl. auch die charakteristischen Briefe Cramer's an Halem aus den Jahren 1792 bis 1794, a. a. O. p. 146. 161. 165. Ueber das damalige gelehrte Kiel hat Böttiger im

Dieser wilden Gährung, welche als ein Element seiner Zeit auch Göthe empfunden und in der auch er schmerzlich gerungen, hatte er selbst im Werther sich entledigt [1]); für die Andern aber, die jetzt über ihren eigenen Inhalt erst an der Göthe'schen Manifestation desselben recht zum Bewußtsein kamen, indem sie hier in lebendiger Gestalt, mit hinreißender Wahrheit dargestellt und ausgesprochen fanden, wovon sie selbst in unruhvoller Ahnung sich beängstigt und erschüttert fühlten, wurde dasselbe Werk, das für Göthe Abschluß und Beruhigung gewesen war, vielmehr das Signal und der eigentliche Beginn einer gewaltsam überschwänglichen Epoche, und der Werther des Romans, wie er aus dem Leben entnommen und entstanden war, ging nun wieder über in's Leben und wurde wirklich, weil er wahr gewesen. Denn dies ist überhaupt die göttliche Kraft des Dichters, des Sehers in

[1]) Er selbst nennt den Werther „eine Generalbeichte, nach der ich mich wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt fühlte... Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen: und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publikum, und dieses Büchlein, was mir so viel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen." Dichtung und Wahrh. III, (S. W. 26.) 227. Diese Kategorie von der Wirklichkeit, die Poesie wird, und der Poesie, die Wirklichkeit werden will, hatte ihm Merck bei Gelegenheit des Stolberg'schen Besuches an die Hand gegeben, und Göthe gebraucht sie oft und gern: „Dein Bestreben," sagte Merck, „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug." a. a. O. IV, (S. W. 48.) 95. Richtiger würde dies Verhältniß vielleicht als das abstracte und das concrete, das inhaltlose und das erfüllte Subject ausgesprochen.

der Sprache der Alten, daß er der stummen Qual seiner Mitwelt Worte leiht, und die Träume, die in nebelhaftem Umriß das gemeinsame Hirn der Zeit durchzucken, in Bild und Gestalt fest bannt, so daß nun an dem Funken, den er herausgeschlagen, an dem Tone, den er angegeben, sich eine allgemeine Gluth entzündet, ein allgemeines Echo sich donnernd fortrollt.

Man weiß, wie gewaltig und allverbreitet der Erfolg des Werther war; auch der Göttinger Kreis, bei der Aufmerksamkeit und Verehrung, welche er den Göthe'schen Productionen darzubringen bereits gewohnt war, konnte ihm nicht verschlossen bleiben [1]). Und zwar war es hier Miller, der die Anregung des Werther vorzüglich in sich aufnahm und sie in eigenen Versuchen reproducirte. Allein als die zarte, weichliche, fast mädchenhafte Natur, als der Seelenverwandte Hölty's, den wir oben in ihm geschildert haben, war Miller nur für die eine, die sentimentale, die empfindsame Seite des Werther'schen Pathos empfänglich. Auch in den Miller'schen Romanen ist die Empfindung, das Gemüth, die Leidenschaft

---

[1]) Vgl. Voß' Br. I, 36. Nur Boie, seinem nüchternen und unparteiischen Charakter auch hier getreu, scheint diese Begeisterung nicht völlig getheilt zu haben, wenigstens giebt er auch hier wieder den Gegnern gleichfalls Gehör, indem er an Merck schreibt: „Nicolai's Freuden Werther's haben mich sehr überrascht. Vieles darin ist so übel nicht. Mich verlangt, was unser Göthe dazu sagen wird. Man sieht hier (in Göttingen) dies Dings sowohl, als den Werther ganz schief an." Daß übrigens Nicolai selbst es mit diesen Freuden Werther's gar nicht so feindselig gemeint hatte, giebt sowohl die Anzeige in der Allg. deutschen Bibl. (XXVI, 1, 102. vgl. XXXIII, 2, 510.), als seine Correspondenz an Merck zu erkennen: I, 65. fgg. Vgl. Göthe, in Dichtung und Wahrh. III, (S. W. 26.) 230. fgg.

das Unbedingte, göttlich Berechtigte [1]), auch in ihnen geräth das Herz in Conflict mit der Gesellschaft, den Gesetzen und der Sitte: aber sie entbehrt bei ihm jener Mannhaftigkeit, jenes tollkühnen Muthes, der im Werther die eigene Vernichtung der Niederlage vorzieht. Die Miller'schen Helden resigniren, sie vergießen Thränen statt Blut, sie zehren sich ab, sie sterben langsam hin, statt, wie Werther, in rasch entschlossener That sich selbst, oder wie der Bauer in Wahlheim, den Andern, den Nebenbuhler, zu ermorden; sie sind ein sanftes frauenzimmerliches Geschlecht, dünn und schattenhaft, eine dämmernde Mondnacht gegen den Wetterstrahl des Werther.

So stellt Miller in der Gesellschaft der Stürmer und Dränger gleichsam das Weib dar, das wort- und thränenreiche; und da nun zu aller Zeit, und namentlich in Deutschland, die Zahl derer, die lieber reden und weinen, größer gewesen ist als die der energischen und thatkräftigen Naturen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß der Effect des Siegwart den des Werther für den Augenblick fast noch übertraf. Alles, was von Klopstock, von Kleist und Geßner, ja was von Brockes' Zeiten her von Empfindsamkeit, Rührung, Weichherzigkeit in der deutschen Nation angesammelt war, machte sich im Siegwart und der enthusiastischen Aufnahme, die ihm zu Theil ward, Luft. Es war, als wären mit einemmal die Schleusen aufgezogen für die Thränenfluth eines

---

[1]) „Ich weiß, daß jede Rührung, jede Erweichung des Herzens schon an sich gut ist." Vorr. zu dem „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit," p. 6. — Ueberraschend ist, wie Miller dies Princip auch theoretisch für die Productionen der Kunst mit fast Göthe'scher Energie ausspricht, Hamb. MAlm. für 1777, p. 36.: An ihn, der's fühlt:

Poet ist Schöpfer. Schaff Dein Werk,
Stell's dar, wie Gott der Herr die Welt;
Und sprich: Es ist gut!

Jahrhunderts, man wurde nicht satt zu weinen und zu seufzen, der blasse Mond wurde das eigentliche Gestirn des Tages, und hatte bisher Werther vielleicht hie und da einem warmblütigen Jüngling den Gedanken an ein gewaltsames Ende erbaulich und wünschenswerth gemacht, so sehnte sich nun die gesammte deutsche Jugend, langsam hinzuschmachten, in Thränen auszulöschen wie Siegwart und Marianne. Und so erlangte und behauptete Siegwart gegen Werther in der That das Vorrecht, daß die Tradition des Publikums mit seinem Namen eine Epoche benennt, die viel richtiger und ihrem eigentlichen, ursprünglichen Inhalte viel entsprechender, mit dem Werther bezeichnet würde [1]).

Dieser große Effect wurde, vielleicht nicht verstärkt, wohl aber noch verallgemeinert und ausgebreitet durch ein zweites Element, welches, wennschon es mit der Ueberschwänglichkeit und Autonomie der Empfindung eigentlich in geradem Widerspruche steht, in Miller dennoch neben dieser einhergeht. Es ist dies das didaktische Element, die Lehr- und Nützlichkeitspointe, die er mit allen Extravaganzen der Empfindsamkeit zu verbinden sucht. Gleich an der Spitze des Siegwart spricht er es als seinen Zweck aus, durch die Empfindung, durch das Herz auf die sittliche Besserung, die Belehrung des Lesers wirken zu wollen: jeder Roman soll, nach seinem Ideal, unterrichten, und er wiederholt es mehrfach mit Nachdruck, daß ein guter Dichter ein „guter Mann" sein müsse, sonst sei er ein schädlicher Mensch [2]). Hierin wirkt nun wohl eines Theils der uns bekannte sittliche Rigorismus der Göttinger

---

[1]) Vgl. Gervinus, IV, 523.

[2]) Vorr. zum Siegwart, vgl. I, 293. II, 308. 317. III, 756. (der zweiten Ausg.)

nach, theils aber und hauptsächlich ist es Miller's persönlicher theologischer Standpunkt, der sich hier geltend macht. Es ist unmöglich, in dem Verfasser dieser Romane den angehenden Theologen, den zukünftigen Prediger zu verkennen; daher die triviale und billige Moral, das Salbungsvolle des Tones, die weitschweifige Kanzelberedsamkeit, die systematische, chrienartige Disposition in Motivirung und Ausführung. Siegwart ist, mit Einem Worte, ein gezähmter Werther, viel zu sanftmüthig, um nach der Pistole zu greifen, viel zu theologisch, sie abzudrücken [1]). — Je mehr nun aber in Miller's nachfolgenden Schriften die farblose Sentimentalität sich erschöpft hat und je mehr das eintönig Ermüdende derselben dem Verfasser selbst mochte fühlbar werden, um so mehr tritt dagegen das didaktische, das moralische Interesse hervor, und wenn bereits in dem „Akademischen Briefwechsel" (gleichfalls seit 1776) einzelne Stellen sich lediglich um moralische und theologische Fragen drehen, so ist endlich der „Briefwechsel eines Vaters mit seinem Sohne" (1785) nichts mehr, als eine breite Bettelsuppe von moralischen Rathschlägen, Warnungen und Vorschriften. Aber was die Miller'schen Romane dadurch in unsern Augen an ästhetischem Werth einbüßen, das gewannen sie in den Augen der Zeit an moralischem, und dadurch an Wirkung und Verbreitung: der Werther machte die jungen Leute wild, sie wurden desperat, sie schossen sich todt; aus dem Siegwart konnte nichts Schlimmes entstehen, als

[1]) Gutfried, ein Freund des Siegwart, liegt krank an verzweifelnder, hoffnungsloser Liebe: „Der verschlossene Gram wüthete heftig in ihm und leckte allen Lebenssaft hinweg... Kronhelm und Siegwart redeten ihm zu, sich doch selbst zu schonen und kein Selbstmörder zu werden! — Das werd' ich auch nicht, sagte er, dazu hab' ich zu viel Christenthum und weiß, daß es Sünde ist."

höchstens ein nasses Taschentuch und ein verweintes Gesicht — und das eine trocknet und das andere erholt sich wieder.

In all diesen Miller'schen Romanen ist nun der eigentliche epische Bestandtheil, das Historische, die Fabel, außerordentlich gering und schwächlich. Aber woher auch sollte dem jugendlichen Verfasser die epische Anschauung kommen, da er ja immer nur in idyllischer Zurückgezogenheit von der Welt gelebt hatte? Es ist ohne Frage Miller's selbsterlebte Jugend und die eigene Neigung des Verfassers, wenn er uns den Siegwart [1]) schildert, wie er sich frühzeitig, schon als Knabe, zurückzieht in die „schöne stille Natur": mitten im Spiel stiehlt er sich von seinen Kameraden weg, sammelt Blumen, giebt auf jedes Würmchen Acht, sieht der Biene zu, horcht jedem Vogel, liegt träumend im Moos an der Quelle und kennt für die Zukunft eben auch kein höheres Ideal, als (wie Hölty) eine Hütte am Silberbach und ein liebendes Herz darin! [2]) Was Miller

---

[1]) Siegwart erschien zuerst 1776 in zwei Bänden; er wurde sogleich wiederholentlich nachgedruckt und schon im folgenden Jahr von dem Verfasser selbst, umgearbeitet und erweitert, in drei Bänden neu herausgegeben. Der Verfasser von Miller's Leben in den Zeitgenossen, IV, 1, 73. fgg. vermuthet (p. 81.), daß Miller die äußerliche Anregung zu diesem Werke bei seinem Aufenthalt in Leipzig durch den Buchhändler Weygand erhalten habe, seinen Anverwandten und den Hauptverleger für die damalige modernste Literatur, der wohl ein Seitenstück zum Werther zu acquiriren wünschte. Die wunderbare Behendigkeit, mit welcher Miller in wenigen Jahren eine Masse dickleibiger Romane zusammenschrieb, und die schriftstellerische Trägheit, in die er versank, sobald eine gesicherte amtliche Stellung ihn der literarischen Industrie überhob, macht es in der That nicht unwahrscheinlich, daß letztere an der Entstehung des Siegwart einigen Antheil gehabt, wie ja auch die übrigen Göttinger Freunde meist von Uebersetzerei und Autorschaft sich nährten. — Vollendet wurde der Siegwart jedoch erst nach der Rückkehr nach Ulm: vgl. die Briefe von Schubart in Malten's Weltkunde, 1840, II, 36.

[2]) I, 11. 250. II, 310. fgg. Ebenso kehrt sich Werther von der Bil-

auf diese Art aus seinem eigenen Leben und dem allerdings sehr beschränkten Kreise seiner eigenen Erfahrungen in den Roman übertragen hat, entbehrt nicht einer gewissen Naturwahrheit, und hat daher, wenn man von der Einförmigkeit und Unbedeutendheit dieses Stoffes absehn will, sogar einiges Interesse. Am Häufigsten begegnen uns Anklänge an die Göttinger Zeit, aus der die Naturliebelei, die excentrische Freundschaft, die Freiheitsliebe mit dem abstracten Tyrannenhaß [1]), vor Allem aber die Vergötterung Klopstock's hier wieder auftauchen. Klopstock ist auch hier das Schiboleth, an dem die Geweihten, die Menschen von „Gemüth" sich erkennen: die ganze Liebeshistorie zwischen Therese und Kronhelm entwickelt sich an Klopstock, an der gemeinsamen Lesung seines Messias und den bewundernden Gesprächen über ihn; auf den Messias schwören die Liebenden sich ewige Treue und es ist ihnen, als hätten sie aufs Evangelium geschworen [2]); alle Bücher will das Mädchen sich nehmen lassen, nur nicht

---

dung zur Natur, von den Geschäften zum Müßiggang, von den Erwachsenen zu den Kindern, von den Menschen zur Einsamkeit. Was Siegwart betrifft, so soll er zwar zu Anfang neben diesem weichlichen Element auch etwas vom Kraftgenie, etwas Heldenmäßiges haben: er ist Anführer bei den Knabenspielen, liebt die Jagd u. dgl. Allein, wie schon der Recensent in der Allg. deutsch. Bibl. bemerkt (XXXIII, 1, 48. fgg.), diese beiden Seiten bleiben unvermittelt, und der Verf. selbst läßt die heroische Richtung sehr bald gänzlich fallen, so daß der Charakter consequent, nun aber auch völlig sentimental und weibisch wird.

[1]) So haßt der junge Siegwart Cäsar, den Eroberer, weil er „keinen höheren Zweck kannte, als ein freigeborenes Volk, das ihn nie beleidigt hatte, das ihm nicht einmal im Wege stund, seiner Freiheit, des höchsten Gutes, daß es kannte, zu berauben." I, 274. Das erinnert an Klopstock's und der Göttinger Auffassung Karl's des Großen.

[2]) Diese Scene ist so charakteristisch, daß wir sie wohl ganz hersetzen dürfen; sie ist dem Abschied zwischen Kronhelm, Siegwart's Freund, und

den Messias und die Bibel, ja verbrennen wollen sie die Werke aller übrigen Dichter und nur Klopstock verschonen und Kleist. Denn, wie innerhalb des Göttinger Bundes, so wird Kleist auch hier im Roman nächst Klopstock verehrt: Siegwart mit seiner Gesellschaft feiern ihm Frühlingsfeste, ganz ähnlich, wie wir es von den Göttinger Freunden gelesen haben, ihre

---

seiner Schwester Therese entnommen: „Sie setzten sich wieder an den Tisch; Therese stützte ihr Gesicht auf ihre Hand und neigte sich über den Messias her. Ihre Seele ward nun auf Einmal heftiger bestürmt; der Gedanke an die immer näher rückende Trennung faßte sie ganz; Ihr Busen schlug heftiger; Ein Seufzer folgte dem andern, und Kronhelm hörte die Thränentropfen auf das Buch fallen. Er ergriff ihre Hand; Sie führte die seinige auf das Buch, und er fühlte, daß es naß war. Da that er in seinem Herzen einen Schwur, ihr ewig treu zu sein! Der Schwur war ihm so heilig, als ob er ihn über dem Evangelio geschworen hätte. Der Donner ward immer stärker und der Regen heftiger, — Das ist eine heilige und feierliche Nacht, sagte er. — Um Eins kam der abnehmende Mond zuweilen zwischen zerrissenen Gewitterwolken hervor, und goß sein blasses melancholisches Licht auf die Liebenden herunter. Sie beobachteten ihn lang am Fenster, küßten sich zuweilen, sprachen abgebrochene Worte, und fühlten, was die Sprache nicht beschreiben kann." (II, 374.) — Hiezu vergleiche man die Gewitternacht im Anfang des Werther, bei der ersten Bekanntschaft zwischen ihm und Lotte, wo ebenso, wie hier eine reife Neigung an dem Namen Klopstock's sich befestigt, an demselben Namen eine sprossende Liebe sich erkennt: „Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung auf mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen und sah nach ihrem Auge wieder — Edler! hättest Du Deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun Deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!" (S. W. 16, 36.)

Thränen fließen um den raschen Tod des Helden und die Mädchen streuen Blumen zu seinem Andenken [1]).

Völlig inept dagegen wird Miller, wo er die Zustände der wirklichen Welt, die Sitten der Gesellschaft, Charaktere und Verhältnisse des Lebens schildern will; hier fehlt ihm alle Kenntniß der Welt, alle Kraft und Grazie der Darstellung: er will wahr, er will volksthümlich sein, und wird kindisch oder roh. Nicht einmal die Klostersituation [2]) hat er mit einiger Geschicklichkeit ausgebeutet; seine Nachfolger (denn bekanntlich hat der „Siegwart, eine Klostergeschichte," zu all den unzähligen Klosterromanen, die ja noch jetzt in unsern Leihbibliotheken nicht ausgestorben sind, die Veranlassung gegeben, ähnlich wie Götz zu den Ritter-, Schiller's Räuber zu den Räuberromanen: das ist so der Abfall der Literatur, die Trebern, mit denen das Volk satt gemacht wird!) haben das Grelle und Wirksame dieses Stoffes viel besser herausgefunden. Allein je größer das Unbehagen ist, das diese Romane als künstlerische Production dem heutigen Leser erwecken, je deutlicher wird uns, wie unsäglich groß in den siebziger Jahren das abstracte Interesse der Empfindsamkeit gewesen sein muß, indem es selbst von der ungeheuren Langenweile dieser Machwerke [3])

---

[1]) III, 756. Auch Kleist wird außerordentlich oft genannt; auch Geßner fehlt nicht (III, 582. 601.), und ebenso wenig die Polemik gegen Wieland: denn gewiß muß auf diesen gebeutet werden, was hier gegen Rost und überhaupt alle sinnliche, schlüpfrige Poesie gesagt wird: II, 293.

[2]) Auch auf diese war er durch freilich nur sehr oberflächliche Jugendeindrücke geführt worden, die sich schon während des Aufenthalts in Göttingen in den „Nonnenliedern" kund gaben, von denen er, bei der Neuheit, die solche Stoffe damals in unserer sich erst bildenden Literatur hatten, auch sprichwörtlich der „Nonnendichter" hieß: Zeitgenossen, a. a. O. 82. 101.

[3]) Vgl. die Recension im Merkur 1777, 2, 255. Von allen Angriffen, die er wegen seiner Romane zu dulden hatte, empfand Miller keinen

sich nicht abspannen und stören ließ. — Gleichzeitig, vielleicht noch vor dem Siegwart, gab Miller einen zweiten Roman

---

schmerzlicher, als die Travestie oder richtiger (in dem uns nun schon bekannten Sinne) Romanzirung seines Siegwart, welche ein Fr. Bernritter unmittelbar nach dem Erscheinen desselben herausgab unter dem Titel: „Siegwart oder der auf dem Grabe seiner Geliebten jämmerlich erfrohrene Kapuciner. Eine abentheuerliche aber wahrhafte Mord- und Kloster-Geschichte, die sich vor etlichen Jahren im Fürstenthum Oetingen mit eines Amtmanns Sohn und eines Hofraths Tochter aus Ingolstadt zugetragen. Der christlichen Jugend, zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht, und abzusingen nach dem Lied: Hört zu, ihr Junggesellen rc." Hier wird die ganze Historie vom Siegwart mit „possirlicher Traurigkeit" nacherzählt; die bezügliche Seitenzahl des Romans ist als Beleg neben jeden Vers an den Rand gesetzt. Wir theilen, bei der Seltenheit des schnurrigen Büchleins, und zugleich zur weiteren Charakteristik der ehemaligen bänkelsängerischen Romanze, Anfang und Schluß mit:

Erster Theil.

„Ihr edle weiche Seelen! — Bl. 1.
Verschmäht mein Büchlein nicht,
Und lasset euch erzählen
Die neue Klostergeschicht:

Von einem feinen Knaben,
Der Xaver Siegwart hieß,
Aus einem Dorf in Schwaben, — 1.
Das an die Donau stieß.

Sein Vater aß gern Tauben, — Bl. 96.
Und war mit einem Wort:
Ein Mann von Treu und Glauben
Und Amtmann in dem Ort.... — 1.

Sonst hatte noch der Pursche
Ein zartes Schwesterlein,
Mit der er in Diskurse
Sich gar zu gern ließ ein.

Das Mädchen hieß Therese — 82.
Und wäre ganz Natur,
Aß kalte Milch und Käse
Auf seiner Garten Flur. — 90.

Las Aepfel auf und Bieren,
Blieb stets bei gutem Muth, — 9.

heraus, den „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit," einen Briefwechsel, den zwei Liebende sich schreiben, nicht etwa weil sie getrennt sind und ihre Zuflucht nehmen müssen zu Blatt und Feder, sondern nur weil, so lange sie bei einander verweilen, die Ueberschwänglichkeit ihrer Empfindungen sie nicht recht zu Worte kommen läßt; dies suchen sie nun schriftlich nachzuholen und drücken sich dann, spaßhaft genug, beim Wiedersehen die über Nacht geschriebenen Briefe in die Hand. Man kann hieraus schon ahnen, welch ein Uebermaß von Gefühlsseligkeit und wie wenig Wahrheit und Natur in diesem Briefwechsel herrscht: die Pointen des Siegwart, die Thränen, der Mond, Klopstock, Kleist, es kehrt Alles wieder, nur noch gestaltloser und nüchterner; auch haben sich hier die theologischen Anklänge und der predigerhafte Ton schon ganz in den Vorgrund gedrängt[1]). Endlich ließ er in demselben

Und war den Officieren
  Von ganzem Herzen gut.

Las gern die Messiade — 175.
  Und andre Dichter mehr,
Und meint' es wäre Schade, — 276.
  Daß Kleist gestorben wär." (u. s. w.)

„Seyd, Jünglinge, gerühret
  Von dieser Kloster Mähr,
Doch, daß ihr nicht erfrieret,
  So folget meiner Lehr,

Legt lieber euch ins Bette
  In eures Mägdlein Arm,
Als auf die Grabesstätte,
  Dort liegt sich's nicht so warm."

Für diese Verhöhnung rächte sich Miller im Burgheim auf eine ziemlich plumpe Art: vgl. Zeitgenossen, a. a. O. 89.

[1]) Dieser „Beitrag" soll ausdrücklich, zum Theil wörtlich, an Werther erinnern: vgl. den Anfang der Einleitung und p. 96. 100. Bei der ganz willkürlichen Katastrophe im Schicksal des Helden mag ihm Hölty vorgeschwebt haben. Den seraphisch überschwänglichen Ton

Jahr noch einen dritten Roman erscheinen, den schon erwähnten akademischen Briefwechsel, der fast ausschließlich Göttinger Erinnerungen gewidmet ist; neu erscheint nur die Polemik gegen den Berliner Rationalismus, den poetischen sowohl als den theologischen, der Allgemeinen deutschen Bibliothek und überhaupt die Nüchternheit der „Berliner Philosophie", an der Miller zum Ritter zu werden, als Verfasser des Siegwart sich mochte berufen fühlen [1]). Aber selbst mit dieser raschen Production war die Fruchtbarkeit des Dichters, die salbungsvolle Beredsamkeit des Predigers noch nicht erschöpft; sondern unmittelbar darauf begann er die Geschichte Karl's von Burgheim, in der die eben besprochenen Elemente, nur immer dogmatischer, immer geschwätziger, zu einem endlosen Faden durch vier sehr umfangreiche Bände fortgesponnen werden, so daß, nach den Schutzreden der verschiedenen Vor- und

---

der Liebenden vertheidigt Miller auf gut theologisch folgendermaßen: „Es würde mir leid thun, wenn einigen Lesern das anstößig sein könnte, daß die Liebe hier von einer so ernsthaften Seite, in Verbindung mit der Religion, oder, daß ich's mit einem Wort ausdrücke, so heilig behandelt wird. Ist nicht die Liebe die allgemeine Empfindung der Menschheit? Kann sie nicht die traurigsten und glücklichsten Folgen haben? Muß sie also nicht ernsthaft behandelt werden? Ein edles frommes Weib ist unstreitig (dies sagt auch die Bibel) eine Gabe Gottes.. Mann und Weib wandeln mit einander durchs Leben in die Ewigkeit" u. s. w., denn nun wird dies Thema, hier und p. 42. fgg. nach allen Seiten hin, wie in einer Predigt, erbaulich und geschwätzig, an's Licht gestellt. — Man sieht, welch ein Standpunkt und welche Bildung dies war. Und doch fand dies Anklang, ja selbst die Allg. deutsche Bibl. (XXXI, 2, 500.) stößt laut in's Horn und rühmt „die Meisterhand, die dies schöne Gemälde der Zärtlichkeit ausgeführt."

[1]) Siehe besonders II, 98. fgg. Nicolai blieb ihm den Dank nicht schuldig: XXXIX, 1, 182. — Hier wird auch der Besuch geschildert, den er von Leipzig aus in Hamburg bei Klopstock, Claudius und Voß gemacht, wo namentlich die Klopstock'schen Lesezirkel ausführlich und mit großer Naivetät beschrieben werden: II, 68. 129. 190. 203.

Nachworte zu urtheilen, an dieser monströsen Erscheinung selbst die Geduld des empfindsamen Publikums müde ward [1]).

So ist der Karl von Burgheim der letzte Miller'sche Roman; was er noch weiter herausgab, war theils Theologisches, nämlich Predigtsammlungen, theils, wie die schon genannten Briefe eines Vaters an seinen Sohn, mit Theologie und Moral so versetzt, Beides aber so ganz unerheblich, daß die Geschichte der Literatur keine Notiz davon nehmen kann. Auch kümmerte er selbst sich wenig mehr um literarische und ästhetische Interessen: das Glück, wonach er die Helden seiner Romane verlangen läßt, behagliche Ruhe und Zurückgezogenheit, war ihm endlich in seiner Vaterstadt in einem geistlichen Amte zu Theil geworden; hier lebte er, die alten Erinnerungen an Göttingen und seine eigene poetische Zeit durch den Briefwechsel mit Voß unterhaltend, in gemüthlicher Unbekümmertheit, still und gleichmäßig, wie unsere Geistlichen zu leben pflegen, und die Reisenden, die durch Ulm kamen und etwa neugierig waren, den berühmten Verfasser des schwärmerischen, thränenreichen Siegwart kennen zu lernen, fanden sich nicht wenig überrascht, wenn sie in ihm einem „kalten, trockenen und verschlossenen Mann begegneten, von schlichtem und geradem Ansehn, mit einer Tabakspfeife im Munde ganz gemächlich schreitend." [2])

---

[1]) Diese „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau" erschien 1778 fg. und ward auch noch drei- oder viermal nachgedruckt. Vgl. Allg. deutsche Bibl. a. a. O. 184. — Seinen Aufenthalt in Zürch und den Lavater'schen Kreis, in welchem er 1775 mit den Stolbergs war, schildert er IV, 213. fgg.

[2]) Zeitgenossen, a. a. O. 98. Voß' Briefe an Miller stehen im Briefw. II, 83 — 153. Uebrigens waren Miller's Göttinger Freunde nicht sehr zufrieden mit seiner Romanschriftstellerei, am Wenigsten Voß, der ihm immer hart und eifrig ins Gewissen spricht; so 1780

Er starb 1814, nachdem er einige Jahre zuvor (1804) noch die Freude gehabt, nach dreißigjähriger Trennung Voß, den alten Bundesbruder, wieder zu umarmen und mit ihm das Gedächtniß vergangener Zeiten aufzufrischen.

Bürger.

Wenn nun also hienach von der revolutionären Entwicklung der Subjectivität, von dem Pathos der Stürmer und Dränger, in Miller nur die selbstgenügsame, die weichherzige und sentimentale Richtung zur Darstellung kommt, und auch diese mehr theoretisch in der Dichtung, als daß er sich praktisch durch sie die Behaglichkeit seines Lebens hätte beeinträchtigen lassen; so sehen wir Bürger dagegen mit Leib und Seele, mit Leben und Gedicht, von der vollen Fluth dieses Pathos ergriffen und verschlungen werden. Wir haben schon oben gelesen, mit welchem lebhaften und wetteifernden Enthusiasmus Bür-

nach dem Karl von Burgheim: „Richte die Ohren Deines Geistes wieder auf und horche auf die olympische Harfe Apollons. Deine Romane gehören mehr und weniger zur Ohrenhängerei." u. s. w. a. a. O. 107. Und schon 1776 klagt er gegen Hölty über Miller's „ewiges Moralgeschwätz und Nutzenstifterei", sowie 1799 an Boie: „Miller schreibt mir neulich mit vieler Behaglichkeit von seinem neuen Wasserroman, wovon er mir bewies, daß die Schuld an mir läge, wenn er mir nicht gefiele. Ich werde nun ganz schweigen und ihn das Lob der Unmündigen einathmen lassen." Br. IV, 116. III, 192. u. s. w. Ein ergötzlicher Brief von Bürger (.. „Fast zu Tode habe ich mich verwundert, als ich die Siegwarts, die Briefwechsels, die ꝛc. und die ꝛc. erblickte und den Namen meines lieben Millers als Verfassers austrompeten hörte. Zum Henker, Freund, wo nehmt Ihr denn alles Zeug dazu her? Ich armer Teufel kann nichts als Verse zu Markte bringen; von Euch hergegen erwarte ich nun leicht einen neuen dicken Herkules und Herkuliscus." u. s. w.) wird in den Zeitgen. p. 90. mitgetheilt; Miller's Antwort s. im Gesellschafter, 1823. Bl. 160. S. 769. und bei Döring in Bürger's Leben, 109.

ger das früheste Werk dieser Richtung, den Götz, in sich aufnahm. Noch deutlicher würden wir diesen Uebergang zu den Stürmern und Drängern verfolgen können, wäre ein Brief aufbehalten oder doch veröffentlicht, welchen er bald nach dem Erscheinen des Götz geschrieben und dessen Göthe mehrfach gedenkt, weil derselbe „als ein Beleg dienen kann, was die Erscheinung des Götz damals gewirkt und aufgeregt hat und daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen keineswegs die Rede war."[1]) Indessen, um gewiß zu sein über das Resultat und die wirkliche Vollendung dieses Ueberganges, zu welchem Bürger, wie wir früher gesehen haben, durch die ursprüngliche Mischung, die lebendige und feurige Sinnlichkeit seiner Natur vorbereitet war, bedarf es dieses näheren Zeugnisses nicht, da in den Bürger'schen Gedichten selbst die Geschichte seines Lebens und seiner eigenen Thaten vor uns liegt.

Wir haben Hahn, den Menschenhasser, den Zerrissenen, mit einem Charakter aus Klinger's Sturm und Drang verglichen; eine andere dramatische Figur jener Zeit verwirklicht sich in Bürger: er ist der Fernando aus Göthe's Stella, der Mann zweier Weiber[2]).

Wir verließen Bürger zuletzt da, wo ihm durch die Lenore der Lorbeer des Dichters, durch ein Amt der feste Boden des bürgerlichen Lebens gesichert schien. Zum Amt, wie es der

---

[1]) Göthe, in Dichtung und Wahrh. III, (S. W. 26.) 207. IV, (48.) 91. vgl. Bd. 49, p. 42.

[2]) Der jetzige tragische Schluß der Stella stammt aus einer späteren Umarbeitung des Stückes; in der ursprünglichen Ausgabe bleibt Stella am Leben und theilt sich mit Cäcilien in den Besitz Fernando's, so daß sich auf diese Art das alte Märchen vom Grafen zu Gleichen vollständig wiederholt: vgl. Nicolai's Brief an Merck, I, 79. Und dies Schauspiel war ausdrücklich „für Liebende" geschrieben.

Lauf der Welt ist, fand sich die Frau: aber — „schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder der glühendsten Leidenschaft für die zweite (ihre jüngere Schwester) in meinem Herzen. Diese Leidenschaft legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, insgeheim es wirklich zu sein." [1]).

Also was die revolutionären Poeten jener Zeit nur als Postulat aufstellten, was sie nur in der Dichtung darzustellen und zu behaupten wagten, die unbedingte Berechtigung der Leidenschaft, die Emancipation der Liebe von Gesetz und Sitte, die Erhabenheit des Subjects über den Rechtszustand der Welt, über Meinung und Achtung der Gesellschaft, — dies Alles ward von Bürger in tollkühner That aus der Theorie übertragen in die Praxis seines Lebens. Und wenn nun das Bewußtsein dieses Zwiespaltes, in welchen er mit Gesetz und Welt gerathen ist, ihn quält, wenn er geängstigt wird von den Widersprüchen seines rechtlosen Zustandes, wenn er im innersten Grunde der Seele fühlt, wie unzulänglich dennoch diese Alleinherrschaft des Herzens ist, wenn er verzweifelnd aufschreit zu

---

[1]) Auszug aus Bürger's Brief an Elise, seine dritte Frau, in „Bürger's Ehestandsgeschichte," Berlin 1812, p. 45. fgg. Doch ist, wie aus eben diesem Buche hervorgeht, die Sache nicht ganz so glimpflich, wie er sie hier darstellt: es war keine Entsagung von Seiten der Frau, sondern — eine Theilung.

Gott, wohin denn endlich diese Fluth ihn treiben soll; so ist es dennoch nicht das Herz, das er anklagt, es ist nicht die Leidenschaft, die er verdammt, nicht die Gesetzlosigkeit, die er als die Quelle seiner Unruh' erkennt: sondern gegen das Gesetz selber richtet er seinen Haß, weil es da ist, weil es äußerlich gilt und ihm die süße Sättigung seiner Leidenschaft verkümmert. „O Robinson's Insel," ruft er aus, „wer auf dir allein wäre umschirmt von den wolkenhohen Brandungen des Oceans!" [1]) Er klagt zu Gott, „daß in Christenlanden kein Altar vorhanden, der seine Liebe weihe"; er möchte die Welt umbilden, möchte Tempel einstürzen um aus ihren Trümmern seiner Liebe einen Altar zu bauen. Denn an dem Recht und der vollen Giltigkeit seiner Leidenschaft zu zweifeln und sich selbst die Schuld dieser Zerrüttung beizumessen, kann ihm nicht in den Sinn kommen: „die Leidenschaft war ja nicht seiner Willkür anheimgestellt, die Natur selbst hat diesen Samen in das Feld des Herzens gestreut, wo er nun aufgeht und wächst, ohne sein Zuthun, wie Kraut und Blume, wie Gras und Rohr im Thal und auf der Wiese. Und wer will ergründen, von wannen die Liebe kommt? Sie ist wie der Wind im Meer: ihr hört ihn wohl sausen, aber ihr wißt nicht, woher, wißt nicht, wohin er fährt? [2]) Das Herz

---

[1]) Brief an Gleim von 1782: Lit. Convers. Bl. 1822. Nr. 32. S. 128. auch bei Döring, 118.

[2]) Die Sonne, sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;
Hinab will der Bach, nicht hinan;
Der Sommerwind trocknet, der Regen macht naß,
Das Feuer verbrennet. — Wie hindert Ihr das? —
O laßt es gewähren, wie's kann!

Es hungert den Hunger, es durstet den Durst,
Sie sterben, von Nahrung entfernt.
Naturgang wendet kein Aber und Wenn —
O kalte Vernünftler, wie zwinget Ihr denn,
Daß Liebe zu lieben verlernt?

ist ein Proteus, Niemand kann nur eine Stunde vorher etwas Gewisses von ihm prophezeihen; Gefühle kommen und verschwinden, wie der Dieb in der Nacht. Dieser unwiderstehbaren dämonischen Gewalt haben er und Molly selbst sich unterwerfen müssen: sie waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit nur darin bestand, daß sie sich liebten, ohne sich dies weder gegeben zu haben, noch nehmen zu können. Die sittliche Verirrung daher, in welche sie sich verloren, ist keine Schuld, sondern eine Krankheit:

Sinnig sitz' ich oft und frage,
Und erwäge herzlich treu
Auf des besten Wissens Wage,
Ob „Uns lieben" Sünde sei?
Dann erkenn' ich zwar und finde
Krankheit, schwer und unheilbar;
Aber Sünde, Liebchen, Sünde
Fand ich nie, daß Krankheit war.

Er fühlt auch selbst, wie diese Krankheit an seinem Leben nagt, und wie in ihr die sonst so gesunde Blüthe seines Leibes sowohl, als seines Geistes, vor der Zeit dahinwelkt! Er ist nicht derjenige, der er sein könnte und wirklich sein würde, hätte ein freundlicheres Schicksal ihm gelacht:

Meiner Palmen Keime starben
Eines bessern Lenzes werth!

Aber dennoch — laß die Krankheit nur gewähren, da Genesung nicht gelingt! ja er will diese Krankheit nähren, weil sie sein Leben ist und er sterben muß ohne sie." [1]) So

[1]) Dies Alles sind (meist wörtliche) Auszüge, theils aus den Gedichten, besonders aus der „Elegie, da Molly sich losreißen wollte" (S. W. 42.), theils aus seinen Briefen an Boie, Elise u. s. w. bei Althof und bei Döring.

bringt er der Leidenschaft sich selbst zum Opfer dar und wirft Ruhm und Glück und Frieden der Seele, Alles hinab in den Danaidenschlund der maß- und zügellosen Subjectivität, die sein Herr, sein Schicksal und sein Gott geworden.

Wie nun Bürger hier in der Sphäre des Lebens, im Thun und Handeln das versöhnende Maß der Sittlichkeit nicht findet, ebenso und aus diesem Grunde entbehrt der poetische Wiederschein dieses Lebens auch der wahren künstlerischen Vollendung oder mit Einem Wort, der Schönheit. Denn Schönheit und Sittlichkeit entwickeln sich beide wesentlich aus demselben Princip, ja sie sind selbst ein und dasselbe Ding, da sie beide auf der innerlichsten Durchbringung, der Sättigung und Harmonie zwischen Idee und Sinnlichkeit und der factischen, der plastischen Bethätigung dieser Harmonie beruhen, so daß man Sittlichkeit die Schönheit des Handelns, Schönheit die Sittlichkeit der Kunst wird nennen dürfen. Mensch und Dichter aber sind in Bürger's Zeit, nach den bereits vollendeten, uns bekannten Uebergängen unserer Kunst, nicht mehr zu trennen, am Wenigsten gerade bei Bürger selbst, der, wie wir wissen, nicht aus der Abstraction, sondern aus der Fülle des frisch quellenden Lebens dichtete. — Diesen Mangel an Schönheit in den Bürger'schen Gedichten nun hier im Einzelnen nachzuweisen, sind wir durch die bekannte Recension von Schiller überhoben, der mit dem ihm eigenen, für jene Zeit und die damalige Stufe der Aesthetik wahrhaft bewundernswerthen divinatorischen Takte den eigentlichen Lebenspunkt oder vielmehr den wunden Fleck, das Todesmal der Bürger'schen Poesie gefunden hat [1]). Auch die in der Einleitung dieses Buches

[1]) Man beachte besonders folgende Stelle, in der uns Schiller, allerdings in der Sprache seiner Zeit, das höchste Princip aller Kunst

angedeutete und versprochene Parallele zwischen Bürger und Günther wird in dem, was hier so eben über Bürger gesagt ist, bereits ihre Erledigung gefunden haben. Günther, wie Bürger zeichnen sich dadurch aus, der Eine gegen die Poeten seiner Zeit überhaupt, der Andere speciell gegen die jungen Dichter des Göttinger Bundes [1]), daß sie nichts Abstractes,

und Kunstbetrachtung ausgesprochen zu haben scheint: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Mit- und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthlage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der immer seinen einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so groses Talent kann dem Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.“ S. W. XII, 343. f. der neuesten Ausgabe.

[1]) Um die über diesen Punkt schon früher gegebenen Andeutungen zu ergänzen und zu erläutern, vergleiche man namentlich die seraphische Liebeslyrik der Göttinger mit Bürger's „Die Holde, die ich meine“ (früher „das Mädel, das ich meine“), wo gleichfalls die Liebe und die Geliebte selbst mit Gott in nächste Beziehung gebracht werden; aber nur wie ganz anders spricht sich hier die frische Lust der Sinnlichkeit aus, die sich freut an dem Geschöpfe Gottes, weil es so schön ist und sein Genuß so süß, als dort die abstracten Herr, Herr! und Heilig, Heilig! der Göttinger Odendichter. Man vergleiche:

„O was in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meine, lacht!

nichts Conventionelles haben, sondern volle, frische und lebendig producirende Subjectivität sind. Aber Beide sind eben maßlose Subjectivität, sie unterliegen Beide ihrer eigenen Leidenschaft und darum von Beiden gilt der Göthe'sche Ausspruch: „er wußte sich nicht zu zähmen und darum zerrinnt ihm sein Leben wie sein Dichten."

Denn auch an Bürger's Leben hat die Nemesis, die

Verkünd' es laut, mein frommer Mund:
Wer that sich in dem Wunder kund,
Wodurch in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meine, lacht?

Wer hat, wie Paradieseswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt? —
Er welcher über Meer und Land
Den lichten Himmel ausgespannt,
Er hat, wie Paradieseswelt
Der Holden blaues Aug' erhellt.

Wer tuschte so mit Kunst und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß?...
Wer schuf der Holden Purpurmund
So würzig süß, so lieb und rund?...
Wer hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiße Brust?...

Lob sei, o Bildner, Deiner Kunst
Und hoher Dank für Deine Gunst,
Daß so Dein Abbild mich entzückt
Mit Allem, was die Schöpfung schmückt"..rc.

Und dagegen nun das Gedicht aus dem Siegwart (III, 626.), in welchem dieser gleichfalls Gott für den Besitz der Geliebten dankt:

„Mein, o mein ist er, der Engel Gottes!
Banges Herz, wie kannst Du's fassen? Brich nur!
Schmilz in Thränen hin! Denn Dein ist,
Dein ist die Erwählte!

O ich sink' in Staub vor Dir, Du Geber!
Alle Thränen hast Du weggetrocknet,
Freuden hast Du mir erschaffen,
Ewig, wie mein Herz liebt."

u. s. w., denn in diesem Tone geht es noch weiter fort.

keusche Göttin des Maßes, sich gerächt. — Endlich nach zehnjähriger Qual, nachdem sein Hauswesen zerrüttet, sein Ansehn untergraben, der ganze Boden seiner Existenz erschüttert war[1]), hatte der Tod die angetraute, ungeliebte Frau von ihm genommen: Molly, die Einzige, die er jetzt „empfangen durfte in Geist und Herz am Altare der Vermählung", sollte den Balsam des Friedens in seine Seele gießen: er verläßt die Trümmer des alten Hauses, er geht nach Göttingen, dort als academischer Lehrer ein schon sich neigendes, aber neu belebtes Alter den Wissenschaften zu widmen[2]). Aber der Anker reißt, der dies Schifflein des Glückes hält: Molly, für die er Alles geduldet, um die er gerungen als seinen höchsten, seligsten Besitz — jetzt, da sie sein ist, stirbt sie. „... Meine Kräfte sind nun dahin, ich bin ein armer Stümper, ein Invalide geworden auf Lebenszeit. Man wälzt sich ja freilich aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tausendste merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber —!"[3])

Und hier wollen wir den Schleier fallen lassen über die

---

[1]) Schon 1780 schreibt Joh. Müller an Gleim: „Wir besuchten auch Bürger. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, bei seinen Leidenschaften. Ich beweine einen vormals geistreichen, sich überlebenden Jüngling." Körte's Br. deutscher Gel. II, 272. — In dieser Noth war es, wo er sich des ehemaligen Gleim'schen Projects erinnerte und Friedrich den Großen wirklich um eine ihm angemessene Anstellung bat. Der König, wie Bürger zu erzählen pflegte, versprach, aber vergaß. S. Althof, a. a. O. 437.

[2]) Die betreffende Correspondenz mit Heyne, Käftner, Lichtenberg siehe in den S. W. p. 476. fgg. Vgl. Heyne's Leben von Heeren, 287. Namentlich daß Bürger als Kantianer auftrat, war in Göttingen sehr unbequem; indessen hat Bürger es als Philosoph nicht weit gebracht und die Schiller'sche Recension verleidete ihm den Kantianismus bald gänzlich. Vgl. die Br. bei d. S. W. p. 789.

[3]) Br. an Boie, bei Althof, 440.

ferneren Schicksale Bürger's; sie sind so herbe, von so nackter Grausamkeit, daß sie das Auge beleidigen. Schamlos betrogen in einer dritten, leichtfertig geschlossenen Ehe[1]), niedergedrückt durch das Verdammungsurtheil, das die Welt über ihn, wie einst über Günther, ausspricht, freundlos und verarmt, mit stummem Munde, aus dem die süße Gabe der Lieder längst entwichen, stirbt Bürger hin, und nicht einmal der leidige Trost bleibt ihm, daß der Lorbeer des Nachruhms seine Gruft überschatten wird: denn auch ihn hat Schiller ihm entblättert. In der Geschichte der ganzen deutschen Literatur giebt es keine dritte Gruft, die uns mit so ernstem und erschütterndem Nachdenken erfüllt, als Günther's und Bürger's Gräber, von keiner andern Stätte spricht die Nemesis mit so warnendem Zuruf in unsre Seele, und es wäre gut, wenn auch die Dichter unsrer Zeit ein Ohr und ein Herz hätten für diese Stimme.

Die Stolberge.

Minder grell und nicht, wie bei Bürger, zugleich von äußerem Elend begleitet, dennoch aber um nichts weniger sichtbar, für Jeden, der im Abfall vom Geist und von der Freiheit den eigentlichen und alleinigen Verfall des Menschen erblickt, ist der Untergang, den die Stolberge gleichfalls durch ihre unberechtigte, maß- und schrankenlose Subjectivität gefunden haben.

Sollten wir, wie wir oben bei Bürger und Hahn gethan haben, auch Friedrich Stolberg (denn dieser allein kommt in

---

[1]) Eine nur allzu genaue Schilderung dieser Ehe siehe in der schon citirten „Ehestandsgeschichte"; das wichtigste Document dieses Buches, Bürger's Selbstschilderung, findet sich, mit kleinen Auslassungen, auch bei Althof, 450. fgg.

Betracht, wenn man von den Stolbergs redet: Christian, der ältere Bruder, lebt in der Geschichte nur gleichsam auf Friedrichs Rechnung mit) mit einem Charakter aus den Dramen jener Zeit vergleichen, so dürfte man ihn vielleicht den Weißlingen oder Clavigo des Göttinger Bundes nennen. Denn wie Clavigo zwischen der Leidenschaft der Liebe und der Leidenschaft des Ehrgeizes, zwischen Recht und Unrecht, Tugend und Laster hin und wieder schwankt, so schwankt Stolberg zwischen Fanatismus der Freiheit und Fanatismus der Unfreiheit, zwischen Aufklärung und Verfinsterung, zwischen Wollen und Vollbringen. Und wie Weißlingen zwischen dem alten, biedern Götz und dem verschlagenen Rath des Pfaffen, so schwankt Stolberg in peinvollem Kampf zwischen Voß und den Freunden aus dem Münsterland. Aber der Pfaffe siegt und Münsterland siegt auch, Clavigo verläßt seine Marie und Stolberg wendet sich der Maria zu, aber der himmlischen, der Mutter der Heiligen, der man Rosenkränze und Ave Maria's betet.

Ein solches Schwanken zwischen Licht und Nacht, zwischen Bildung und Verdumpfung, zwischen der Betheiligung am Geist und dem Abfall von ihm, ist allein da möglich, wo dieses Licht nur glänzen, nicht wärmen soll, wo diese Bildung nicht zur Sittlichkeit wird, wo also die Betheiligung am Geist abstract bleibt und den eigentlichen Kern des Wesens nicht erfüllt und nicht veredelt. Dieser eigentliche Inhalt ist bei den Stolbergs die schlechte, endliche Persönlichkeit, das edelmännische Bewußtsein, welches sie weder in der Religion, noch in der Kunst, noch in der Politik aufgeben wollen, so daß sie endlich aus der Lüge dieses halben und unwahren Zustandes zurückfallen — in der religiösen Sphäre aus dem

Protestantismus in den Katholicismus, in der Kunst aus der Verherrlichung des Alterthums in seine Geringschätzung, aus Tyrannenhaß in Freiheitshaß[1]). Wir haben dies schon oben berührt, wo wir, zum Theil in die spätere Zeit vorausgreifend, die Stolberge bei ihrem Eintritt in den Göttinger Bund charakterisirten; wir werden jetzt den näheren Verlauf und gleichsam die Stadien dieses Abfalls kürzlich betrachten.

Die letzte Krisis, die den Schlußstein und das offene Bekenntniß der ganzen Umwandlung bildet und daher die beiden andern, den Abfall vom klassischen Alterthum und von der Idee der politischen Freiheit, als Bedingungen und Stadien ihrer eigenen Entwicklung in sich trägt, ist die religiöse, und wiewohl sie sich am Spätesten vollendet, wird sie dennoch schon am Frühesten eingeleitet, nämlich schon auf der Schweizerreise, welche die Stolberge, bald nach ihrem Abgange von Göttingen, im Jahre 1775 machten. Göthe, der sie auf dem größten Theil dieser Reise begleitete, hat uns eine interessante Schilderung derselben aufbewahrt[2]), in welcher die Stolberge

[1]) Reichliche Actenstücke dieser Stolberg'schen Entwicklungsgeschichte sind, in Vossischem Sinne, zusammengetragen und commentirt von Dr. C. F. A. Schott: Voß und Stolberg oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunklung, 1820. Von Voß selbst gehören hieher: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? im 3. Heft des Sophronizon für 1819; die Bestätigung der Stolb. Umtriebe, 1820; auch Einzelnes in Voß gegen Perthes, I. II. 1822.

[2]) Dichtung und Wahrheit, IV, (S. W. 48.) 90. fgg., durch folgende charakteristische Betrachtung eingeleitet: „Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut, wie die andern und habe daran viele Jahre auf mehr als Eine Weise gelitten.“ Merck, der ebenso, wie bald dar-

ganz wie die übrigen fahrenden Genie's jener Zeit auftreten, zudringlich und heftig, renommirend, mit Tyrannenmord im Munde, mit überschwänglicher und unduldsamer Leidenschaft im Herzen. So kamen sie nach Zürch zu Lavater, und man mag aus dem gewaltig fesselnden Eindruck, den Lavater auf Göthe's schon damals ungleich klareren und gemäßigteren Geist ausübte, auf die Wirkung schließen, welche die schwärmerische Glaubensseligkeit, das phantastische, adelstolze Christenthum dieses Mannes auf die unstät ringende, abstract erregte, also für dergleichen Saat wohl nur zu empfängliche Seele der Stolberge machen mußte.

Auf welcher Stufe aber damals Lavater selbst stand, sieht man aus einem Briefe, den er bald darauf (1777) an Gaßner schrieb, den berüchtigten Teufelsbanner und Wunderthäter, den Lavater für einen leibhaftigen Boten Gottes hielt: „O Gaßner! ich weiß, daß ich nicht werth bin, an einen Mann Gottes zu schreiben. Bitten wir Gott, daß wir einander bald sehen können und daß sich kein Satan zwischen uns hinein drängt. Meine Seele dürstet nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Ich bedarf nichts wenigeres, als eines unmittelbar verbundenen Jesus." Gewiß ist dieser Standpunkt, auf dem Lavater sich auch in

---

auf auch Lessing in Hamburg aus den Schweizerbriefen der Stolberge (Voß im Sophronizon, p. 9.) das hohle Wesen derselben erkannte, war sehr unzufrieden mit dieser gemeinsamen Reise: und allerdings schon in Mannheim, als die Gläser in die Spiegel flogen, war es Göthe denn doch, „als ob Merck ihn am Kragen zupfe." Göthe, a. a. O. 95. 97. Für Göthe's ganzes Verhältniß zu den Stolbergs sind die Jugendbriefe an Auguste Stolberg (Urania von 1839) wichtig; das Verhältniß war nicht so kühl, Göthe selbst dem renommistischen Element der Stolberge damals wohl nicht so fern, als es späterhin ihm selbst erschien: vgl. Gervinus, IV, 537.

der religiösen Ueberzeugung der eigenen Arbeit des Geistes überheben und im müßigen Glauben sich anlehnen will an einen Heiligen, einen Wunderthäter, ja wo er einen ganz eigenen, einen exclusiven Christus für sich verlangt, dem Katholicismus bereits sehr nah verwandt, wie es überhaupt wohl nur Zufall war oder gar Schwäche, die sich scheute vor der Energie eines öffentlichen Bekenntnisses, daß nicht auch Lavater die protestantische Gemeinde öffentlich und förmlich verlassen hat.

Mit diesem Keim also in der Brust, der zwanzig Jahre später durch die Hamann'sche Pflanzschule der Galizin und ihrer Münsterschen Freunde zur Reife gebracht wurde, so daß in den Stolbergs die beiden großen Propheten der Mystik, der Magus des Nordens und der des Südens, Hamann und Lavater, sich die Hände reichen, kehrten nun die Stolbergs in ihre nüchterne norddeutsche Heimath zurück. Dieser Entschluß war nicht ganz freiwillig: vielmehr hatte Friedrich sich in Weimar ansiedeln wollen, welches damals, in der ersten Zeit nach Göthe's Berufung, der Herd und Sammelplatz der modernen Genialität, die Hofhaltung der Stürmer und Dränger zu werden versprach [1]). Klopstock indessen, der, wie auch die Göttinger Freunde [2]), Stolberg's Verkehr mit den Genialen nicht billigte, wußte diesen Plan zu hintertreiben, und so finden wir Stolberg in Eutin wieder, in Voß' Nachbar-

[1]) Gervinus, a. a. O. 539. fgg.

[2]) Vgl. die Urania v. 1839, p. 126. Schon im März 1776 schreibt Voß an Miller: „Die Grafen haben itzt ihre wärmsten Freunde außer dem Bunde und sind in ziemlich hohem Grade Genies geworden. Sie haben auch Wielanden Gedichte gegeben, ob sie gleich selbst gestanden, daß er keinem von uns Gerechtigkeit widerfahren ließe, wie sie's nannten. Von Hahn hatt' er sogar verächtlich gesprochen. O Freundschaft! edle Freundschaft!" Voß' Br. II, 92.

schaft, einer anmuthig idyllischen Geselligkeit, vor Allem der Poesie und eifrigen Studien des Alterthums, wie es scheint, mit Heiterkeit und eigener Befriedigung hingegeben.

Allein man würde sich täuschen, wollte man aus der Masse der Productionen, die Stolberg damals zu Tage förderte, und aus dem Ehrgeiz, mit dem er selbst seine Leistungen und Studien hervorhebt, auf den Ernst dieser geistigen Beschäftigung, auf eine wirkliche Hingabe an die Schönheit der Kunst, den edlen Gehalt des Alterthums und daher auf eine sittliche Frucht schließen, die ihm aus ihnen erwachsen wäre. Freilich war er der Uebersetzer des Homer, freilich schrieb er Tragödien im Stil der Alten, wo es hoch hergeht mit Timoleon und Freiheit und Griechenthum, ja er rühmte, mit gräflicher Vornehmheit den Dornen der Logik Hohn lächelnd, sich der Rosen, die ihm sein Plato gab:[1]) aber dies Alles war doch nur eine aristokratische Schönthuerei, ein Edelmannsvergnügen, mit dem er, im günstigsten Falle, sich selbst nur unterhielt; den Kern seines Wesens berührte es nicht, seine Dichtungen brachten ihm selbst keine Befreiung aus der dumpfen Trübung des Gemüths, er nahm keinen geistigen, keinen herzlichen Antheil am Alterthum. Dies Letztere zeigt sich unwiderlegbar in der Art und Weise, wie er denen gegenüber trat, die, im Gegensatz zu ihm, das Alterthum wirklich zu ihrem Inhalt gemacht und ein allerdings einseitiges, aber doch wirkliches und lebendiges Pathos aus ihm gewonnen hatten. Nicht Freunde, nicht Mitstrebende sieht Stolberg in diesen, er fühlt keinen verwandten Blutstropfen zwischen sich und ihnen, sondern seine Feinde sieht er in ihnen, verlorene, unchristliche Menschen, die zu verfolgen

---

[1]) Siehe die Jamben, im dritten Theil der S. W. p. 14. fg.

und, wenn es nur ginge, vor ein Ketzergericht zu ziehen, er für seine Pflicht hält[1]). Da war es denn nur noch ein kleiner Schritt, und die frisch duftige Welt des Alterthums war ihm eine Leichenkammer, die guten Alten waren Heiden, und Plato mußte sich gefallen lassen, aus der Bibel corrigirt zu werden.

---

[1]) Wir denken hier besonders an Stolberg's Manifest gegen die Götter Griechenlands von Schiller (Deutsches Museum, Augustheft v. 1788 und im Auszuge bei G. Schwab, Schiller's Leben, p. 281. fgg. Die ursprüngliche, von der jetzigen Bearbeitung sehr verschiedene Ausgabe des Schiller'schen Gedichtes s. in Hoffmeister's Suppl. zu Schiller, II, 267.) und an seinen Brief über den Ardinghello. In Ersterem heißt es u. A.: „Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn mir auch ein solches Lied den Ruhm des großen und lieben Homer zu geben vermöchte... Die Vorstellungen der christlichen Religion müßten dem Dichter, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger erscheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verband." Und dabei heißt ihm Homer, von dem die Griechen selbst sagten, er habe ihnen ihre Götter gegeben, doch noch groß und lieb! — Noch kapuzinerhafter ist der, ziemlich gleichzeitige, Brief an Halem über Ardinghello, bei Halem's Leben, p. 67.: „Hier sende ich Ihnen den Ardinghello zurück. Es ist dies Büchlein mit vielem Geist und Feuer geschrieben, aber der Geist ist ein böser Geist, das Feuer verzehrend, weder erhellend noch erwärmend. Wenn mich das heilige Gastrecht mit den Männern zu Oldenburg zu einer Bitte berechtigt, so bitte ich: o Ihr Männer zu Oldenburg! verbrennt das böse Büchlein, wenn Euch an der Tugend Eurer Schwestern, Weiber und Kinder etwas gelegen ist! .... Im freien Athen hätte kein Dichter die Tugend so ungestraft angreifen können" u. s. w. Auch die Reise nach Italien gehört hieher, besonders die bekannte Stelle, die Göthe ihm so übel nahm, daß an den Statuen „der heidnischen Künstler auch auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend wie eine schwarze Wetterwolke der Gedanke des Todes schwebe." G. W. VII, 310. Vgl. Göthe und Schiller in den Xenien (Hoffmeister, a. a. O. 110.), in denen die Stolberge überhaupt sehr mitgenommen werden; das war zum Theil noch Rache für die Recension der Götter Griechenlands: a. a. O. 138.

Zu keinem bessern Resultat hatte ihn nun auch seine politische Erregtheit, seine Freiheitsbegeisterung geführt. Auch hier blieb er in der abstracten Aufregung, in der inhaltlosen Empfindung stecken. So lange die französische Revolution ihn selbst unberührt ließ, also für ihn persönlich unwirklich war, ein fabelhaftes, fernes Traumbild, eine Abstraction, von der sich vortrefflich singen und sagen ließ, so lange wußte er nicht genug Rühmens von ihr zu machen und schalt auf die Edelleute und verspottete die Höflinge und fragte mit lauter Stimme, ob sich denn Deutschland nicht auch bald erheben würde gegen seine Unterdrücker. Allein sobald die französische Revolution durch Abschaffung der Adelsrechte die Völker Europa's auf eine Bahn hinweist, deren weitere Verfolgung ihn persönlich, seine angestammten Rechte, seine urahnliche Ritterlichkeit bedroht, so verwandelt sich seine Begeisterung in Abscheu, sein Segensspruch in Fluch. Und so fanatisch, wie er vorher war, Tyrannen zu morden (mit Worten) und Ketten zu sprengen (mit Redensarten), so fanatisch ist er jetzt auch gegen das freie Volk:[1]) die Empfindung, das erregte Gemüth, der abstracte Fanatismus ist geblieben, nur der Inhalt hat sich verändert, weil Stolberg's eigner Geist an dem Geist der Freiheit, von dem er hier abfällt, niemals lebendigen Antheil hatte.

Wenn nun Stolberg, auf diese Art umhergeschleudert

---

[1]) In diesem Bezug gewannen besonders „die Westhunnen"
(„Bei meiner Mutter Asche, das duld' ich nicht!
Ihr sollt nicht Franken nennen der Völker und
Der Zeiten Abschaum! nennt Westhunnen,
Dann noch beschönigend, ihre Horden" u. s. w.
Nämlich Stolberg's Mutter stammte aus Franken) und die Cassandra (1793 und 1795) eine traurige Berühmtheit: S. W. II, 119. 142.

zwischen den feindlichsten Gegensätzen, mit gährendem Herzen, das weder mit der Wissenschaft, noch mit der Kunst, noch mit der Geschichte sich hat versöhnen und erfüllen können, endlich die ganze eigene Arbeit des Geistes von sich wirft und im Katholicismus einen fixen, fertigen Inhalt in sich aufnimmt, so ist das im Grunde nur der nothwendige Gipfel dieser ganzen Entwicklung, und es hat auch nicht an leitenden Händen gefehlt, die ihn hinaufführten auf diesen Gipfel. Hier war nun auch sein edelmännisches Bewußtsein gesichert und befriedigt: die katholische Kirche ist die exclusive, sie hat ihre edlen Geschlechter, ihre Ahnen und Stammregister, sie hat ihre Paria's, die sie verachten kann, wie der Edelmann den Bürger. Hier also mochten die Stolbergs endlich Ruhe finden und mochten vor sich selbst vergessen, was ihre That eigentlich war — Verrath am Geist, dessen köstliche Gemeinschaft, die einzige wirkliche und wahre Gemeinschaft der Heiligen, sich von keinem Papste schenken, von keiner Glaubensformel versichern läßt, sondern die einzig durch die eigene und freie That des Individuums will errungen werden. —

Voß.

Es ist ein wohlthätiger Uebergang aus der Schwüle der Stolberg'schen Atmosphäre zu Voß, dem nüchternen kühlen Manne, der, wiewohl er Jahre lang in innigstem Verkehr mit den Stolbergs gelebt, dennoch in allen Stücken der gerade Gegensatz derselben ist: der wackere Fleiß des Gelehrten, die ehrenwerthe Beschränkung des Bürgers gegen den genialisirenden Dilettantismus des Grafen; herbe, selbst störrische Festigkeit des Charakters gegen zerfließende Weichlichkeit, derbe Gesundheit des Verstandes gegen krankhafte Empfindsamkeit des Herzens.

Es ist dies das ursprüngliche nordische Element der Vossischen Natur, mit dem er nach Göttingen gekommen war; die Erregtheit jener jugendlichen Genossenschaft hatte auch sein kälteres Blut entzündet, er hatte ihren abstracten Enthusiasmus nicht nur getheilt, sondern sogar selbstthätig eingewirkt auf die formale Ausbildung und Befestigung desselben und ihm durch den Ernst seiner Gesinnungen ein sittliches Gewicht gegeben. Jetzt, sobald er Göttingen verlassen hat und durch Neigung und Schicksal in eine ähnliche Vereinsamung zurückgeführt wird [1]), wie jene war, aus welcher Boie ihm den Weg nach Göttingen eröffnete, tritt bei der nun wiederum selbständigen Entwicklung seines Charakters auch jenes ursprüngliche Element wieder hervor: der Häuptling des genialisirenden Göttinger Bundes tritt über auf die Seite der Prosa, zu Nicolai und der rationalistischen Aufklärerei, der Odendichter wird zum Idyllendichter, der Barde zum Sänger der Natur und der Geselligkeit [2]).

---

[1]) Für diesen Uebergang ist besonders der Aufenthalt in Wandsbeck wichtig, in Claudius' Nähe: Voß' Br. II, 3. fgg., auch einzelne Briefe im ersten Band. Es ist das Gegenstück zu dem Aufenthalt der Stolberge in der Schweiz.

[2]) Wie ernstlich er es mit dieser poetischen Darstellung der beschränkten häuslichen uno bäuerlichen Sphäre meinte, und welchen Werth er seinen derartigen Versuchen selbst beilegte, geht aus seinem wunderlichen Projeet hervor, schon 1775 sich vom Markgrafen von Baden als „Landdichter“ anstellen zu lassen. Voß' eigener höchst merkwürdiger Brief an den Markgrafen steht in den Br. IV, 106., wo es u. A. heißt: „Man hielt ehedem Hofpoeten. Der Ton der Zeit und die Unart ihres Herzens machte sie zu verächtlichen Possenreißern und sie wurden abgeschafft. Gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung

In dieser Sphäre der Poesie bewegt sich Voß mit breiter Gemächlichkeit und heiterm Muthe; er ist der Einzige, der gesund geblieben ist von dem Göttinger Kreise, und dessen compactere Natur keine Miller'sche Empfindsamkeit, keine Ueberschwänglichkeit der Leidenschaft, wie in Bürger, keine Stolberg'sche Zerflossenheit beunruhigt und verstimmt; es ist Alles gemäßigt, klar und wohlgeformt. Auch bieten die Vorfälle dieses Kreises keinen Stoff, an dem eine gewaltige Leidenschaft sich entzünden könnte: die großen Begebenheiten der Welt schlagen nur mit leiser Welle an seine Thür und bleiben eben fern genug, um sich auf die allgemeinste Anregung eines löblichen, freisinnigen Interesses zu beschränken. In seinem Kreise selbst aber waltet die Häuslichkeit mit demselben sichern Gang, mit welchem draußen die Natur ordnet und waltet; und so ist drinnen und draußen, Haus und Acker, Familie und Gäste, Herz und Wille, Wunsch und Hoffnung, es ist Alles wohl berathen und wohl bestellt, Sommer und Winter, Säezeit und Erntezeit, Arbeit und Schmaus, es kehrt Alles in eintönig gemessenem Wechsel wieder und bekommt jedes sein Lied und jedes seinen Vers.

Allein es liegt in der Natur dieser einförmigen und be-

---

des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. . . Durch Hilfe meiner Freunde getraute ich mir, in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten." (108. 109. vgl. p. 76. I, 306. II, 96.) Der Markgraf von Baden galt damals überhaupt für einen Gönner der Poeten: auch Miller, wie er den Siegwart geschrieben hatte, dachte daran sich von ihm pensioniren zu lassen: vgl. Karl von Burgheim, IV, 315. und Zeitgenossen, IV, 1, 87.

schränkten Zustände, daß das Pathos, mit dem der Dichter sich an ihnen betheiligt, selbst nur ein einförmiges und beschränktes ist, ja in den meisten Fällen kommt der Dichter selbst, durch nichts aus seiner Tranquillität emporgerüttelt, nicht über die bloße Reflexion hinaus; er wird lehrhaft, wendet sich mehr an den Verstand, als an das Gefühl und verscherzt dadurch den poetischen Effect. In so ruhigen Zeiten, wie Deutschland sie damals hatte, als die Mehrzahl dieser Gedichte entstand, mochte man an dieser ruhig nüchternen Poesie Gefallen finden; es war eine wohlthätige Abkühlung auf die Hitze der Sturm- und Drangperiode, und die Spießbürgerlichkeit in ihrer „kalmankenen Jacke" freute sich, doch auch einmal poetisch zu Worte gekommen zu sein. Jetzt, da wir für unser Leben, wie für unsere Poesie einen anderen Inhalt, ein erweitertes und lebensvolleres Interesse ahnen und suchen, als der Vossische Kreis darbietet, hält es schwer, gegen diese Dichtungen nur noch gerecht zu sein [1]); ja wir verstehen jetzt wohl kaum mehr, wie es möglich war, daß die Vossischen Idyllen, diese steifen Holzschnitte nach einer rohen und unvergeistigten Natur, so lange für Poesien gelten konnten, und daß seine Mitgenossen den langweiligen Pfarrer von Grünau, mit seinen platten

---

[1]) Die liebevollste Darstellung der Vossischen Poesie hat Göthe gegeben in einer Recens. von 1804: S. W. 33, 146. Es fehlte sogar nicht an Solchen, die in diesem Lobredner den Schalk suchten und das Ganze für eine Persiflage hielten, gewiß mit Unrecht. Vgl. den Anhang zu Voß' Briefwechsel „über Voß' Verhältniß zu Schiller und Göthe" (IV, p. 63.), wo auch u. A. die charakteristische Mittheilung, daß Voß in Schiller's Gedichten „das unleidlich war, was Schiller Pathos nennt: man könne sich und Andern keine Rechenschaft geben, was Einem dabei eigentlich innerlich wohlthue." Besonders Schiller's Dramen waren ihm zuwider. (p. 47. 48.)

Natürlichkeiten, Göthe's Hermann und Dorothea, mit dem welthistorischen Hintergrund ihrer Anlage, mit dem ästhetischen Reiz ihrer Ausführung, nicht nur gleichgesetzt, sondern sogar vorgezogen haben [1]).

Wo aber ein leidenschaftliches, ja gewaltsames Pathos wirklich in diese idyllische Welt eintritt, da ist dasselbe mehr negativ und kritisch, als productiv und poetisch: es ist das Pathos der Nicolai'schen Verstandesaufklärung, die Nüchternheit des Rationalismus, die er den religiösen Ueberschwänglichkeiten seines Freundes Stolberg mit einer Heftigkeit entgegensetzt, die unmittelbar praktisch werden will und sich nur um das thatsächliche Resultat, die Belehrung oder Widerlegung des irrenden Freundes, nicht mehr um die künstlerische Darstellung und das Gesetz der Schönheit kümmert. Ueberhaupt läßt es wunderlich, wenn, wie wir oben gelesen haben, Voß die Miller'schen Romane tadelt wegen ihrer Lehr- und Nützlichkeitspointe, da seine eigene Poesie die dogmatische, die praktische Tendenz nirgend verläugnet; selbst seine Idyllen sind Tendenzidyllen, in denen er bald die Aufhebung der Leibeigenschaft, bald die Toleranz, bald die Aufklärung oder Aehnliches anpreist.

Erfreulicher, als diese poetischen Bemühungen, sind die Resultate, welche sich in der Wissenschaft an Voß' Namen

---

[1]) Daß das Göthe'sche Gedicht gegen die Luise doch nur ein klägliches Machwerk, eine schwache Copie sei, war Glaubensbekenntniß des Vossischen Kreises. Er selbst schreibt an Gleim: „Ich denke ehrlich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle — Luise ist sie nicht!" Das brachte der alte Gleim denn gleich in ein Verschen: s. Br. II, 339. 340. Vgl. III, 153. IV, 50. 82. 83. Ein anderes abfälliges Urtheil über Herm. und Dorothea s. bei Halem, p. 198. 202.

knüpfen, und zwar nach zwei Richtungen hin, in der Uebersetzung der Alten und in der mythologischen Forschung und Auslegung. In beiden hat die zähe Ausdauer seiner Natur und jene nüchterne Klarheit des Verstandes, die seine eigenen dichterischen Leistungen auf das leidige Niveau der Zweckpoesie und der Mittelmäßigkeit heruntersetzte, Vortreffliches und Unvergängliches geleistet.

Wir entsinnen uns aus der Einleitung, in welchen Stadien und Uebergängen der deutsche Geist von der Erbschaft des klassischen Alterthums allmälig Besitz genommen und wie schon in Winckelmann und Heyne das späterhin von Fr. A. Wolf ausgesprochene Princip der Alterthumswissenschaft sich angekündigt hatte: die Beschäftigung mit dem Alterthum soll aufhören einer todten und zerfallenden Gelehrsamkeit zu dienen, auf das Ethische, auf den Menschen des Alterthums gerichtet, soll sie auch in uns den Menschen ergreifen, bilden und verklären. Hier ist Form und Inhalt ungetrennt, es ist das ganze lebendige Alterthum, dessen wir, selbst mitlebend, uns bemächtigen wollen. Die Form hört hier also auf, bloß Außenseite, bloß Schale in unorganischer Abstraction zu sein: sie gewinnt Leben und Bedeutung, als die eigenthümliche und nothwendige Offenbarung des innen schaffenden Geistes; auch das Kleinste — aber es giebt jetzt kein Kleinstes mehr! und Form und Ton und Rhythmus, es ist Alles durchdrungen und belebt von dem allerfüllenden schöpferischen Geiste, den wir in Allem ahnen, in Allem suchen, in Allem wiederzugewinnen und zu Verständniß und Darstellung zu bringen haben. Es ist also nicht mehr um den Stoff allein zu thun, entkleidet und losgelöst von der Form, noch um diese Form allein, bei der wir so lange in die Schule gegangen waren, bis in unserer

Poesie selbst ein eigenthümlicher Lebensgehalt sich wieder entwikkelte und die Fesseln des Conventionellen, des bloß Formalen zertrümmerte: sondern um die organische Verbindung Beider, den Gewinn des aus Beiden unlösbar und organisch zusammengewachsenen antiken Lebens selbst ist es zu thun. Und was wir auf diese Art innerlich gewonnen, wollen wir auch äußerlich darstellen: die Antike, weil sie unser geworden ist nach Form und Inhalt, soll auch vollständig, nach Form und Inhalt, reproducirt werden. In diesem Sinne entwickelt sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieser unermüdliche wetteifernde Fleiß in Uebersetzung der Alten, namentlich des Homer. Und wenn nun Voß, zuerst in der Uebersetzung der Odyssee (1781) den Preis dieses Wettkampfs erringt, so ist das keineswegs bloß die Frucht seines, allerdings außerordentlichen formalen Talentes, sondern ebenso sehr das mühselige Resultat einer ernsten und ausdauernden Arbeit, eines unermüdlichen Fleißes und jener nüchternen Prüfung, die ihm hier, wie überall, zur Seite stand. Freilich hat dies nüchterne Element ebenso, wie in seinen eigenen poetischen Productionen, sich auch in den Uebersetzungen öfters durch eine steife und starre Geschmacklosigkeit gerächt; er wird auch hier schwerfällig und pedantisch und oft läßt der „sassische Bauer" (wie Görres ihn nennt) sich auch in diesen Uebertragungen nicht verkennen. Aber dergleichen Unvollkommenheiten der Ausführung mögen wir der einseitigen Richtung des Menschen, der ja überhaupt so gern in dem, was er errungen, sich einseitig fixirt, verzeihen und vergessen. Wenn daher auch nicht wohl geläugnet werden kann, daß Voß auch als Uebersetzer in seiner eigenen Manier erstarrt und oftmals als Handwerk übt, was stets, wenn schon mit fremdem Inhalt, dennoch freie Schöpfung der Kunst

bleiben sollte; so hat er doch immer das Außerordentliche geleistet, daß er das Princip, welches als Ahnung und unerreichte Bestrebung in seiner Zeit lag, in glücklichem Anfang dargestellt und verwirklicht hat, und dadurch thatsächlich die Möglichkeit einer Uebersetzungsweise nachgewiesen, an der man zum Theil verzweifelte, die jetzt aber, nach Voß' Vorgang, der gesicherte und alleinige Weg geworden ist, auf welchem alle ferneren Versuche dieser Art fortschreiten müssen, wenn sie anders wirklich zum Ziele gelangen und dem Bewußtsein unserer Zeit genügen wollen [1]).

Steht nun also Voß in seinen Uebersetzungen eigentlich in der Consequenz des Heyne'schen Princips, so ist er Heyne selbst auf dem Gebiete der mythologischen Forschung als hartnäckiger und erbitterter Feind gegenüber getreten. In seinem Bemühen, das gesammte Alterthum geistig zu durchbringen und jeglichem historischen Stoff den geistigen Pulsschlag abzulauschen, hatte Heyne, zunächst von seinen archäologischen Studien ausgehend, auch die antike Mythologie, bis dahin ein unorganisches und willkürliches Convolut vereinzelter Notizen, in diesen Kreis gezogen. Bei der Neuheit dieses Unternehmens und der Dunkelheit, die ja noch jetzt ein Gebiet überschattet, auf welchem damals er zuerst als Entdecker und Anbauer auftrat, konnten Irrthümer und Fehlgriffe im Einzelnen nicht ausbleiben. Diese nun berichtigte und widerlegte Voß, der nicht nur in der Kenntniß gerade desjenigen Autors, an welchen diese mythologischen Forschungen sich zunächst anlehnten, also des Homer, ohne Zweifel Heyne übertraf, sondern auch durch seinen ausdauernden, auf das Kleine und Einzelne gerichteten

[1]) Vgl. des Verf. schon früher citirten Aufsatz zur Geschichte der deutschen Uebers. Litt., aus welchem das Obige zum Theil wiederholt ist.

Fleiß und die Nüchternheit seines Verstandes recht eigentlich zum Kritiker einer Richtung befähigt war, die damals, wie jetzt, den sichern Boden des Historischen so gern verläßt. Er übte dies Amt anfänglich mit Mäßigung, wenn schon auch in diesen ersten Erörterungen der alte Widerwille gegen Heyne und das eckige, fahrige Wesen, der gespreizte Ton, den er sich wohl schon aus Klopstock's Gelehrtenrepublik angenommen hatte, sichtbar wird. Aber Heyne ignorirte diese Berichtigungen, noch mehr, er blickte vornehm auf sie herab, und gönnte ihnen nicht einmal die Ehre des Widerspruchs. Aus dergleichen Verstimmungen und Erbitterungen, die noch hinzukamen zu dem alten persönlichen Zerwürfniß [1]), entwickelte sich bei Voß allmälig eine rücksichtslose und ungerechte Polemik gegen Heyne, die sich endlich zum offenen und fanatischen Hasse steigerte, als dieselbe Partei, an die er bereits seinen Fritz Stolberg verloren hatte, sich nun auch dieser unkritischen, von ihm mißachteten Heyne'schen Mythologie bemächtigte, — die Romantiker. Heyne nämlich hatte von dem Standpunkte seiner Zeit aus den Gedanken einer, der Geschichte immanenten und in ihr sich stufenweise entwickelnden Idee nicht fassen können; er unterscheidet zwischen einem historischen, das ist unlebendigen und bedeutungslosen Mythus, einem bloßen Factum, das an sich nichts sagt und nichts bedeutet, und einem philosophischen, der, ursprünglich in den Händen einer bevorzugten Kaste morgenländischer Weisen und Priester, jenem untergeschoben und daher erst von uns wieder aus ihm zu entwickeln ist [2]). An

---

[1]) Die klägliche Geschichte dieser Fehde hat Voß selbst mit großer Redseligkeit vorgetragen, Antisymb. II, 1—141. Einen trefflichen Ueberblick über Heyne's, Voß', Creuzer's u. A. mythologischen Standpunkt enthält die Charakteristik Creuzer's von Ludwig Preller: Hall. Jahrb. 1838, 799. bis 840.

[2]) Heyne selbst (s. sein Leben von Heeren, p. 198.) spricht sich

diese Voraussetzung einer ursprünglichen, mysteriösen Weisheit knüpften, in bekannter Schelling'scher Vermittlung, die Romantiker an, und Görres und Creuzer übernahmen in diesem Sinne die Fortsetzung und consequente Durchführung der Heyne'schen Anfänge. Gegen die Romantiker also wandte sich nun der ganze bissige Grimm der Vossischen Natur: Alles, was nur von fern an die Romantik streift, was irgend wie zu ihr gehört, bis hinunter auf die unschuldige Reimform des Sonnetts, wird von Voß verfolgt, überall, vielleicht weil er selbst einmal, in der Göttinger Zeit, durch einen geschlossenen Bund auf die Literatur hatte wirken wollen, wittert er Verbrüderung, überall Pfaffen und Kryptokatholiken, die umherschleichen und Politik, Kunst, Wissenschaft zu jesuitischen Zwecken mißbrauchen, — und so wenig wir auch in all diesem maßlosen und zum Theil wunderlichen Eifer die Grundlage einer tüchtigen Gesinnung, eines energischen und werthvollen Charakters verkennen dürfen, so schwer hält es doch in der That, sich mit der unförmlichen Derbheit, der gemeinverständlichen Beschränktheit dieses Pathos auszusöhnen, und überhaupt in Voß' ganzer Erscheinung, mit

über Gang und Princip seiner Forschung also aus: „Es kam zuerst darauf an, den richtigen Begriff von Mythos festzusetzen, ihn nicht mehr mit Dichtung, und Dichterfabel als gleichbedeutend anzunehmen. Indem gezeigt ward, daß Mythen überhaupt alles das umfassen, was die alte Welt vor den Zeiten der Aufzeichnung durch Schrift in ihrer alten Sprache und Vorstellungsart dachte und erzählte — ihre Sagen — so ergab sich von selbst, daß richtige Ansicht der Mythologie auch der einzige wahre Schlüssel zur Kunde des höhern Alterthums sei. Die weitere Unterscheidung des historischen Mythos, bei dem ein Faktum, also eine Erzählung, und des philosophischen, bei dem eine Wahrnehmung, Bemerkung zum Grunde liegt, theilte dies große Gebiet in seine beiden Haupttheile. Durch diese Ansicht der Mythen wurden sofort alle diejenigen Versuche abgewiesen, welche in ihnen entweder irgend ein wissenschaftliches System finden oder auch welche nur überhaupt einseitig sie erklären wollten."

Verzichtleistung auf Schönheit und Grazie, sich bloß an dem wackern, dem tüchtigen Subject genügen zu lassen [1]).

Schluß.

Wir stehen hier am Schluß unseres Versuches. Wir haben gesehen, wie von der Reformation her die Vernichtung des Conventionellen und die lebendige Betheiligung des Subjects am Inhalte der Kunst, am Schönen, die Aufgabe unsrer Poesie wird; wie der Göttinger Dichterbund in dieser Entwicklung den abstracten Klopstockischen Standpunkt zu fixiren und in der Literatur zur Herrschaft zu bringen sucht; wie aber diese Bemühungen sich schon in ihrem ersten Anfang als nichtig erweisen und wie die Dichter des Göttinger Bundes, statt die Welle der Entwicklung aufzuhalten, vielmehr selbst ergriffen werden von ihr, ja wie sie zum größten Theil in diesem Strudel untergehen.

Was ihnen versagt ist, hat inzwischen Göthe erreicht, die Aussöhnung des individuellen, persönlichen Inhalts mit dem Inhalte der Kunst, die Darstellung und Vollendung des poetischen, des schönen Subjects. Er ist der Abschluß dieser gesammten Entwicklung, der mild herrschende, selige Zeus, der aus dem Titanenkampf der siebziger Jahre sich in selbstgenügsamer, majestätischer Sicherheit erhebt.

Eine neue Epoche beginnt mit Schiller: denn es ist ein großer Irrthum der täglichen Gewöhnung, Göthe und Schiller zusammen

---

[1]) Leisewitz bedurfte in dieser Uebersicht wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung mehr, da er, wie sein Antheil an dem Göttinger Bunde nur ein später und geringer ist, auch in der Literatur nur durch den Einen „Julius von Tarent" vertreten wird, und dieser in seinem sehr leicht ersichtlichen Zusammenhange bereits von Gervinus nachgewiesen ist: IV, 583.

zu nennen, als wären sie Zwillingskinder Eines Geistes. Schiller hat das schöne Subject als Voraussetzung, als Gewinn und Erbtheil seiner stürmischen Jugendproductionen, als edle Errungenschaft seiner philosophischen Arbeit in sich; es hat bei ihm nicht mehr um die eigene Existenz zu ringen, noch auch begnügt es sich in süß behaglichem Selbstgenuß; sondern als eine fertige Existenz, eine wirkende Macht, will es sich auch nach außen hin bethätigen. Schiller verläßt also die Grenzen der bloß subjectiven Welt, das bloße Fühlen, Genießen und Gestalten des eigenen Ich: er tritt erobernd in die Welt und will seiner Poesie die Geschichte unterwerfen. Schiller wächst auf und bildet sich unter dem Brausen der französischen Revolution, das auch durch Deutschland hallt und auch hier die Geister aufrüttelt zu Besinnung und Nachdenken. Man wird sich bewußt, daß das Subject, um zu seinem ganzen Rechte, seinem vollen Dasein zu gelangen, auch Theil haben muß an der Geschichte, am Staat und der politischen Entwicklung desselben. Aber diese Erkenntniß bleibt für's Erste nur eine theoretische, die Freiheit („Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren!") bleibt ideell, ein Postulat, ein Dogma, welches gefordert und gelehrt wird, aber noch nicht erfüllt und nicht verwirklicht. Dies ist der Nachtheil, in welchem Schiller sich gegen Göthe befindet: in Göthe ist Alles Vollendung, in Schiller Alles Anfang und Verheißung, Göthe die reife Frucht, Schiller die Knospe.

Aber diese Knospe wird reifen. Seit zwei Jahrtausenden hat der deutsche Geist ein eignes Leben, eine selbständige Geschichte; wir sind nicht eines jener kleineren Völker, die sich an einen fremden Organismus anlehnen und mit der Summe ihrer Existenz in einem fremden, höheren Princip aufgehen: wir sind fähig und berufen, unsern Inhalt rein und vollstän-

dig auszuleben. Der Inhalt des deutschen Geistes aber ist kein anderer, als die Freiheit, die er mit seinem Eintritt in die Geschichte, als die Praxis des Christenthums, über die Völker der Welt gebracht hat; die er erkämpft hat im Gebiet des Glaubens, im Reiche des Gedankens und die er nun im Staat erkämpfen wird auf dem Boden seines Vaterlandes. Man kann dies dreist voraussagen, ohne darum den Seher und Propheten spielen zu wollen: denn in tiefster Mitternacht, wo die Finsterniß am Dichtesten und kein Stern am Himmel leuchtet, wer wagte nicht vorherzusagen, daß am Morgen doch die Sonne aufgehn wird? Der Geist aber, die Geschichte, Gott sind mehr als zehntausend Sonnen und die Wege, die sie gehn, sichrer und zuverlässiger, als alle Bahnen und Kreise der Gestirne, die unsre Sterngucker uns berechnen. Freilich, wie lange die Nacht noch dauern wird, wer kann es sagen? Nur das ist göttliche Gewißheit, daß sie ein Ende nimmt. Dann, mit der Sonne unsrer Freiheit, wird auch das schöne, herzerfreuende Gestirn der neuen Poesie aufgehen, welches die Morgenröthe der Schiller'schen Dichtung verkündigt hat: wir werden ein Epos, wir werden ein Drama haben, das uns jetzt mangelt, und auch unsre Lyrik wird noch von Anderem singen, als von Herzen und Schmerzen allein. Also nicht Epigonen sind wir, die mit dem Nachlaß ihrer Voraltern das eigene elende Dasein müßig fristen; — sondern Progonen sind wir, die auf eine bessere Zeit wenigstens hindeuten wollen und sagen von ihr, wenn wir selbst sie nicht sehen sollen und wenn sie herbeizuführen man den Arm uns gebunden hat:

Hail, holy light!

